Blücher.

I.

Blücher.

Seine Zeit und sein Leben.

Zwölf Bücher in drei Bänden.

Von

Dr. Johannes Scherr,

Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnicum in Zürich.

Erster Band.

Buch I—IV.

Die Revolution.

(1740—1799.)

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1862.

Inhalt des ersten Bandes.

IV. Buch:

Die Sündflut.

Vorrede.

Gerade bei Werken dieser Art zeigt sich die unermeßliche Schwierigkeit der Aufgabe des Historikers. Wenn ein poetisches Werk geistigen Inhalt und reine Form verbindet, so ist Jedermann befriedigt. Wenn eine gelehrte Arbeit ihren Stoff durchdringt und neu erläutert, so verlangt man Nichts weiter. Die Aufgabe des Historikers dagegen ist zugleich literarisch und gelehrt; die Historie ist zugleich Kunst und Wissenschaft. Sie hat alle Forderungen der Kritik und Gelehrsamkeit so gut zu erfüllen wie etwa eine philologische Arbeit; aber zugleich soll sie dem gebildeten Geiste denselben Genuß gewähren wie die gelungenste literarische Hervorbringung. Freilich ist das ein Ideal, das kaum jemals erreicht worden und unendlich schwer zu erreichen ist.

Leopold Ranke.

(„Französische Geschichte," V, 6.)

Von der realistischen Grundstimmung unserer Zeit sind zwei große Strömungen menschlicher Geistesthätigkeit ausgegangen: die moderne Naturwissenschaft und die moderne Geschichtswissenschaft. Wesentlich auf praktische Ziele gerichtet, hat dieser Realismus die intellectuelle Arbeit, welche vorzugsweise auf der Phantasie beruht, einstweilen mehr in den Hintergrund gedrängt; daher in unseren Tagen der Mangel an einem durchgreifend schöpferischen Wirken der Poesie, daher aber auch der glänzende Aufschwung der genannten beiden Wissenschaften, der großen Vermittlerinnen jedes Kulturvorschritts.

Es ist eine sehr triviale Wahrheit, die aber leider auch heute noch bei jeder Gelegenheit auf's Neue eingeschärft werden muß, daß der ungemessene Respect vor der Vergangenheit, das denkträge Festhalten an dem „Glauben und Thun der Altvorderen" unausweichlich zu albernem Hochmuth, zur sittlichen Versumpfung, zum ökonomischen und politischen Ruin führt. Siehe den Kirchenstaat, das habs-

burgisch-bourbonische Spanien und das Franz-Metternich'sche Oestreich. Nun wohl, diesen Cultus der Vergangenheit, zu dessen Prälaten sich die Chefs der angeblich historischen, in Wahrheit pseudohistorischen Schule machten, hat die Geschichtswissenschaft der Gegenwart zerstört, wenigstens in den Augen aller Denkenden, welche zugleich Redliche sind.

Jedermann weiß, daß die Begründung wie der modernen Naturforschung so auch der modernen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung von der hochherrlichen Befreiungsarbeit datirt, welche die auserwähltesten Geister Europa's im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts vollbrachten. Freilich, es verräth heutzutage wenig „Lebensklugheit," zu sagen, das achtzehnte Jahrhundert habe denn doch mehr als „bloßen Aufkläricht" zu Tage gefördert. Indessen sind wir Andern, die wir weder ein dogmatisches Brett vor der Stirne haben noch auch „Carrière" machen wollen, dennoch so frei, immer und immer wieder mit den Gefühlen lebhaftester Sympathie, Bewunderung und Dankbarkeit auf dieses achtzehnte Jahrhundert zurückzublicken. Denn wir wissen, daß wir demselben die Befreiung vom bleiernen Joche des Theologismus, daß wir ihm unsere Aufklärung verdanken. Ja, unsere „Aufklärung!" Wenn nämlich dieser Begriff und dieses Wort auf die Romantiker wirkt wie die rothe Fahne auf den Bullen, so wollen wir das Wort nur um so heiliger halten. Es marschirt sich, denk' ich, nicht schlecht unter

einem Banner, welches ein Lessing und Kant entrollten, auf welches ein Herder das Zeichen der Humanität, ein Göthe das der Schönheit, ein Schiller das der Freiheit gestickt hat.

Niemand, dem die historische Literatur geläufig, wird im Ernste behaupten wollen, daß es vor dem achtzehnten Jahrhundert eine wissenschaftliche Historik gegeben. Weder das Alterthum noch das Mittelalter hat eine solche gekannt. Die mittelalterliche Historik, ein Product ihrer Zeit, war keine Geschichtswissenschaft, sondern, falls ich mich richtig ausdrücke, nur ein Geschichtsglaube, d. h. im Ganzen und Großen ein kritikloses Aufnehmen und Weiterbieten von Ueberliefertem. In vielen, sehr vielen Fällen ist sie allerdings noch etwas Anderes gewesen: nämlich eine zu hierarchischen Zwecken begangene, mehr oder weniger bewußte, mehr oder weniger feine oder grobe Fälschung. Und hier könnte nun auch, wenn dazu Raum wäre, des Breiteren dargelegt werden, daß die mittelalterlichen Historiker, vom Standpunkte des modernen sittlichen Gefühls angesehen, von grober und gröbster Unsittlichkeit strotzen. Jeder Blick in die Chroniken des Mittelalters straft das romantische Gerede von der „guten, alten, frommen Zeit“ Lügen. Man sollte daher billig erwarten dürfen, daß man uns endlich damit verschone.

Die Märchen- und Wundersucht, wie sie den Menschen der Feudalzeit zu Fleisch und Blut geworden und bei dem

damaligen Bildungszustande werden mußte, spann sich in der Historik bis ins sechszehnte Jahrhundert herab. Recht schlagende Beispiele hievon bieten noch die Berichte der spanischen Conquistadoren, welche mit Cortez nach Anahuak und mit Pizarro nach Peru zogen. Mit überzeugungsvoller Naivetät erzählen sie, daß, während sie Schaaren von Indianern niederritten und niederhieben, die Lieblingsheiligen Spaniens, San Jago und San Miguel, leibhaftig an ihrer Spitze ritten und fochten. Jedoch machte sich gegen das Ende des Mittelalters hin und während der Reformationszeit jener Geist der Thatsächlichkeit, ohne welchen es kein Wissen und keine Wissenschaft gibt, bereits fühlbar, wie ich das seines Ortes, im 1. Kapitel des 3. Buchs dieses Bandes, weiter ausgeführt habe und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf die Entwicklung der europäischen Geschichtschreibung bis auf Johannes Müller herab.

Müller eröffnete mit dem ersten Bande seiner Schweizergeschichte für die deutsche Literatur eine neue Phase der historischen Kunst. Daß freilich Müller's Manier, eben weil sie Manier und Affectation, eine schiefe gewesen, kann jetzt nicht mehr fraglich sein und es war ein lange nicht genug anerkanntes Verdienst Schlosser's, daß er in diese bald modisch gewordene Manier erkünstelter Objectivität eine höchst wohlthätige Wandlung und Erfrischung gebracht, indem er in seine Darstellungsweise die ganze Wucht des Freimuths und

der Ueberzeugungstreue einer mannhaften, strengen und herben Subjectivität legte, deren Auslassungen sogar da, wo man sie zu bestreiten geneigt ist, dennoch jedes gesunde Gefühl sympathetisch berühren. Heutzutage kann es auch nicht mehr fraglich sein, daß Müller's Verläßlichkeit stellenweise eine geringe oder gar keine, ja, daß überhaupt seine Erzählung in ganzen und wichtigen Partieen der neueren und neuesten Quellenkunde und Quellenkritik nicht standhält. Das, was Müller als älteste und ältere Geschichte der Eidgenossenschaft gab, hat keinen geschichtlichen Werth mehr. Diese Geschichte bedurfte eines ganz neuen Aufbau's und sie hat denselben, wie Jeder weiß, durch Kopp und Andere theilweise bereits gefunden. Allein trotz Alledem war die Bedeutung von Müller's Arbeit für die Zeit ihres Erscheinens eine sehr beträchtliche und man sollte das nicht vergessen, weil der „schweizerische Tacitus" sich herabgewürdigt hat, der Diener und Lobpreiser eines Jerome Bonaparte zu sein. Nicht nur lieferte Müller, indem er, falls ich den richtigen Ausdruck dafür finde, die Holzschnittzeichnungen der alten Chronikschreiber colorirte, zuerst ein anschauliches Lebensbild des Mittelalters, sondern seine Schweizergeschichte hat auch, da sie zu ihrer Zeit eine Lieblingslectüre der gebildeten Kreise in Deutschland war, zur Begründung des demokratischen Geistes beigetragen. Endlich beton' ich, daß Müller's Buch eine bedeutsame Wendung in der An=

schauungsweise und Stimmung der Deutschen mitfördern half, die Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus, welche etwas später durch Schiller's Tell einen neuen und gewaltigen Antrieb erhielt.

Etliche Jahre nach dem Erscheinen von Müller's nationalem Geschichtswerk feierte aber der weltbürgerliche Sinn des Jahrhunderts noch einen seiner schönsten literarischen Triumphe. Ich meine damit jenen kühnen und originellen Versuch Herder's, zum ersten Mal eine universale Kulturgeschichte höchsten Styls zu schreiben, einen neuen Grundbau der Historik zu errichten. Die „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ sind ein unvergänglich denkwürdiges Unternehmen, schon darum, weil sie ganz entschieden bezeugten, daß vor allen übrigen Nationen die Deutschen berufen seien, Weltgeschichte zu schreiben, da nur ihnen in ausreichendem Maaße die Fähigkeit zu eigen, alle Besonderheiten der Racen und Nationalitäten unter dem höheren Gesichtspunkte der Humanität zu vereinigen. Wenn man freilich Herder's Arbeit mit der vielfach ähnlich gemeinten des scharfsinnigen und tapfern Engländers Buckle zusammenhält, von welchem sich mit Umkehrung eines Schiller'schen Wortes sagen läßt, daß er „im Fleiß die Biene meistere,“ so erkennt man recht deutlich, welche Riesenschritte seither die historische, geographische und ethnographische Forschung nach vorwärts gemacht und wie außerordentlich das Material der Geschicht-

schreibung zwischen damals und heute sich vervielfältigt hat. Herder's Versuch muß uns aber um so ehrwürdiger sein, wenn wir erwägen, wie beschränkt die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel gewesen sind. Er trägt auch keineswegs die Schuld der mannigfachen, mitunter sehr wunderlichen Verirrungen, in welche nachmals die „philosophische" Geschichtsbetrachtung häufig genug verfallen ist, indem so ziemlich jeder deutsche Philosoph mit oder ohne Beruf es unternahm, die Weltgeschichte nach seinem System zu „construiren," bei welcher Operation dann weder die geschichtliche Thatsächlichkeit noch der gesunde Menschenverstand, wohl aber das Streck- und Preßbett des hochseligen Herrn Prokrustes die Hauptrolle spielte. Wir wären auf diesem Wege prokrustisch-geschichtsphilosophischen Experimentirens jetzo glücklich dazu gelangt, nach Anleitung der neuesten Modephilosophie, welche das, was Buddha allbereits vor nahezu fünfundzwanzig Jahrhunderten gepredigt, wiederum — allerdings geistreich genug wiederum predigt, die Weltgeschichte für einen Unsinn und ein Unglück, wenn nicht gar für einen Schwindel oder eine Prellerei zu erklären. Freilich, oft genug sieht sie so aus, auch für Einen, der nicht gewohnt ist, ihre Erscheinungen durch die trübseligen Gläser der Pessimismus-Brille zu betrachten. Allein wenn man festhält, daß der Mensch über sein Wesen, so wie es einmal ist, nicht hinauskann, folglich eben Mensch und nicht Engel ist, wird man

in der Weltgeschichte keineswegs das Schaum- und Traumgebilde eines buddhistischen Nirvana-Glaubens, sondern vielmehr die sehr thatsächliche, sehr harte und mühselige Arbeit des Menschengeschlechts an seiner unendlich langsamen aber stetigen Vervollkommnung erkennen. . . .

Selbst die flüchtigste Skizzirung der Entwicklung moderner Historik darf, scheint mir, die geschichtlichen Arbeiten Schiller's nicht unerwähnt lassen. Wenn der eitle Geck und Unmann A. W. Schlegel des großen Dichters Manen damit zu kränken meinte, daß er spöttelte, Schiller hätte den Strada nicht zu lesen vermocht, so gab er nur einem allgemeinen Zuge der romantischen Schule nach, den Schöpfer des Wallenstein und des Tell zu hassen und zu befehden. Der Verlogenheit und Lüderlichkeit einer Romantik, wie sie im Thun und Treiben eines Fr. Schlegel, eines A. Müller, eines Z. Werner und eines Fr. Gentz in verschiedenen Schattirungen aber immer gleich widerlich sich manifestirte, mußte der Dichter des sittlichen Idealismus naturgemäß verhaßt sein. Die großen Mängel der historischen Schriften Schiller's zugegeben, ist dennoch Zweierlei gewiß: erstens, daß aus jeder Seite derselben unendlich mehr historischer Sinn und Geist athmet als die gesammte romantische Kameradschaft aufzuwenden hatte; und zweitens, daß diese von edelster Begeisterung getragenen Darstellungen den Geschmack an geschichtlicher Lectüre und damit die Rei-

nigung und Erhebung des sittlichen und politischen Bewußtseins sehr bedeutend gefördert haben. Die Romantiker ihrerseits leisteten bekanntlich nur der Geschichtsfälschung Vorschub, jenem Kokettiren mit einem ganz willkürlich, falsch und verlogen vor- und dargestellten Mittelalter, welches Kokettiren in die Geschicke unseres Landes so unheilvoll eingegriffen hat.

Zur nämlichen Zeit, wo Schiller seine Muse in die Schule der Geschichte schickte, reiften auf strengwissenschaftlichem Gebiete Arbeiten, mittelst welcher die skeptische Analyse zu neuen Entdeckungen und Eroberungen vorschritt. Zuvörderst im Bereiche der Philologie, bald aber auch in dem der Historik. Wie Jeder erräth, will ich damit auf die Ergebnisse der philologischen Kritik hindeuten, wie sie durch Wolf, und der historischen, wie sie durch Niebuhr gehandhabt wurde. Die Bewegung, welche auf die Anregungen Seitens dieser großen Gelehrten, ihrer Schüler und Mitstrebenden hin auf dem Boden der Kulturgeschichte erfolgte, war tief und nachhaltig und sie nahm zu an Weite, Fruchtbarkeit und nationaler Bedeutung, als die germanistische Forscherthätigkeit der Brüder Grimm, ihrer Schüler und Mitstrebenden eine Fülle neuen, vorher kaum geahnten Lichts in das Dunkel der Vorzeit und des Mittelalters warf. Die stets vielgestaltiger sich entwickelnde Sprachwissenschaft, die vergleichende Religions- und Rechtsforschung, sie lie-

ferten dem Historiker ein Rüstzeug, wie er es bislang nicht besessen hatte. Ergänzend trat hinzu die Aufhellung geschichtlicher Probleme durch die Findungen der Nationalökonomie und durch die Nachweise Seitens der Statistik. Ferner schwand auch in Deutschland, wie zuvor schon in England und Frankreich, mehr und mehr die Unwissenheit und Engherzigkeit, womit die Schätze der Archive verschlossen gehalten worden, und zugleich ermöglichte es das Zusammenwirken günstiger Umstände dem deutschen Fleiße, der deutschen Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe, Quellensammlungen zu unternehmen, wie die Pertz'schen „Monumenta“ eine sind, ein riesenhaftes, in zweifachem Sinne monumentales Werk. Endlich griff auch mehr und mehr die Einsicht Platz, daß die große Lehrerin, die Geschichte, doch eigentlich nicht bloß für die Gelehrten, sondern für alle Denkenden und nach Bildung Strebenden da sei und da sein müsse, und aus dieser Einsicht ergab sich nothwendig die Tendenz auch der deutschen Historiker, fürder nicht mehr bloß zunftgemäß-gelehrt, sondern menschlich zu schreiben und dem Leser die geschichtliche Wahrheit in einer Form zu bieten, welche auch das literarische Bedürfniß zu befriedigen vermag.

Aus diesem Gesichtspunkt ist das vorliegende Werk unternommen worden. Mit wesentlicher Betonung der kultur- und sittengeschichtlichen Seite der Ereignisse bezweckt

es eine Darstellung der Zeit von **1740** bis **1815**. Als Mittelpunkt ist ein nationaler Held gewählt, Blücher; aber daß mein Buch auf mehr als eine Biographie im landläufigen Sinn abziele, bezeugt deutlich, sollt' ich meinen, schon der Titelbeisatz: „Seine Zeit und sein Leben."

Den ersten Band möcht' ich als Einleitung zu den beiden folgenden angesehen wissen, insofern in diesem ersten Bande von Blücher selbst nicht eben viel zu sagen war. Das Außerordentliche, ewig Denkwürdige der Erscheinung dieses Mannes liegt ja gerade darin, daß er erst im Greisenalter seine welthistorische Mission antrat und durchführte. Dann erst beginnen auch die Quellen für seine Lebensgeschichte reichlicher zu fließen. Selbstverständlich hab' ich auch nach bislang theils noch unaufgegrabenen theils noch unbenützten ausgeschaut und zwar — namentlich in Folge der eifrigen Bemühung und Vermittlung meines Freundes und Verlegers Otto Wigand — nicht ohne Erfolg. Insbesondere bin ich schon jetzt in den Stand gesetzt, in den folgenden Bänden aüf Grund von Originaldocumenten den Beweis zu führen, wie so ganz schief und falsch die so ziemlich stereotyp gewordene Auffassung Blücher's als eines bloßen Haudegens ist, als eines Husaren höchster Potenz, — den Beweis, daß der „Alte," der jugendfrischer war als alle die Jungen, wie der muthigste so auch einer der hellsichtigsten Patrioten gewesen. Von dem vorliegenden ersten Bande

sag' ich noch, daß die drei ersten Bücher eine einläßliche Genesis der Revolution zu geben versuchen, das vierte dagegen den Gang der Revolution selbst nur skizzirt, weit mehr nur eine Betrachtung über die Ereignisse als die Erzählung derselben bringt, weil ich mich nicht verleiten lassen durfte, hier mehr in die Einzelnheiten einzutreten als der Plan meines Werkes verträgt. Gleichwohl glaube ich bemerken zu dürfen, daß der Leser schon hier manchen bislang nur wenig oder gar nicht bekannten charakteristischen Zug finden wird.

Ueber die benützten Quellen und Hülfsmittel gibt der Anhang Nachweise und Erläuterungen. Ich kann mich daher an diesem Orte begnügen, zu sagen, daß, wie ich mein Material mittelst selbstständigen Quellenstudiums zu erwerben mich bemühte, auch mein Urtheil über Personen und Ereignisse durchweg auf Selbstständigkeit Anspruch macht.

Was die Form meines Buches angeht, hab' ich mir angelegen sein lassen, der Darstellung möglichst viel Leben, Farbe und Bewegung zu geben, gänzlich unbekümmert um die hochgelahrte Familie Staubtrocken, deren Mitglieder es so eilig haben, Jedem „novellistische Darstellungsweise" vorzurücken, welcher besser als sie zu erzählen versteht. Man wird — besagte Grundeigenthümer des „Genre ennuyeux" mögen sich dagegen stemmen, wie sie wollen — auch in der deutschen Historik immer mehr dazu kommen, einzusehen,

wie sehr Luden recht hatte, als er im Sommer von 1806 zu Jena in einem Gespräch über Geschichtschreibung mit Göthe äußerte: — „Ich glaube wirklich, daß Geschichte nicht würdig geschrieben werden könne ohne eine wahre ποιησις und daß Niemand ein Historiker sein könne, im schönsten Sinne des Wortes, dem die schöpferische oder dichterische Kraft fehlt. Denn er muß ja die Welt der Vergangenheit vor Augen haben, in welcher die Ereignisse stattfanden, die er darstellen will und die er nur in der Anschauung dieser Welt in ihrer ganzen und echten Bedeutung darstellen kann. Diese Welt aber wird ihm nicht zur Anschauung dargeboten, sondern er muß sie schaffen, um sie anschauen zu können." (Luden, Rückblicke, S. 69.) Man wird es demnach auch begreiflich finden und billigen, daß ich der angestrebten Wiederbelebung der darzustellenden Zeit wegen die handelnden wie die beobachtenden Menschen derselben beim Zeugenverhör häufig mit ihren eigenen Worten reden lasse. Die eigenthümliche Ausdrucksweise der verschiedenen Zeiten ist ja der beste Schlüssel zu ihrem Verständniß.

Hab' ich nöthig, zu bemerken, daß mein Unternehmen zugleich auch ein patriotisches sein soll? Freilich, jener Patriotismus, welcher wähnt, das Höchste, wozu deutsches Nationalgefühl sich erschwingen könne, sei die geräuschvoll schnaubende Phrase der Franzosenfresserei, ist nicht der mei-

nige. Ich überlasse, obgleich persönlich dem Franzosenthum weit mehr ab= als zugeneigt, denselben getrost einer bornirten Philisterschaft, welche sich ja an diesem Nasenstrick schon einmal glücklich ins romantische Niflheim der Restaurationspolitik zurückleiten ließ. Ueberhaupt schrieb ich unbeirrt, ja unberührt von dem deutschen Parteileben der Gegenwart, mit welchem ich Nichts gemein habe und Nichts gemein haben möchte.

Denn ich bin durch die breite und tiefe Kluft meiner republikanischen Ueberzeugung — welche, wie meine Freunde und Feinde wissen, weder von heute noch von gestern ist — von allen Arten der „Staatsmännischkeit" unserer Tage getrennt und blicke mit stoischer Resignation auf Bestrebungen, deren Werth zu beurtheilen ich mich billig enthalte, da mir die Anschauung aus der Nähe abgeht. Ja, lange Jahre, bevor das schönste und glücklichste Land Europa's, welches ich von Jugend auf gekannt und geliebt, das gewährte Asyl mir in eine zweite Heimat wandelte, hatten Instinkt, Nachdenken und Erfahrung mich zum Republikaner gemacht; aber erröthen müßt' ich, einen solchen mich zu nennen, wenn ich nicht verstände, als Geschichtschreiber gerecht zu sein. Die Kunst zwar des Vertuschens, Bemäntelns, Verschweigens hab' ich nicht gelernt; allein man wird mir zugestehen müssen, daß, wenn ich die Dinge mit ihren wirklichen Namen nenne, dies immer und überall und nach

allen Seiten hin mit derselben Rückhaltslosigkeit geschieht. Mich hat nur die Absicht geleitet, die ganze und volle Wahrheit zu finden und die gefundene ganz und voll auszusprechen. Wo ich irrte, mag man es mir beweisen; ich werde wirkliche Belehrung dankbar empfangen.

Im Uebrigen — um diese lange Vorrede kurz zu schließen — halt' ich mich berechtigt, den Ausspruch Fallmerayer's auf mich anzuwenden: — „Es gibt Menschen, denen die Freiheit nicht weniger Bedürfniß ist als dem thierischen Körper die Luft. Wahrhaft frei ist aber nur, wer den Ehrgeiz und die Eitelkeit überwunden hat und verachten kann, wonach die meisten Menschen mit Begierde streben.“

Zürich, Lichtmeß 1862.

J. Scherr.

Erstes Buch.

Der „aufgeklärte“ Despotismus.

Erstes Kapitel.

„Monsieur, à présent je suis Roi!“

Eines Tages im Januar 1740 war zu Berlin an der Tafel des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel das Gespräch sehr belebt geworden. Die Herren redeten über die Kunst des Regierens. Jeder gab, je nachdem er es vermochte, seinen Brocken Weisheit oder Unweisheit über das inhaltsreiche Thema ab, bis endlich ein junger, achtundzwanzigjähriger Mann mit markirten Zügen und tiefblauen, von Geist funkelnden Augen, damals Kronprinz von Preußen, nachmals unter dem Namen Friedrichs des Großen eine weltgeschichtliche Gestalt, die Unterhaltung zum Abschluß brachte mittelst der Aeußerung, es sei Unrecht, wenn ein Regent seine Unterthanen bedrücke. — „Was mich betrifft,“ fügte er hinzu, „ich werde, wenn ich dereinst den Thron besteige, ein rechter König der armen Leute sein [1].“ Leider ist uns nicht überliefert, ob etwa dem Einen oder Andern der Tafelgenossen beim Anhören so löblichen Vorsatzes die Betrachtung sich aufgedrängt habe, daß, wie dem Sprüchworte zufolge der Weg zur Hölle, so auch der zum Throne mit guten Vorsätzen gepflastert sei. Dagegen ist bezeugt, daß der Generaladjutant, der „lange“ Hacke von der Tafel des Herzogs weg zum König ging, der zu dieser Zeit krank im Berliner Schlosse daniederlag, und in arglosem (?) Geplauder der Rede des Kronprinzen erwähnte.

Nicht zur Verbesserung der Laune des kranken Mannes,

welche ohnehin schrecklich genug war in jenen Tagen, wo der Rastlose unthätig daliegen mußte, langsam heranschleichenden Tod vor Augen. Seine alten Generale und Rauchgesellen vom „Tabakscollegium" sitzen um ihn her, durch ihre respectvoll gemessene Unterhaltung die Langeweile zu verscheuchen. Aber das genügt nicht. Er muß Etwas zu thun haben, er will Etwas thun. Er hat ein Brett quer über sein Bett liegen und darauf allerhand Schreinerwerkzeug. Da schnitzt und leimt und hämmert er heftig, als könnt' er Beklemmung und Schmerzen weghämmern, und wenn die loyalen Berliner nächtlicher Weile drunten über den Schloßplatz gehen, hören sie aus der königlichen Krankenstube das heftige Geklopfe [2]). Er hat Zeit seines Lebens gar Manches zurechtgeklopft, der handfeste zweite König von Preußen, welcher seine „Souverainetät stabilirte wie einen rocher de bronze," zurechtgeklopft im strengsten Sinne des Wortes. „Nicht raisonnirt! Soll dabei sein Verbleiben haben! Punctum."

Aber nun geht das Klopfen zu Ende, sei's mit dem als Königsscepter gehandhabten Stock, sei's mit dem harmloseren Tischlerhammer. Er fühlt es wohl, Alles quält ihn, Alles ärgert ihn und — Bitterkeit der Bitterkeiten! — der „Fritz" wagt es allbereits sich als König zu denken? Noch mehr, auch Andere lassen sich's beigehen, ihre Blicke von der untergehenden Sonne abzuwenden und nach der „aufgehenden" zu schielen, Gesellen vom Tabakscollegium sogar? Es war um diese Zeit, als der arme kranke König eines Abends gewaltsam sich aufraffte, um noch einmal das zu halten, was Carlyle so glücklich das „Rauchparlament" Friedrich Wilhelms des Ersten genannt hat. Die Gesellschaft ist ganz stattlich vollzählig, sämmtliche Generale und Obersten der Berliner Garnison. Plötzlich tritt „der Fritz" herein, unerwartet von Rheinsberg gekommen. Macht es die Ueberraschung oder ist wirklich Etwas wie aufgehende Sonne in den Augen des Prinzen, genug, sämmtliche Generale und

Obersten erheben sich wie auf Kommando und machen dem Ankömmling ihre Reverenz. Ha, sie sehen schon ihren König in dem „Jungen!“ denkt der König und: „Setzt euch nieder!“ schreit er und noch zorniger abermals: „Setzt euch nieder ins Teufels Namen oder schert euch alle zum Teufel [3])!“ An diesem Abend oder an einem der nächstfolgenden Tage muß Friedrich Wilhelm mit seinem Sohne jene Zusammenkunft gehabt haben, wobei er demselben befahl, ihm eidlich zu geloben, nach seinem Tode Alles beim Alten zu lassen, in der Verwaltung und in der Armee keine Aenderung vorzunehmen, den Schatz nicht anzugreifen und sich nur der Personen zu bedienen, welche er, der König, auf einer Liste verzeichnet hatte.

Der Prinz verweigerte dies Gelöbniß. Wenn man weiß, aus Friedrichs eigenhändigen Briefen weiß, wie treugehorsamst, wie schmeichlerisch-unterthänigst er sich diese zehn Jahre her, seit der schrecklichen Krisis von 1730, unter den väterlichen Stock geschmiegt hatte, so mußte diese Weigerung viel bedeuten. Geradezu nichts Geringeres, als daß sich der Prinz in der That bereits als König fühlte, und zwar als einen König von Preußen, der nicht wie Friedrich Wilhelm der Erste — eine der wohlweisen Perücken der Wiener Staatskanzlei hatte es höhnend gesagt — „immer bloß zielen,“ sondern alles Ernstes „losdrücken“ wollte, so zwar, daß der Donner des Schusses in Europa widerhalle. Der Sohn also wies die Zumuthung des Vaters ab und des Letztern Ingrimm braus'te hoch auf. Aber er war ein gebrochener Mann: sein Stockscepter lag ihm wohl noch zur Hand, allein mit dem höchsteigenhändigen Zuschlagen wollt' es nicht mehr recht gehen. In Ermangelung dessen ließ er sich wenigstens in Worten höchst erbittert über den Prinzen aus. „Es ist mir gar nicht leid,“ sagte er am 31. Januar 1740, „daß ich sterben muß; denn wer sich vor dem Tode fürchtet, der ist ein H . . . . Was mir aber von Herzen leidthut, das ist, daß ich einen solchen Unmenschen wie meinen Sohn zum

Nachfolger haben soll[4])." Sr. Majestät Gemüth war demzufolge sehr beunruhigt in dieser kritischen Zeit, und da Friedrich Wilhelm in seiner Art ein frommer Mann, suchte er Trost bei Solchen, welche er als Bewahrer und Spender der göttlichen Gnade zu betrachten gewohnt war. So ließ er eines Februartags 1740 Se. Ehrwürden Rolof, lutherischen Propst an der Nikolaikirche, in seine Krankenstube bescheiden und da fand in Gegenwart der Königin Sophie Dorothea — („Fieke" oder „Fiekchen" nannte sie der Herr Gemahl) — und verschiedener Mitglieder des Rauchparlaments folgendes Gespräch zwischen König und Priester statt, sicherlich ein nicht unbelehrender Beitrag zur Signatur der Zeit, wie sie im deutsch-protestantischen Preußen um 1740 gewesen ist . . . . . König: Mein lieber Rolof, hier lieg ich armer H . . . . . . und kann weder leben noch sterben. Ich halte aber meinem Gott stille und sterbe mit Freuden. Propst: Es ist mir von Herzen leid, Ew. Majestät so krank zu sehen; was ich aber am meisten beklage, ist, daß ich glaube, Sie seien mehr am Gemüth als am Leibe krank. K. Ach nein, mein Gemüthe ist ganz ruhig. P. Das ist mir lieb; es muß aber gar nicht lange her sein, denn wir kennen uns sehr lange und ich habe Sie mein Tage nicht ruhig gesehen. K. Das ist wahr, Er hat recht, ich bin allezeit ein toller Kerl gewesen, aber dabei doch ein guter Christ. P. Ei, das wäre was recht Neues! Ein toller Kerl ist ein Mensch, der wie das Vieh in den Tag hineinlebt. So grob haben Sie es doch wohl nimmer gemacht. K. Ja, ich hab' sehr viele, auch sehr grobe Sünden begangen, aber die Liebe Gottes hab' ich niemals dabei vergessen. P. Ew. Majestät halten's mir zu Gnaden, die Menge der Anwesenden zwingt mich die Wahrheit zu sagen; denn sonst würd' ich für einen Heuchler gelten und das bin ich, wie Sie am besten wissen, mein Tage nicht gewesen. Grobe Sünden und die Liebe Gottes können unmöglich neben einander bestehen. Haben Sie grobe Sünden begangen oder begehen dergleichen

noch, so können Sie Gott nicht lieben, und in diesem Falle würde es schlecht aussehen. K. Er versteht mich nicht. Ich verlasse mich auf Christum, der alle unsere Sünden getilgt hat und also die meinigen auch, und wer daran zweifelt, der ist ein H . . . .! P. Das ist ganz gut. Dabei ist aber eine Wahrheit zu bemerken, die Sie mit ebendemselben Trumpfe bekräftigen müssen. Christus dient uns nicht nur zur Vergebung der Sünden, sondern auch zu einem Exempel, dem wir folgen müssen, so wir nicht leer ausgehen wollen. Nun erinnern Sie sich unter andern der Worte Christi am Kreuze: Vater vergib ihnen! Haben Sie allen Ihren Feinden, auch denen, die vielleicht ohne Ursache Sie hassen, von Herzen vergeben? Wäre Solches nicht geschehen, so würden Sie von Christi Verdienst nicht den allergeringsten Nutzen haben. K. Gott weiß, daß ich keinen Feind habe, dem ich nicht Alles gern vergeben habe; ich weiß keinen als die Canaille, den König von England [5]). (Zur Königin gewendet) Fieke, schreib' an Deinen Bruder, sobald ich todt bin, daß ich ihm Alles vor meinem Ende von Herzen vergeben habe. Hörst Du wohl, wenn ich recht todt sein werde.... Hier mischte sich der „lange“ Hacke ein, dem Könige bemerkend, daß es Zeit wäre, Medizin zu nehmen, worauf der Patient den Propst verabschiedete mit den Worten: „Er läßt mir Nichts durchgehen und Er hat recht. Er thut seine Pflicht als ehrlicher Mann und guter Christ [6]).“

Der sterbende König, denn seine Wassersucht ist schon so weit vorgeschritten, daß er ein solcher heißen kann, ist indeß noch weit entfernt, nur mit dem sich zu beschäftigen, was die Christen „Ewigkeit“ zu nennen pflegen. Die Zeitlichkeit macht ihm immerhin dermalen noch Sorgen genug. Bis zum letzten Athemzug bleibt er der Herrscher, welcher, der „Staatsraison“ von damals getreu, sein Königreich für einen Meierhof ansieht, der über die Maßen haushälterisch — (seine Feinde und Spötter meinen: „unmäßig geizig“) — verwaltet werden müsse. Er

hat während seiner ganzen Regierung seinen Unterthanen so zu sagen ihre Portion täglichen Brotes zugeschnitten. Auch der eigenen Familie, und zwar in keineswegs großen Stücken. Seine Tochter, die schnippische, voltaireisirende, freilich mit der Wahrheit es nicht gerade buchstäblich genau nehmende Wilhelmine, weiß bekanntlich Erschreckliches davon zu erzählen [7]. Ganz ohne Grund wohl nicht, denn noch am 3. April 1740 entwarf der kranke Mann eine neue Tafelordnung für sein Haus, worin verordnet war, daß bei Tische nur die Königin einen silbernen Teller, die Uebrigen aber zinnerne haben sollten; ferner, daß des „Mittags acht Speisen auf die königliche Tafel kommen sollen, nämlich eine gute Suppe, zwei andere nb. wohlfeile Essen, zwei Braten, w o v o n n u r d e r e i n e a n g e s c h n i t t e n w e r d e n d a r f, und etwas Gebackenes [8]."

Selten wohl oder nie hat sich das Leben mit solcher Macht gegen den Tod gewehrt wie in diesem robusten Kronenträger. Er hatte sich an einem der letzten Tage des April von Berlin nach Potsdam bringen lassen, aber der anbrechende Frühling führte in dem Befinden des Kranken keine wohlthätige Krisis herbei. Auch der sonst immer belebend auf ihn wirkende Anblick seiner geliebten „langen Kerls" von der Potsdamer Wachtparade wirkte kein Wunder. Im Mai wurde mit den zunehmenden Schmerzen und Beängstigungen das Gebaren des Königs unerträglich. Soweit Hand oder Stock noch zu regen und zu regieren waren, regnete es Ohrfeigen und Stockprügel. Von der erstern Sorte königlicher Gaben erhielt eines Maitags der Leibarzt Eller auch welche und zuletzt wurde der Leidende so bärenhaft wild, gebarte sich so berserkermäßig, daß Niemand mehr ihm zu nahen getraute und die Kammerdiener den Dienst versagten. Man mußte die Königin herbeirufen und „Fiekchen" verstand es in der That, den Tobenden zu besänftigen. Sie trat auch decidirt genug auf, indem sie ihm erklärte, wenn er sich nicht zu mäßigen verstehe, „tout le monde l'abandonnerait,

pour le laisser pourrir dans ses ordures, ou qu'on le mettrait à la chaine comme un enragé.“ Das wirkte so, daß der kranke Mann anfing zu weinen, worauf er kleinlaut und ruhig wurde [9]).

Den ganzen Maimond durch hat noch dieser harte Kampf zwischen Leben und Sterben gewährt. Das erstere schien dann und wann für eine flüchtige Stunde obenauf zu sein. Der Thätigkeitstrieb des Königs flackerte bis zuletzt in ihm: noch am 26. Mai hat er sich auf seinem Rollstuhl ins Freie bringen lassen, um der Grundsteinlegung eines neuen Hauses anzuwohnen. An diesem Tage traf, von Eller berufen, auch der Kronprinz aus seinem Rheinsberg — („Friderico tranquillitatem colenti“) — in Potsdam ein und fand einen väterlichen, ja zärtlichen Empfang. Der bärenhafte Vater hatte doch das Gefühl, der Fritz sei mehr als ein „Windbeutel,“ „Atheist“ und „Unmensch,“ wie er in seinen Zornrasereien den Sohn zu betiteln pflegte. Während der nächsten drei Tage verhandelt er mit dem Prinzen viel im Geheimen. Zwischenhinein heftiges Sträuben gegen die immer bedrohlicheren Vorgriffe des Todes. Dann auch wieder gelungene Versuche, den letzten Kampf „als Christ“ zu kämpfen, und Anordnungen für das königliche Leichenbegängniß bis ins Einzelnste hinein. Inmitten der langen und trübseligen Gebete und Litaneien, womit die Pastoren Cochius und Oesfeld das Sterbezimmer anfüllen, wird zuweilen ein humoristischer Tonlaut. Man singe mir das Lied: „„Warum sollt' ich mich denn grämen?““ Und er singt es selber mit. Aber bei den Worten: „„Arm und nackt werd' ich hinziehen,““ brummt er drein: „Das ist nicht wahr, denn ich werde in meiner Montirung begraben werden,“ — worauf der Gesang fortgeht [10]) . . . . Dienstags den 31. Mai 1740 hat er in der Morgenfrühe noch mal mit Cochius gebetet. Dann ließ er sich auf seinem Rollstuhl in die Zimmer seiner Frau und seiner Kinder fahren, um von ihnen Abschied zu nehmen, denn: „Ich hab'

nur noch etliche Stunden zu leben," sagte er zu jener. Sie folgte ihm in sein Gemach, auch der Kronprinz war da und nicht minder waren da die Herren Generale und Obersten und ihre trübseligen, steifleinen-frommen, beträchtlich verlängerten Gesichter sagten deutlich: Mit den Herrlichkeiten der Rauchparlaments-Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten ist's aus! . . . „Sag' Er mir, Pitsch, wie lange hab' ich noch zu leben?" — „Eine halbe Stunde, Ew. Majestät," antwortet der Oberchirurg der Riesengarde. — „Gebt mir mal einen Spiegel her." Und hineinsehend brummt er: „Hm, ich bin recht verändert. Werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen [11])." Es war Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr. Der Puls des Sterbenden stockte mehr und mehr. Plötzlich sagte er mit starker Stimme: „Herr Jesu, dir leb' ich; Herr Jesu, dir sterb' ich [12])!" Eine Ohnmacht wandelte ihn an. Der Leibarzt Eller machte dem Kronprinzen ein Zeichen, die Königin wegzuführen. Während es geschah, verathmete der gekrönte Korporal.

Ja, der „gekrönte Korporal." Aber nicht im höhnischen Sinne sei er hier so genannt, nein, im ehrenden vielmehr. Preußen bedurfte eines Drillmeisters vom Schlage Friedrich Wilhelms des Ersten und, wahrlich, der Mann hat seine Mission redlich erfüllt. Dem großen General Friedrich mußte ein tüchtiger Korporal vorangehen, der, wie seine „langen Kerls," so auch „die Junkers" zu drillen verstand. „Tout le pays sera ruiné," schrieb i. J. 1717 einer derselben an den König, gegen eine Finanzmaßregel desselben protestirend. Darauf Friedrich Wilhelm flugs: „Tout le pays sera ruiné? Nihil Kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainetät wie einen Rocher von Bronze [13])." Es war doch eine Ahnung von einer neuen Zeit und dem Berufe Preußens in derselben in diesem Stocksceptermann, und wenn diese Ahnung nur in der Form des brutalen und brutalsten Despotismus hervorbrach, so muß man doch, um dem

König Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sagen, daß er in einer Lage war, wo es galt, durchzugreifen, dreinzuschlagen mit Faust und Stock. Unlieblich freilich ist der Anblick dieses Hohenzollern, unlieblich im höchsten Grade. Ein Kamaschenknopf jeder Zoll, ein „Fuchtler“ vom Wirbel bis zur Zehe. Urteutonische Rohheit, widerlich überstrichen mit orthodoxem Christenthum, d. h. Lutherthum. Eine tyrannische Seelenstimmung, bis zur malayischen Tollwuth sich steigernd. Aber daneben etwas Ehrsam-Bürgerliches, Sittlich-Hausväterliches — (selbst seine boshafte Tochter hat dem Vater nur einen einzigen Versuch, gegen das sechste Gebot zu fehlen, aufzurücken vermocht[14]) — etwas Deutsch-Biderbes, welches Einen doch wohlthuend anspricht bei Betrachtung einer Zeit, wo an den deutschen und europäischen Höfen die Nachäffung französischer Lüderlichkeit bis zur Narrheit ging. In solcher Zeit war das Nationalgefühl eines preußischen Königs, mochte sich dasselbe auch noch so bornirt äußern — („Ich mag die Blitz- und Schelm-Franzosen nicht!“) — fürwahr sehr ehrenwerth und bei all seiner grotesken Unkultur hat es Friedrich Wilhelm sicher bitter empfunden, wenn auch nicht sich zu klarem Bewußtsein gebracht, wie mißlich es sei, seinen Kindern eine französische Bildung geben zu lassen. Eine deutsche gab es ja noch nicht. . . . Es geht ein Zug von Ehrlichkeit und Pflichtgefühl durch das ganze Wesen des König-Korporals. Soweit er Recht und Gerechtigkeit verstand, war es ihm Ernst, furchtbarer Ernst mit dem: „Fiat justitia et pereat mundus.“ Unbedenklich wollte er, wie bekannt, das schreckliche Wort auf den eigenen Sohn angewandt wissen, der in seinen Augen ein Deserteur und Rebell war. Es muß für einen Ausdruck der innersten Ueberzeugung Friedrich Wilhelms genommen werden, wenn er dem als Mitschuldigen des Kronprinzen zum Tode verurtheilten Katte sagen ließ, „es thäte ihm leydt; es wäre aber besser, daß er, Katte, stürbe als daß die Justiz aus der Welt kähme[15]).“ Das Köpenicker Kriegsgericht über Friedrich ist kei-

neswegs eine bloße Schreck- und Einschüchterungsposse gewesen [16]). Und ein redlicher, rastloser Arbeiter war der König, wie nach seinem besten Wissen ein gewissenhafter Bewirthschafter seines streng soldatisch eingerichteten und verwalteten Meierhofs Preußen. Wenn er eines Tages einen müssig gaffenden Berliner mit aufgehobenem Stockscepter anrunzelte: „Geh' heim, Kerl, und thu' was!“ so war das so zu sagen eine Mahnung, die er sich selber gab und sein Lebenlang treulich befolgte. Summa: ein wirklicher Mensch und Mann inmitten der blassen, schemenhaften Abklatsche Ludwigs des Vierzehnten um ihn her; unschön, eckig, grobklotzig, wie mit der Zimmermannsaxt aus Holz zugehauen, aber aus Kernholz.

Es ist ihm nicht zu Sinne gekommen, Preußen zum Range einer europäischen Großmacht erheben zu wollen. Er war „gut kaiserlich“ und es gereicht dem ungeschlachten Manne zu hohem Ruhm, daß er zu einer in der Französelei ganz ertrunkenen Zeit seinen Stolz darein setzte, „ein deutscher Reichsfürst zu sein.“ Aber er hatte auch den Instinkt, daß es mit Preußen so nicht bleiben könne, wie es war, und während er sich begnügte, „den Hahn zu spannen,“ sorgte er zugleich dafür, daß sein Nachfolger im Stande sei, „loszudrücken.“ Bei seinem Tode hatte das Königreich einen Umfang von 2275 Geviertmeilen und 2,240,000 Einwohner. Die Hauptstadt Berlin zählte deren mit Einschluß der Garnison 98,000 und war, wie uns ein zeitgenössischer Bericht sagt, eine „schöne Stadt,“ die weder in Betreff der Breite und Anlage der Straßen noch hinsichtlich des Umfangs und der Schönheit der Gebäude dem gleichzeitigen Paris bedeutend nachstand, ja an Reinlichkeit und Freundlichkeit dasselbe übertraf [17]). Wunderliche, grotesk-teutonische Sittenzüge freilich begegnen uns im Leben der preußischen Hauptstadt von damals. Wie seltsam muthet es uns an, wenn wir uns beispielsweise auf einen Berliner oder Potsdamer Ball zur Zeit des Stockscepterkönigs versetzen und da gar keine Damen, sondern lauter Männer

wahrnehmen, Generale, Obersten, Hauptleute in Altdessauer'scher Tenue mit unendlichen Zöpfen, aus Gyps aufgemauerten Frisuren, Dreimaster oben, Riesenstiefeln unten, Degengehenke hart unter den Armhöhlen gegürtet, ehrbar-steifleinen-orthodoxe Soldatengesichter, wie nach dem Exercirreglement geschnitten. Und nun engagiren sich diese Herren gegenseitig mit ehrbar-steifleinenen Komplimenten, um mitsammen ein ehrbar-steifleinenes Menuet zu tanzen[18]. . . . Die Staatswirthschaft Friedrich Wilhelms war eine echte und rechte Bauernwirthschaft gewesen: kein Verständniß, keine Förderung geistiger Interessen; aber viel Gottesfurcht, noch mehr Königsfurcht, möglichst viel Dünger und eine eiserne Sparsamkeit. Dadurch war es dem König gelungen, einen Baarschatz von nahezu neun Millionen (8,700,000) Thalern aufzuhamstern, bei einer Gesammteinnahme von 7,371,707 Thalern jährlich, wovon das Heer, 72,000 Mann stark — (26,000 Mann waren geworbene und wie geworbene! Nichtpreußen, alle zusammen keine Menschen oder gar Bürger, sondern schlechtweg „Kerls[19]" — nicht weniger als 5,977,407 Thaler verschlang. Da konnte für die von Friedrich Wilhelms Mutter, der „philosophischen" Königin Charlotte auf französischem Fuße eingerichtete Berliner Akademie der Wissenschaften freilich jährlich nur die Summe von 300 Thalern abfallen, was aber für dieses Institut auch noch zu viel war.

Kronprinz Friedrich hatte sich, nachdem sein Vater verschieden, auf sein Zimmer zurückgezogen und soll da, sagt man, lange einsam gesessen haben, nachdenklich und „ganz in Thränen." Nachdenklich wohl, ob aber in Thränen? Ihm mußte fürwahr zu Muthe sein, wie einem unter dem Gehäuse einer Luftpumpe Hervorgezogenen oder wie einem aus dem Fegfeuer Befreiten. Denn als ein „Fegfeuer," als die „peinlichste und unerträglichste Lage von der Welt" war es ihm stets erschienen, wenn er um den Vater hatte sein müssen[20]. Vor einer Stunde

noch im besten Falle der erste Sklave im Lande Preußen und jetzt selber König! Gut, daß Friedrich „Philosoph" war, sonst hätte ihn müssen ein Schwindel anwandeln. Aber nichts Dergleichen: er wußte, daß er jetzt König sei, absoluter Herr und Meister über mehr als 2 Millionen „Sujets" und nahezu 80,000 „Kerls." Und das gab er auch Anderen sofort zu wissen. Da war der „alte Dessauer," hochangesehen im jetzt verwehten Rauchparlament. Als der vom Sterbelager des gewesenen Königs weg und zu dem einsam nachdenkenden jetzigen hinaufging, seine Huldigung darbringend und zugleich die Hoffnung ausdrückend, daß er „seine Stellen und dieselbe Autorität behalten werde wie unter der Regierung der hochseligen Majestät," erhielt er kurz und deutlich den Bescheid: „Ihre Stellen sollen Sie behalten; was aber die Autorität anlangt, so weiß ich von keiner als von der souverainen, die mir, dem König, innewohnt." Schärfer noch gab sich die neue Majestät dem General Grafen von der Schulenburg zu fühlen, der spornstreichs von Landsberg herbeieilte, zu gratuliren und guten Rath anzubieten. „Wie konnten Sie sich's herausnehmen, ohne Urlaub Ihr Regiment zu verlassen?" Daß Friedrich König war, daß die „schönen Tage von Aranjuez," will sagen die lustigen von Rheinsberg, wo der Kronprinz Friedrich mitunter Bacchanalien voll Scherz und Ausgelassenheit vorgesessen hatte[21]), vorüber seien, das sollten auch vertrauteste Jugendgenossen bald erfahren. Als einer derselben, der eulenspiegelische Markgraf Heinrich von Schwedt, eines Tages an den neuen König im Beisein mehrerer Generale einen Spaß im Rheinsberger Geschmacke zu adressiren wagte, richtete sich Friedrich hoch auf und den vollen Blick seiner großen Augen, die so herrlich blau waren und so herrisch und herrschend zu blicken vermochten, auf den unglücklichen Spaßmacher heftend schmetterte er denselben nieder mit dem Worte: „Monsieur, à présent je suis Roi!"

Und das war er von Stund' an, ein König jeder Zoll, ein

Despot in jeder Fiber; aber zugleich auch einer jener Auserwählten, die mit ihres Genius Gepräge ihr Jahrhundert stempeln. „Ich bin König,“ ich weiß, was ich will, und was ich will, werd' ich schaffen. Ein weltgeschichtliches Wort, dieses: „Je suis Roi!“ Bald in Thaten übersetzt, die das alte Europa in seinen Grundfesten krachen machen.... In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1740 ist Friedrich Wilhelm der Erste in der Potsdamer Garnisonskirche zu Grabe gebracht worden. Mittwochs den 23. Juni wurden die Exequien mit allem gebührenden Pompe gehalten. Da ist die weltberühmte Potsdamer Wachtparade, das Riesengrenadier-Regiment der „langen Kerle“ — einzelne Prachtexemplare hatten bis zu 8 und 10,000 Thaler gekostet — zum letzten Mal ausgerückt. Es gab die Salven über dem Grabe und zwar richtig ohne zu „placken,“ so daß es den König-Korporal noch unter dem Boden freuen mußte, wenn er es nur hätte hören können. Kein leeres Geknalle wahrlich, diese Salven am Grabe Friedrich Wilhelms des Ersten, sondern inhaltsvoll genug, weil in die Welt hinausdröhnend: Der nur zielte, ist todt, und König ist jetzt Einer, welcher losdrücken wird!

Zweites Kapitel.

Das Reichsgespenst.

Das anhebende achtzehnte Jahrhundert trug eine Signatur, welche keinen Propheten ahnen lassen konnte, daß es in seinen Annalen Tage wie den 4. Juli 1776 und den 21. Januar 1793 zu verzeichnen haben würde. Europa schien, nachdem der vierzehnte Ludwig, das Muster und eifrigst nachgeahmte Vorbild seiner fürstlichen Zeitgenossen, sein: „L'état c'est moi!" verwirklicht, d. h. sein System absoluter Despotie begründet und ausgebaut hatte, den Geschicken orientalischer Sultanate entgegenzugehen. Dort das Haus Bourbon, hier das Haus Habsburg. Zwischen diesen beiden Mächten schien Alles, was auf volksmäßige Entwickelungen hinwies, zerquetscht werden zu müssen.

Ludwig der Vierzehnte hatte das Werk vollendet, woran nach einander von Ministern und Königen wie Suger, Ludwig dem Heiligen, Ludwig dem Elften, Heinrich dem Vierten, Richelieu und Mazarin gearbeitet worden war. Er hatte eine Nivellirungsmaschine von unwiderstehlicher Wucht über den Boden Frankreichs hingeschleift, hatte die Staatseinheit in sich concentrirt und jede Selbstständigkeit der Person wie der Gemeinde in dem Mechanismus einer Centralisation verschwinden lassen, welche selbst der Convent und Napoleon wenig zu erhöhen ver=

mochten, hatte sein Versailles zum Tempel des Königsgötzendienstes geweiht, hatte die Priester zu Beweihräucherern seiner Majestät, die Edelleute zu seinen Hoflakaien, die Dichter und Künstler zu seinen Speichelleckern gemacht. Gott im Himmel und Ludwig „der Große“ auf Erden! so tönte das Kyrie des vollendeten Absolutismus Tag und Nacht und die Völker, nicht das französische allein, stimmten andächtig ein. Wenn aber in Frankreich die despotische Monarchie „von Gottes Gnaden“ in den Formen der modernen Polizei- und Soldatengewalt sich bewegte, so erstarrte sie in Oestreich in der Umschalung hispanisch-mittelalterlicher Bigoterie und Grandezza. Selbst der Genius eines Staatsmanns und Feldherrn, wie Prinz Eugen von Savoyen einer war, vermochte diesen Bann nicht zu brechen. Alles, was er vermochte, war durch seine glorreichen Türkensiege Oestreich wieder zu einer Machtfülle zu erheben, die es befähigte, die alte Rivalität mit Frankreich auf's Neue durchzufechten. Es geschah in jenem mittelst einer ganzen Reihe mörderischer Schlachten geführten Prozeß um die spanische Erbschaft, welcher der spanische Erbfolgekrieg heißt und der Hauptsache nach vom Hause Bourbon gewonnen wurde. Aber Haus Bourbon hatte sich in diesem Streithandel nicht weniger, sondern noch mehr geschwächt als Haus Habsburg und diese beiderseitige Schwächung der Säulen Jachin und Boas des brutalen Despotismus konnte Europa nur zum Vortheile gereichen. Zunächst wurde dadurch das Emporkommen Preußens ermöglicht und die Befestigung der protestantischen Dynastie auf dem Throne von Großbritannien gesichert, zwei weltgeschichtliche Thatsachen voll von Zukunftskeimen.

Zur gleichen Zeit, wo die Frage, ob der König von Spanien Karl oder Philipp heißen sollte, Mittel-, Süd- und Westeuropa mit Wogen von Bajonnetten bedeckte, wurde die Frage, ob der Name des Königs der polnischen Republik — („König“ und „Republik,“ schon das reicht aus, den Untergang Polens

zu erklären) — August sein sollte oder Stanislaus, im Norden und Osten unseres Erdtheils gleich heftig debattirt. Für jenen plaidirte Rußland mit seinen Verbündeten, für diesen Schweden, jenes Schweden, das im Verlaufe des 17. Jahrhunderts durch den Ehrgeiz eines begabten Königs, durch die Geschicklichkeit seiner Generale und Diplomaten, wie nicht weniger durch das Elend der deutschen Verhältnisse und die Gewandtheit der französischen Politik zur europäischen Großmacht hinaufgeschraubt worden war. Für eine Weile freilich nur und ein Don Quixote von König sorgte zu Anfang des 18. Jahrhunderts dafür, daß diese Weile möglichst gekürzt würde.

Eine merkwürdige Figur, dieser zwölfte Karl von Schweden, in dem historischen Roman Voltaire's ein Held, in der Beleuchtung der historischen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldischer Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne gestellt, um da blindwüthig umherzurasseln. In seinem ganzen Wesen und Treiben schon durch den Umstand gekennzeichnet, daß er Kriegs- und Staatskunst aus dem alten, hundert Druckbogen füllenden Ritterroman „Gideon von Maxibrandar" lernte und den Helden desselben zu seinem Ideal machte. Unter den vielen abenteuerlichen Gestalten eines abenteuerlichen Jahrhunderts vielleicht die abenteuerlichste, obgleich zeitweilig nicht ohne lichte Augenblicke, in deren einem er denn auch der erste Fürst gewesen ist, welcher sich von der Perücke emanzipirt hat („Schwedenkopf)." Sein ganzer Lebenslauf voll heroischen Spectakels und Unheils. Als Sechszehnjähriger zum König ausgerufen, steht er in Winternächten auf, um sich, wahrscheinlich in Nachahmung Gideon's von Maxibrandar, nackt auf die bloße Diele zu legen. Se[illegible] Tage verbringt er in aberwitzigen Kraftübungen; reitet [illegible] Berge und Felsen weg Pferde zu Tode, durchschwimmt auch reitend vorkommenden Falls ein Stück Meer; versucht, wie [illegible]

auf einem eben eingefangenen Hirsche reiten lasse; setzt seinen Stolz darein, seine Jägerstärke mit den Kräften der wildesten Bestien zu messen. Dann wieder hört er lange Predigten andächtig mit an, geht sodann hin, um im Reichstagssaal einen Hasen zu hetzen; übt sich eifrig darauf ein, Ziegen, Schafen, Kälbern, Pferden mit einem Säbelhieb die Köpfe vom Rumpfe zu schlagen, und beschließt den von derartiger Königsarbeit ausgefüllten Tag damit, daß er einen gezähmten Bären, welcher in seinen Zimmern umherläuft, mit Wein füllt, um sich an dem Gebaren der berauschten Bestie zu erlustigen, die schließlich aus dem Fenster springt und das Genick bricht. . . . . Also vorgeschult, stürzt sich der königliche Gideon von Maxibrandar achtzehnjährig in den großen „nordischen" Krieg, vollbringt Erstaunendes gegen Dänen, gegen Russen, gegen Sachsen, debütirt als Königsmacher in Polen und wird ein „weltberühmter Held." Wenigstens in den Augen der urtheilslosen Menge, für welche ja Heldenthum und Spectakelmacherei gleichbedeutend ist. Das arme Schweden zwar geht dabei zu Grunde, aber König Karl ist ein Degen, vor welchem Amadis de Gaula selbst zu Kreuze kriechen müßte. In dem Zuge nach der Ukraine gipfelt die heldische Tollheit, welche bei Poltawa die wohlverdiente Ohrfeige erhält. Dann folgt die abenteuerliche Flucht über den Dnjepr und die nicht minder abenteuerliche jahrelange Einlagerung bei den Türken. Endlich macht der beispiellose Mißbrauch des Gastrechts sogar türkische Geduld reißen. Der Padischah ist des Dafürhaltens, der Schwedenkönig könnte das Studium seines hundert Bogen starken Lieblingsbuchs vom Gideon von Maxibrandar, welches Studium er auch in Bender eifrig betreibt, füglich anderswo fortsetzen; allein Karl hat kein Ohr für diese Meinung. Auf deutlichere Mahnungen gibt er zur Antwort: „Was? Will man mich zur Abreise zwingen? Ich fürchte diese Drohung nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben." Darob weicht, bei aller Bewunderung von Gideon's Heldenschaft,

die türkische Indolenz dem türkischen Ingrimm, der in die Worte ausbricht: „Eide theik, Giaur!“ (Mach' dich fort, Ungläubiger!), und als auch das nicht anschlägt und der schwedische „Eisenkopf“ einer Deputation von Janitscharen Bartabsengung androht, da hebt eines Februarmorgens von 1713 jenes wundersame Schauspiel an, welches in den Jahrbüchern der Osmanen das „Kalabalik (die Löwenjagd) bei Bender“ heißt. Mittelst eines Angriffs von 15,000 oder gar 30,000 Mann mit 14 Geschützen auf die 700 Schweden Karls demonstriren die Türken dem Eisenkopf ihr Hausrecht. Er stürzt, den Degen in der einen, das Pistol in der andern Hand, aus seiner in Brand geschossenen Wohnung, ganz Gideon von Maxibrandar, seinen Gefährten zurufend: „Laßt uns draufgehen, bis sie uns lebendig oder todt fangen!“ Gefangen wird er dann auch richtig, worauf er sich zu Bette legt, um dasselbe, bei gesundem Leibe, 43 Wochen lang nicht mehr zu verlassen. Von seinem Bett aus ertrotzt er von den Türken noch 1200 Beutel, steigt dann endlich am 1. Oktober 1714 zu Pferde und — („Allah behüte dich!“ rufen die Türken dem wunderlichen Gaste nach) — reitet zu, was das Zeug hält, bis er in der Nacht vom 21. November vor dem Thore seiner Stadt Stralsund anlangt. Vier Jahre noch zuckt und zappelt das königliche Meteor, blasseren Scheines schon, am nordischen Himmel, bis es im Mondlicht der Nacht vom 30. November 1718 im Laufgraben vor Fredrikshall still erlischt. Bis zum letzten Hauch Ritter Maxibrandar und Eisenkopf, steht er, aller Warnungen ungeachtet, über die Brustwehr des Laufgrabens hinausgebeugt, ohne Sinn und Zweck, ritterlich-toll den feindlichen Kugeln bloßgestellt. „Das ist kein Platz für Ew. Majestät. Kartätsch-, Musketen- und Kanonenkugeln haben vor einem Könige nicht mehr Respect als vor dem geringsten Soldaten,“ warnt Einer der hinter Karl im Schutze des Laufgrabens stehenden Offiziere. „Sei nicht bange!“ entgegnet der schwedische Don Quixote.

Plötzlich ein Laut, „wie wenn ein Stein in einen Sumpf fällt," und: „Herr Jesus, der König ist erschossen!" Nun, er starb wenigstens in seinem Charakter, gestiefelt und gespornt, im schlichten Reitermantel, die Hand auf dem Degenknauf [22]).

Der, vor welchem, wie billig, Karls Glück bei Poltawa erblichen, starb keines so heroischen Todes, sondern eines, wie er einem Wüstling und Trunkenbold zukam [23]). Jahrhundert der Kontraste, in dessen Verlauf die Natur Peter den Ersten, das Ungeheuer von Lastern, und ein englischer Poet den Sir Charles Grandison, das „Ungeheuer von Tugend," geschaffen hat. Der große Czar — denn seine Art von Größe können bloß Tiftler ihm bestreiten — war ohne Frage nach kolossalem Maßstabe angelegt, ein Kraftmensch, in seinen Ausschweifungen von einer gewissen barbarisch-naiven oder geradezu bestialischen Natürlichkeit. Das Revier seiner Genüsse lag in kamtschadalischen Regionen, welche zu betreten die Muse der Geschichte, wennschon keine Prüde, Anstand nehmen muß [24]). Aber das riesige Kraftmaaß dieses Wilden erschöpfte sich keineswegs in dem Getobe seiner wüsten Orgien. Er hat Rußland geschaffen, indem er es aus dem byzantinischen Sumpf orientalischen Vegetirens heraus- und nach Europa hereinschleifte, unbekümmert freilich darum, daß er hiebei, durch den Widerstand, welchen seine Reformen fanden, bis zur Wuth aufgereizt, die Fesseln der Sklaverei, die auf allen Klassen seines Volkes lastete, auf die gehässigste Weise nur noch schärfer anzog [25]). Man thut übrigens unrecht, wenn man den Mann einen Reformer nennt: er war ein Revolutionär vom Wirbel bis zur Sohle. Kein Grandseigneur von den Diners des Baron Holbach, kein Abenteurer à la Casanova, kein gefrorener Fanatiker des Wohlfahrtsausschusses ist so „frei von Vorurtheilen" gewesen wie Czar Peter, welcher eine durch die Hände von Korporalen und Generalen gegangene Dirne zu seiner kaiserlichen Gemahlin

(„Gossudara“) erhob und seinen rechtmäßigen Sohn und Thronerben, als ein Hinderniß seines revolutionären Schaffens, prozessiren und zu Tode foltern ließ[26]. Den ganzen Legitimitätsschwindel mit kynischer Verachtung behandelnd, kümmerte es ihn wenig, ein Czar „von Gottes Gnaden“ zu heißen. Er hatte das auch gar nicht nöthig: er war ein Czar von eigenen Gnaden, auf Fabeln und Formeln spuckend, mit einer Faust von Eisen den moskowitischen Riesen-Tolpatsch packend, schüttelnd, drillend. Sein berüchtigtes Testament ist unecht, aber der Inhalt ist echt, wahr vom ersten bis zum letzten Buchstaben. Denn Peter der Erste ist es gewesen, welcher dem russischen Eroberungstrieb — den Moskowitern durch die Mongolen eingeimpft — zuerst einen großen Styl gab, ihn zu einem Schwergewicht der europäischen Politik machte. Er verschlang heißhungrig türkische, schwedische, polnische Provinzen. Seine Plane zielten auf Konstantinopel und Warschau, auf die Ostsee und das Schwarze Meer und, fürwahr, er war nicht der Mann, es mit bloßen Entwürfen bewenden zu lassen. Er hat sich als einer der entschiedensten Handanleger ausgewiesen, welche die Weltgeschichte kennt. In alten russischen Chroniken ist erzählt, daß Czar Iwan der Schreckliche zwischen dem vierten und fünften der grauenhaften von ihm angerichteten Blutbäder — bekannt unter dem Namen „Opaly,“ Ausmerzungen — nach Zerstörung der Stadt Nowogrod vor Pskow gerückt sei und auf einem Hügel davor Halt gemacht habe. Da habe er die Stadt unverwandt angestiert und dabei die „untere Kinnlade bewegt, als fräße er Pskow auf.“ Nun wohl, durch Peter den Ersten ist Rußland so eine Art von schrecklichem Iwan geworden, auf Europa starrend und die Kinnlade bewegend, als wollt' es dasselbe auffressen. . . . .

Zwischen die alte beständige Gefahr von Westen her, zwischen Frankreich, welches selbst unter dem Metzenregiment des fünfzehnten Ludwigs noch kräftig genug war, die Raubpolitik

Richelieu's und Ludwigs des Vierzehnten fortzusetzen und deutsche Länder zu annexiren (Lothringen 1735), und zwischen die neue von Osten her drohende, wo Peter der Erste den ungeschlachten jungen moskowitischen Koloß auf die Eroberungsbahn gepeiLachhatte, zwischen diese beiden Gefahren war das arme erbReichsewürdige mittelalterliche Reichsgespenst in die Mitte geeine Lüge

Dasnd feigsge Römische Reich Deutscher Nation." Hölzernes Eisen! Ganz ähnlich wie die königliche polnische Republik, nur mit dem Unterschiede, daß in deutschen Landen eine Fülle von Bildungs- und Verjüngungskeimen vorhanden und in leisem Aufsprossen begriffen war, während in polnischen das Wachsthum alles Besseren und Edleren von der Wucht sarmatischen Schmutzes und jesuitischer Geistesbarbarei erdrückt wurde. Die christlich-germanische Phantasie, des römischen Weltreichs gebietende Obmacht auf die Germanen überzutragen, hatte etwa durch einen großen Karl, einen großen dritten Heinrich, einen großen Otto, einen rothbärtigen Friedrich für flüchtige Momente verwirklicht werden können, zugleich aber auch hatte sie dem deutschen Reichskörper ein tödtliches Gift beigebracht. Es wirkte erst langsam, aber es wirkte; rasch und immer rascher von der Stunde an, wo es dem energischen und rücksichtslosen Tyrannen, Kaiser Heinrich dem Sechsten, mißlungen war, das deutsche Wahlreich, die organisirte Anarchie, in eine kaiserliche Erbmonarchie zu verwandeln. Zur Zeit, von welcher in diesem Buch zunächst die Rede ist, im dritten, vierten und fünften Jahrzehent des 18. Jahrhunderts, war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation längst verdorben und gestorben. Nur sein unseliger Schatten ging schlotternd noch offiziell um in der Weltgeschichte, halb mitleidswürdig, halb lächerlich, ganz so, wie man nicht recht wußte, ob man weinen oder lachen sollte, wenn die zu dieser Zeit gewählten Kaiser, in einen fadenscheinigen modrigen mittelalterlichen Apparat gewickelt, gespensterhafte Krönungsmaskeraden

in den Straßen von Frankfurt abspielten. „Nichts konnte ein treueres Bild der eiskalt erstarrten und kindisch gewordenen alten deutschen Reichsverfassung geben als das Fastnachtsspiel einer solchen in ihren zerrissenen Fetzen prangenden Kaiserkrönung [27]).“ Also der Augenzeuge so einer [illegible]ronistischen Haupt- und Staatsaction, ein Mann, der in [illegible]opfe zwei Augen hatte von jener nicht sehr häufigen Ar[illegible] man die Dinge sieht, wie sie sind. [illegible]

Das offizielle deutsche Reichsgebiet hatte im 18. Jahrhundert einen Umfang von ungefähr 12,000 Geviertmeilen und eine Bewohnerzahl, deren Schätzung zwischen der Angabe von 26 und der von 30 Millionen schwankt. Diese haus'ten in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, 100,000 Dörfern und etwa 40,000 Rittersitzen und Einzelhöfen. Das Reichsgebiet war, wie bekannt, eingetheilt in 10 Reichskreise, neben welchen jedoch noch eine bedeutende Anzahl „reichsunmittelbarer“ Gebiete existirte und eine Masse von gegen 1500 „reichsritterschaftlicher“ Güter, deren Besitzer, durchschnittlich über einen Flächenraum von einer Achtels- oder gar Neuntels-Geviertmeile „herrschend“, sich nicht schlechter oder minder souverain dünkten als die kurfürstlichen, fürstlichen und herzoglichen Reichsstände. Der Inhalt der reichsten Farbenschachtel der Welt würde lange nicht hinreichen, von der Buntheit der Reichskarte eine Vorstellung zu geben. An 300 souveraine Territorien — geistliche und weltliche Kurfürstenthümer, Herzogthümer, Fürstenthümer, Mark- und Landgrafschaften, Bisthümer, Propsteien, Abteien, Reichsgrafschaften, Reichsfreiherrschaften, Reichsstädte, Reichsstädtchen, Reichsdörfer — bildeten den echten und gerechten Reichsweichselzopf. Oder auch kann man dieses ganze ungefüge, mumienhafte Ding einen babylonischen Thurmbau nennen, voll Verrottung, Moder und Wurmfraß, erbarmenswerth, wenn nicht die Beimischung jenes grotesk-lächerlichen Reichsdünkels, welcher Kaiserschemen wie Karl den Sechsten, Franz den Ersten und Franz

den Zweiten die pomposen alten Titel „Mehrer des Reichs“ und „Herr der Christenheit“ fortführen oder eine lilliput'sche Reichsstadt, wie Nördlingen, ihrem Rathhause die Aufschrift: „Senatus populusque Nordlingensis“ — geben ließ, das Erbarmen in Lachen verkehrte.

Die Reichseinheit ein romantischer Traum, die Reichsverfassung eine Lüge, der Kaiser ein Popanz, welcher nur noch kleinste und feigste Diebe schreckte, der Reichstag eine Schwatz- und Klatschstube voll steifleinener Langweile, die Reichskasse ein Vacuum, das Reichsgericht die erste Verschleppungsanstalt auf Erden, die Reichsarmee der Spott der Welt. Ueberall, wohin wir blicken, auf allen Gebieten des Reichslebens unsägliche Verkommenheit. Alles verknöchert, versteinert, durchfault. Die oberen Stände verausländert und entsittlicht, die unteren verdumpft und verknechtet. Die Kirche da in absurdem Formelkram erstarrt, dort in Schlemmerei und Unzucht sich wälzend. Der Adel im Hoflakaienthum vernützt oder zum Krautjunkerthum verdummt. Der Bürger ein Spießburger, der Bauer ein Sklave. Zu Alledem noch eine Gelahrtheit, deren Stupidität nur von ihrem Servilismus übertroffen wurde, — einem Servilismus, dessen ekelhafte Hervorbringungen man kennen muß, um zu wissen, wie sehr der „Advocatus patriae,“ der treffliche Möser, berechtigt war, seinen Landsleuten und Zeitgenossen den Vorwurf der „deutschen Hundedemuth“ ins Gesicht zu schleudern [28]. Dieser Knechtssinn wurzelte übrigens in dem Umstand, daß die Deutschen damaliger Zeit wesentlich ein theologisches Volk waren, zur Unterthänigkeit erzogen durch Theologen, welche nicht müde wurden, ihnen einzuprägen, daß Gut und Leben der Menschen ihren zeitweiligen Gebietern unbedingt zur Verfügung stehen müßten [29].

Also war des deutschen Reiches Herrlichkeit und kaiserliche Majestät unter dem Reichsregiment des Hauses Habsburg herabgekommen, welches ja schon zur Zeit Maximilians des Ersten

Deutschland so entfremdet gewesen, daß dieser Kaiser kein Bedenken getragen, offen auszusprechen, Oestreich sei stets der erste Gegenstand seiner Sorge und seiner Pflicht. Dieser Art und Weise, die Reichskrone zu tragen, hatte dann die Manier der deutschen Großen, ihre Fürstenhüte in Kronen und Krönlein umzuwandeln, vollständig entsprochen. „Polonia confusione regitur," — das galt auch ganz und gar von Germanien. Deutsches Reich, dein Name war Verwirrung und dein Kaiser nur ein Oberkonfusionsrath. Die Geschichte der „Wahlkapitulationen" zeigt Stufe für Stufe das Aufwuchern jener trübseligen Reichsanarchie, welche, von der deutschen Aristokratie, die vor keinem Vaterlandsverrath zurückschrak, eifrigst gepflegt, die Fürsten aus Reichsständen zu souverainen Landesherren werden ließ, die Reichsgewalt auf Null herabdrückte und den deutschen Individualismus mit raffinirter Berechnung zu jenem Partikularismus hinaufhätschelte, welcher dann mälig zu solcher Ungeheuerlichkeit gedieh, daß er von Deutschland zuletzt nur noch als von einem „geographischen Begriffe" wußte und deutsches Nationalgefühl als ein Verbrechen verfolgen durfte.

Wo immer man das Reichsgespenst anfassen will, überall Verwesung und Modergeruch. Der deutsche Kaiser als solcher eine wahrhaft bettelhafte Figur, denn der „Herr der Christenheit" hatte als regelmäßiges Reichseinkommen allerhöchstens 8000 Thaler jährlich. Das gesammte Reichssteuerwesen eine so zu sagen vorsündflutliche Absurdität, ein klägliches Almosenheischen, welchem nur spärlich und widerwillig entsprochen wurde. Kein Wunder daher, daß das Reichsheer entweder nur auf dem Papiere stand oder aber, wo es wirklich auf- und ausmarschirte, als ein namenlos buntscheckiges, fast vogelscheuchartiges Zerrbild auf wirkliche Wehr- und Waffentüchtigkeit sich darstellte. Noch zu Ausgang des Jahrhunderts, zur Zeit, wo die von Seiten der französischen Revolutionsheere Deutschland bedrohende Gefahr schon die alleräußerste und schon seit Jahren

die Reichskonfusion aus ihrer Gleichgültigkeit aufgeschüttelt worden war, ist es traurige Wahrheit in satirischem Gewande gewesen, wenn ein zürnender Patriot schrieb: „Man berathschlagt, ob die Heere der Deutschen nicht ohne Brot und Pulver Krieg führen, ob unsere Festungen nicht mit Luftröhren statt mit Kanonen vertheidigt werden können. Der eine Reichsstand will warten, was der andere beschließen werde. Ein zweiter stimmt für die wenigst möglichen Beiträge. Ein dritter verwundert sich, wie man ihm Beiträge zumuthen könne, da es weltkundig sei, daß er mit Frankreich in Verhältnissen stehe, welche die Besiegung der deutschen Heere seiner Konvenienz vortheilhaft machten." .... Was soll ich von der Ohnmacht der Reichsjustiz, von der Unendlichkeit des Reichsgerichtsverfahrens sagen? Genügt doch, diesen Jammer anzudeuten, die Angabe, daß bis zum Jahre 1772 beim Reichskammergericht nicht weniger als 61,233 unerledigte Prozesse sich angehäuft hatten. Die Reichstagsmaschine endlich, mit ihrem jämmerlichen „Corpus Catholicorum" und ihrem gleich jämmerlichen „Corpus Evangelicorum," mit ihrem unermeßlichen Wust von Protokollen, Deduktionen, Gutachten, Rechtsverwahrungen, Propositionen und Protestationen, mit ihrem ganzen Wirrwarr von etwa 500 Rädern und Rädchen zu Regensburg eingerostet, war nur noch eine offizielle Satire auf den mittelalterlichen Mythus von „Kaiser und Reich." Fürwahr, als Friedrich der Zweite i. J. 1757 den kaiserlichen Notarius Aprill, welcher dem kurbrandenburgischen Gesandten, Herrn von Plotho, von Reichswegen „insinuirte," daß der Preußenkönig vor den Reichstag citirt sei, um die Anklage auf Reichsacht zu bestehen, durch besagten Gesandten zur Thüre hinaus- und die Treppe hinabwerfen ließ, leistete er Deutschland einen Dienst. Ja, es war ein Verdienst, in die Mumiensammlung des Regensburger Reichstags hineinzuschlagen, daß der Perücken- und Aktenstaub davonstob. In der Person des armen Doctor Aprill — nomen et omen! —

wurden so zu sagen Kaiser und Reich selber symbolisch die Treppe hinabgeworfen. Der brutale preußische Soldat, welcher diese Exekution vornahm, machte die Deutschen recht handgreiflich darauf aufmerksam, daß sie gut thäten, den abgeschmackten Traum vom Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation endlich sich aus den Augen zu reiben. Das Aktenstück aber, worin der kaiserliche Notarius erzählt, wie er „dem Freiherrn von Plotho die Kaiserliche Citation übergeben wollen und von demselben schlimm abgefertiget worden," ist eine zu charakteristische Probe vom damaligen Reichs- und Kurialstyl, als daß Doktor Aprill nicht für etliche Sekunden das Wort haben sollte. „Nachdem Citatio fiscalis Ihme Freih. v. Plotho zu Gesicht selbst gekommen, solche von demselben selbst eingesehen, gelesen und vernohmen worden, hatte Sr. Exz. sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seind Sr. Exz. Freih. v. P. in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß dieselben Sich nicht mehr stille zu halten vermöget, sondern mit zitternden Händen und brinnenden Angesicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei auch die fiscalische Citation nebst dem opponendo annoch in seine rechte Hand haltend in diese Formalia wider mich ausgebrochen: Was, du Flegel, insinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieses ist mein Notariat Ambt, deme ich nachkommen muss. Dessen aber ohngeachtet fallete mich er Freih. v. P. mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willst du es (nehmlich die ihme von mir insinuirte und noch in seiner Hand gehabte Citationem fiscalem) zurücknehmen? Da ich mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citation benebst dem opponendo Vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei den Mantel haltend zum Zimmer hinausgedrucket, ruffete er zu denen zweien

vorhanden gewesenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!" .....

Während die Reichsmaschine fortfuhr, in keuchender Eintönigkeit Spreu zu mahlen, hatte die Landesherrlichkeit der Fürsten, seit der Reformation mächtiger denn je zuvor aufgeschossen, ihres Wachsthums Höhe erreicht. Muster dieses partikularistischen Absolutismus in Deutschland war Ludwig der Vierzehnte, welcher ja auch bei seinen Raubanschlägen gegen das Reich stets auf Allianzen mit Reichsfürsten zählen konnte, mit Reichsfürsten, die er oft genug in seinem Vorzimmer zu Versailles unter anderm Lakaienvolk auf die Ehre des Anblicks seiner Majestät harren ließ. „L'état c'est moi!" hatte der Bourbon gesagt. „Das Vaterland bin Ich!" parodirte ihn ein deutscher Duodezdespot, der Peiniger Moser's und Schubart's, der Verkümmerer von Schiller's Jugend. Gerade das Land, wo dieser Herzog Karl Eugen herrschte, kann als Beispiel dienen, mit welchem wahnwitzigen Uebermuth alle Volksrechte, und waren sie auch durch eine althergebrachte Verfassung ausdrücklich garantirt, zu Boden getreten wurden. Hier, in Altwürtemberg, dem „Schreiberparadies," verband sich mit der brutalen Willkürherrschaft des Fürsten eine brutale Bureaukratie, welche überdies noch mit dem berüchtigten „Verwandtschaftshimmel" der lutherischen Prälatur auf's Engste verknotigt war, mit jener Spottgeburt einer Nachahmung katholischen Hierarchenthums, welche in stupider Selbstsucht jedem Vorschrittsgedanken sich entgegenstemmte. „I han dem Herzig scho oft g'sait: Nuh nex Nuis!" (Ich habe dem Herzog schon oft gesagt: Nur nichts Neues!) rühmte sich so ein altwürtembergischer Prälat gegen den armen Johann Jakob Moser, welcher die Erfüllung seiner beschworenen Pflicht mit sechsjährigem „scharfem Kerker" auf dem Felsen von Hohentwiel zu büßen hatte. Da saß der redliche Mann, welcher „fest und beharrlich war und den des Arges befehlenden Tyrannen drohender Blick nicht erschreckt hatte" (Horaz, III, 3),

in tiefer Gefängnißnacht, blutiges Fleisch und Eingeweide, nicht von Unrath gesäubert, seine Kost, faules Wasser voll ekelhaften Gewürms sein Getränke, zur Winterszeit, „fast das Mark in den Beinen erfrierend,“ und derweil schwelgte sein Quäler in sultanischen Lüsten, erkauft mit dem Schweiß und dem Blute des Landes. Denn Karl Eugen betrieb, wie bekannt, neben Ausnützung aller übrigen Erpressungsarten den Menschenhandel im größten Style. Nur Einer noch, der Hessen-Kasseler, Wilhelm, des Namens der neunte Landgraf und später erster Kurfürst, übertraf in dieser Art von Landesväterlichkeit den Würtemberger. Während des Unabhängigkeitskriegs der Nordamerikaner allein hat dieser Landesvater 16,992 seiner Hessen an England verkauft. Davon sahen 11,843 die Heimat nicht wieder, „verkauft und abgeschlachtet wie das liebe Vieh.“ Aber der Landgraf strich dafür in klingender Münze die Summe von 2,600,000 Pfd. Sterling ein. Ein vortreffliches Geschäft! Denn außer dem „Blutgeld“ von 30 Reichsthalern für jeden Kopf, waren dem Landesvater auch noch 20 Pfund für jeden Mann zugesichert, der „bleiben“ würde. Erklärlich daher, daß der Landesvater eine große Freude hatte, als er erfuhr, in der Schlacht bei Trenton seien von seinen verkauften Landeskindern 1650 Mann geblieben. Er schrieb — damals noch erst Erbprinz, aber schon ein rechter Geschäftsmann — am 8. Februar 1777 an den General seiner Hessen in Amerika: „Erinnern Sie daran, daß von den 300 Spartanern, welche den Paß bei Thermopylä vertheidigten, nicht e i n e r zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich dasselbe von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er die 300 Mann gerettet hat, welche von Trenton entflohen.“ Ob das Buch der Weltgeschichte ein zweites Dokument dieser Gattung aufzuweisen habe, dürfte zweifelhaft sein. . . . Was Karl Eugen von Würtemberg angeht, so hat er seinen Menschenhandel nach Frank-

reich und Holland hin getrieben. Von 1752—56 empfing er vom französischen Hofe für gelieferte Soldatenwaare 1½ Millionen Livres. Noch i. J. 1786 verkaufte er 1000 Mann, das „Kapregiment,“ an die Holländer. Ein kleiner Junge, nachmals ein leidlicher Poet und unleidlicher Klopfgeisterling, ist damals verwundert mit dabei gestanden, als die Verkauften die Schloßallee von Ludwigsburg hinabzogen unter den Klängen von Schubart's Lied: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark, der Abschiedstag ist da; wir müssen über Land und Meer ins heiße Afrika.“ Derselbe Schubart hatte neun Jahre zuvor, als er nach Hohenasperg geschleppt wurde, wo sich Karl Eugen an der Einkerkerung seines Opfers weidete, unterwegs in einer Schenke den Volksdank damaliger Zeit für patriotische Mühwaltung empfangen. „Das ist der Schubart, der Malefizkerl!“ grins'ten die Kirchheimer Spießburger beim Anblick des Gefangenen. „Man wird ihm mal den Grind herunterfegen.“ Ja, dem Uebermuth der Großen entsprach vollkommen die Demuth der Kleinen, der alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen tretenden Willkür der Fürsten die feige Niederträchtigkeit der Völker. Noch zur Zeit der französischen Revolution gerieth die ehrsame Schuhmacherzunft zu Stuttgart vor Freude förmlich außer sich und blickte mit Verachtung auf andere Handwerksgilden herab, weil der Herzog Ludwig Eugen eines Tages einem tief vor ihm sich bückenden Schustermeister einen „guten Morgen“ gewünscht und ihn dabei „Herr“ genannt hatte [30]).

Roh, gemein, eng und klein, neben plumpste Völlerei und Ueppigkeit die widrigste Dürftigkeit und Blöße stellend, aftergläubisch bis zum grassen Fetischismus oder pietistisch versumpft, geradezu barbarisch war all das deutsche Leben jener Tage. Zu jeder Zeit bietet die Kriminalstatistik einen Spiegel der herrschenden Sitten, Anschauungen und Rechtsbegriffe und eine Ecke dieses Zeitspiegels mag uns der alte Iccander zum Einblick aufthun, indem wir die Seite seines „Sächsischen Kernchronikon“

betrachten, auf welcher er Folgendes verzeichnet hat. In Dresden wurden 1702 drei Personen wegen Diebstahls gestäupt; 1703 eine Kindsmörderin „gesäckt," ein Soldat wegen Mords enthauptet; 1704 zwei Deserteure gehenkt, eine Kindsmörderin gesäckt; 1705 einem Deserteur die Ohren abgeschnitten, ein Soldat als Diebstahlscomplice gehenkt, sein Offizier wegen Diebstahls und Mordes mit glühenden Zangen gekniffen und gerädert; 1706 „abermalen" ein Edelmann wegen Diebstahls gehenkt, vierzehn Soldaten wegen Plünderung ihrer eigenen Bagage gehenkt, sieben andere Soldaten wegen verschiedener Verbrechen exequirt, ein Junker hingerichtet, weil er seinen Fourier erstochen und zwei Weiber gehabt; 1707 zwei Soldaten als Deserteure erschossen und zwei Offiziere hingerichtet, weil sie ihre Untergebenen getödtet, zwei Unteroffiziere wegen Diebstahls gebrandmarkt; 1708 ein Deserteur exequirt, eine Kindsmörderin hingerichtet; 1709 eine Kindsmörderin hingerichtet; 1712 ein Mordbrenner lebendig verbrannt, ein Bauer deßgleichen, ein Straßenräuber und ein Dieb hingerichtet; 1713 eine Hinrichtung, zwei Offiziere wegen Spitzbübereien gestäupt; 1714 fünf Hinrichtungen; 1715 der berüchtigte Lips Tullian mit vier seiner Spießgesellen hingerichtet, außerdem ein Mörder und sieben Soldaten wegen Raubmords; 1716 zwei Räuber und mehrere Offiziere hingerichtet; 1718 vier Hinrichtungen [31]). Ein trockenes Register; aber lehrreich, zum Nachdenken über „die gute alte Zeit" stimmend. Ebenso der Umstand, daß erst am 21. Januar 1749 der letzte Hexenbrand im deutschen Reiche gelodert hat, zu Würzburg die arme siebzigjährige Nonne Maria Renata verzehrend.

Wie hätte bei solchem Reichsjammer, bei solchem partikularistischen Elend, auf diesem dürren, von der Tyrannei erbarmungslos ausgesogenen Boden die edle Pflanze des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe, nur in wenigen Herzen wurzelnd, gedeihen, zur Blüthe sich entfalten, zur Frucht reifen

können? „Patriam fugimus,“ das sei das Wahrzeichen der Deutschen, hat einer der hellsten Geister des vorigen Jahrhunderts gesagt, Lichtenberg. Er hätte hinzufügen können: gerade der Auserwähltesten unter den Deutschen. Denn mußten nicht eben solche, wenn sie sich aus der gemeinen Wirklichkeit der Dinge um sie her in die Aetherhöhen des Idealismus emporhoben, im Weltbürgerthum Trost und Zuflucht suchen, weil es kein Vaterland, kein deutsches Bürgerthum gab? Hat doch ein Lessing, der Stolz unserer Nation, Worte gesprochen, die uns heutzutage anfrösteln, die Worte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und sie scheint mir nur eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre.“ Es ist wahr, die sittliche Reinigung hob in Deutschland an mit dem herrlichen Aufschwung des geistigen Lebens, welchen man vom Auftreten Klopstock's datiren kann. Aber eine furchtbare Reihe von Krisen und Katastrophen, eine Zeit ungeheurer Trübsal mußte erst über Deutschland kommen, um endlich wieder jeden Deutschen die Mahnung unseres geliebtesten, aus den Nebelregionen des Kosmopolitismus auf heimischen Boden zurückgekehrten Sehers beherzigen zu machen: „O, lerne fühlen, welches Stamms du bist. An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“ Wir werden diese Rück- und Einkehr zum und im Vaterland seines Ortes des Näheren zu betrachten haben. Für die Zeit aber, von welcher hier gehandelt ist, für diese galt nur allzusehr der patriotische Schmerzensruf des jüngeren Moser: — „Wir sind ein Volk, von einem Namen und einer Sprache, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, unter einerlei, unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen zu einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf einer mehr als hundertjährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich Europa's, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen, — und so, wie wir sind, sind wir

schon Jahrhunderte lang ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig, uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch unter einander, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk."

So war die Summe vom gespenstigen Dasein des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Der Degen Friedrichs des Zweiten zerriß den ärmlich geflickten Kaisermantel, dessen Fetzen dann freilich noch geraume Zeit kläglich in der Luft umherflatterten. An die Stelle des Traums der Reichseinheit trat die harsche und herbe Wirklichkeit des Dualismus von Oestreich und Preußen, diese furchtbare, aber so, wie die Sachen lagen, unausweichliche Probe der Verjüngungsfähigkeit Deutschlands. Um diesen Dualismus, als um ihren Angelpunkt, drehten sich fortan die deutschen Geschicke.

Drittes Kapitel.

Friedrich der Große.

In der Nacht vom 20. Oktober 1740 starb in der Wiener Vorstadt Wieden in der neuen Favorite, dem späteren Theresianum, Karl der Sechste, der letzte Habsburger, dessen Titel eine Druckseite füllten. Obenan stand: „Römischer Kaiser, Herr der Christenheit, allzeit Mehrer des Reichs." Ein hispanisch-gravitätischer Herr, mit sehr ansehnlicher Unterlippe, sonst etwas dürftig von Leibesgestalt, ein Sklave der Tyrannin Etikette, dessen habsburgischen Hängemund man nie von einem Lächeln gekräuselt sah. Er hat auch nicht eben viel Ursache zum Lachen gehabt. Sein Lebenlang hatte er sich unendliche Mühe gegeben um ein Stück Pergament, genannt die „pragmatische Sanction," welches Stück Schafhaut seiner ältesten Tochter, Maria Theresia, die Thronfolge in sämmtlichen östreichischen Landen verbürgen sollte. Die Zustimmung der europäischen Höfe zur pragmatischen Sanction zu erhalten, diese östreichische Haussache zu fördern, hatte der Kaiser alles Menschenmögliche gethan, unter Anderem auch bewiesen, was für ein „Mehrer des Reichs" er war; denn die Ueberantwortung des Reichslandes Lothringen an Frankreich hatte ja ihr Grundmotiv auch in Karls Leidenschaft für das genannte schäfige Scheinding, das als solches vom großen Prinzen „Eugenio von Savoie" gar wohl erkannt

worden. „Kaiserliche Majestät,“ hatte kurz vor seinem Sterben, im April 1736, der „edle Ritter“ zu seinem Gebieter gesagt, „Ihre Erbin würde besser fahren, wenn Sie ihr keine pragmatische Sanction, wohl aber eine Armee von 200,000 Mann und eine gefüllte Schatzkammer hinterließen.“ „Hum, hum, bäh, bäh,“ brummelte dazu, wie gewohnt, der Kaiser. Er mochte von der Schäfigkeit des Dinges im Geheimen selber überzeugt sein. War er doch nicht gerade ein unweiser Mann, wenngleich sein Verstand unter einem schweren Wust von Köhlerglauben, Etikette und Gottesgnadenthum nicht sehr häufig sich hervorzuarbeiten vermochte. Auch menschliche Regungen lagen unter diesem Wust verborgen, herzgewinnend manchmal sich offenbarend. So in der Zärtlichkeit für seine „weiße Liesel,“ seine braunschweigische Gemahlin, der blendenden Weiße ihrer Hautfarbe und der jungfräulichen Anmuth ihrer Umgangsformen wegen unter den fürstlichen Frauen von damals vorragend. So auch, wenn der arme Pragmatische-Sanctions-Kaiser, wenige Tage bevor er sich zum Sterben niederlegte, in den Klageruf ausbrach: „Ich sterbe. Belgrad ist mein Tod [32]. Die Schande bringt mich um. Wenn Eugen das erlebt hätte!“

Während sich Karl der Sechste auf der Vogelbeize in den Ufersümpfen des Neusiedler See's ein todbringendes Fieber holte, saß König Friedrich der Zweite in seinem Musenhof Rheinsberg, ein frisch aus holländischer Presse gekommenes Buch vor sich, junger Autorfreude genießend, obgleich van Duren im Haag den „Antimacchiavel“ nicht eben correct gedruckt hat. Wenn der alte Florentiner, den die Bitterkeit seiner Vaterlandsliebe sogar in Cesare Borgia einen Retter Italiens erblicken ließ, geahnt hätte, daß es dreihundert Jahre nach Veröffentlichung seiner furchtbaren Einigungstheorie („Il principe“ 1515) in hyperboräischen Landen ein Königreich Preußen geben würde und darin einen Kronprinzen — zu Rheinsberg „tranquillitatem colentem“ — der in jugendlichem Tugendeifer eine „Widerlegung“ des Für-

stenbuchs verfassen wollte und wirklich verfaßte, es müßte da wohl ein ironisch-sardonisches Lächeln die Mundwinkel des genialsten der Staatssekretäre umspielt haben. Aber es steht zu vermuthen, daß, als Friedrich, nunmehr kein philosophischer Muse pflegender Kronprinz, sondern ein zum Losgehen, Losschlagen, „Losdrücken" sehr bereiter und bereitwilliger König, am 7. Okt. 1740, wo er an Voltaire schrieb, der gedruckte Antimacchiavelli erscheine ihm sehr incorrect, auch seinerseits ironisch in sich hineingelächelt habe, wenn er die Vorrede seines Buches las. Da stand geschrieben: „Es gab Zeiten, wo man den traurigen Ruhm der Eroberer der Milde, Billigkeit und jeder Tugend vorzog. In unseren Tagen dagegen wird, wie ich bemerke, die Menschlichkeit höher gepriesen als alle Unternehmungen eines Eroberers. Man ist weit von der Thorheit entfernt, durch Lob die grausamen Leidenschaften zu ermuthigen. Was kann, frag' ich, einen Mann vermögen, seine Macht vergrößern zu wollen? Worauf basirt er die Ansprüche, auf das Verderben und den Jammer anderer Menschen seine Macht bauen zu wollen? Neue Eroberungen eines Fürsten fügen zum Wohlstand und zur Wohlfahrt der Provinzen, welche er schon früher besaß, Nichts hinzu. Seine Völker ziehen dadurch keinen Nutzen, und wenn er wähnt, für seine Person dadurch glücklicher zu werden, so täuscht er sich sehr. Denn nicht auf dem Umfang seines Landes beruht der wahre Ruhm eines Fürsten und nicht das Hinzufügen etlicher Quadratmeilen erhöht seinen Glanz." Wie jugendlich tugendschwärmerisch! Ganz philosophisch, ganz idyllisch, so zu sagen. Aber es ist etwas Anderes, ein kronprinzlicher Schriftsteller zu Rheinsberg, und etwas Anderes, ein Preußenkönig zu Potsdam zu sein. Ende Septembers war der Antimacchiavelli mit seinem tugendeifrigen Idyll von Vorrede im Haag erschienen, Ende Oktobers schrieb Friedrich an Voltaire: „Der Tod des Kaisers zerstört alle meine Friedensgedanken. Die Zeit ist gekommen, wo das alte politische System eine gänzliche Verände-

rung befahren kann. Der Stein ist losgebrochen, welcher auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen rollen und es zermalmen wird." Man sieht, der junge König hatte ob dem Studium Voltaire's die erzwungene Bibellecture seiner Knabenzeit noch nicht vergessen. Das Citat aus dem Propheten Daniel war auch ein sehr zeitgemäßes und passendes [33]).

Denn in Wahrheit, die Zeit war gekommen, wo das viererlei Metall von Oestreich-Assyrien eine harte Probe zu bestehen haben sollte. Nicht minder das pragmatische Schafshautpräparat, um welches der letzte Habsburger so sehr sich abgemüht hatte. Das Präparat bestand die Probe schlecht, aber das „Bild Nebukadnezar's" wurde dann doch nicht „zermalmt." Kaum hatte Friedrich, fieberkrank in Rheinsberg weilend, die Todesbotschaft aus Wien empfangen, als er (28. Okt. 1740) an Algarotti schrieb: „Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet. Demnach handelt es sich nur um Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopf bewegt habe." Doch wohl nicht schon zur Stunde, wo Ew. Majestät die Vorrede zum Antimacchiavelli niederschrieb? Aber an damalige Kindereien brauchte man sich jetzt nicht mehr zu erinnern. Hatte man doch keine Zeit, an Ernsteres zurückzudenken, etwa daran, daß gerade vor 10 Jahren von Wien her jene warme und bewegliche Fürbitte Kaiser Karls des Sechsten für den „desertirten Obristlieutenant Fritz," welchen sein Vater vom Köpeniker Kriegsgericht zum Tode verurtheilt haben wollte, entschieden und hartnäckig verurtheilt haben wollte, in Potsdam eingelaufen war, jene Fürbitte, welche dem Kronprinzen das Leben gerettet hatte, nach Friedrich Wilhelms des Ersten eigenhändiger Bezeugung [34]). Hält man das Fürbittschreiben des Kaisers, die Antwort des Königs und die Danksagungsepistel des damaligen Kronprinzen an den Ersteren mit dem Beginnen des neuen Königs i. J. 1740 zusammen, so könnte ein junges, leicht angeregtes Gemüth zu der

Aeußerung sich hinreißen lassen, Friedrich sei wirklich der „böse Mann“ gewesen, für welchen ihn Maria Theresia — ihrerseits allerdings mit vollstem Rechte — gehalten hat, und seine ganze Politik sei eben im Grunde auch keine andere gewesen als jene gewissenlose Ueberlistungs-, Vergewaltigungs- und Raubpolitik, wie der aufgeklärte Despotismus des Jahrhunderts nicht minder als der brutale überhaupt sie einhielt. Ein gereifter Kopf dagegen, der die Dinge sieht, wie sie sind, wird nur achselzuckend sagen: Was ist da zu verwundern? Nicht schöne Gefühle, sondern Leidenschaften und Interessen machten allezeit die Weltgeschichte und werden allezeit sie machen.

Friedrichs Leidenschaft, beim Beginne seiner Laufbahn, war der Ruhm oder, da er es nicht liebte, deutsch zu sprechen oder zu schreiben, la gloire. Bilder von Schlachten und Siegen, von Alexander's und Cäsar's Feldzügen hatten schon in der Rheinsberger Zurückgezogenheit die Phantasie des jungen Mannes viel lebhafter beschäftigt als einem „Philosophen“ billig zukam. Ganz natürlich übrigens. Auch unter der Luftpumpe, von welcher wir früher sprachen, mußte den Genius die Lust anwandeln, seine Schwingen zu regen. Der Leidenschaft gesellte sich dann das Interesse und der preußische Stein rollte los auf Oestreich, wo die dreiundzwanzigjährige Maria Theresia, i. J. 1736 vermählt mit dem Erwählten ihres Herzens, Franz Stephan, Exherzog von Lothringen, Römischer Schattenkaiser und Großherzog von Toscana in spe, die Kronen von Ungarn und Böhmen, mitsammt verschiedenen Herzogs- und Fürstenhüten in ihre schönen Hände genommen hatte. Mit größerer Zuversichtlichkeit als die Umstände zu gestatten schienen. Denn es war mißlich bestellt mit Oestreichs Staatshaushalt in jenen Tagen. Im Staatsschatz die Bagatelle von 87,000 Thalern, während deren in den Gewölben des Berliner Schlosses, wie wir sahen, nahezu 9 Millionen lagen. Hinlänglich viele Soldaten in den Armeetabellen, aber nur 68,000 Mann wirklich unter den Waffen, wovon die

größere Hälfte in den Niederlanden und in der Lombardei, die kleinere vom Banat bis zum Breisgau, vom Bober bis zur Etsch verzettelt. Dazu Generale, die ihre Siege auf den Parketten der Hofburg erfochten hatten, und im Kabinette Petrefacte von Ministern, welche nicht die blasseste Idee davon hatten, wo der Zeiger auf der Zeituhr stand, sondern allen leidigen Erfahrungen und Einbußen unter Karl dem Sechsten zum Trotz noch immer des Glaubens waren, mit hispanischer Etikette und östreichischer Kanzleigrobheit lasse sich auch fernerweit die Welt regieren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen und nur von der Parteisucht geläugnet werden, daß aus dem dritten und vierten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts her dem Hause Brandenburg Rechtsansprüche auf die vier schlesischen Herzogthümer und Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau zustanden. Aber ebenso zweifellos ist, daß in dem geheimen Berliner Vertrag vom 23. Dezember 1728, kraft dessen Karl der Sechste und Friedrich Wilhelm der Erste einander gegenseitig den Besitz ihrer Länder „für sich und ihre Erben" garantirten [35]), von einem brandenburgischen Anspruch auf jene schlesischen Herrschaften keine Rede war. Fest steht auch, daß Friedrich von der Erbin des letzten Habsburgers nicht etwa nur die vier genannten schlesischen Bezirke, sondern kurzweg ganz Schlesien forderte. Um diesen Preis anerbot ihr der Preußenkönig seine kurbrandenburgische Stimme zur Kaiserwahl ihres Gemahls, seine Freundschaft und seine Waffenhülfe [36]). Sicherlich, es war eine unglückliche Stunde, als man zu Wien in hispanischem Hochmuth durch den Mund des Conferenzministers Bartenstein, einen von der Bande jener Convertiten, wie sie Oestreich zu seinem Unheil von jeher gehätschelt hat, dem preußischen Gesandten, Grafen von Gotter, erklären ließ, „es sei doch gar zu verwunderlich, daß der Sohn eines Herrn, dessen Amt es gewesen, als des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer dem hochseligen Kaiser das Waschbecken zu reichen, jetzo der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wolle."

Diese Wiener Staatsperücken thaten, als wäre immer noch der Mann König in Preußen, welcher „nur den Hahn spannte," nicht aber ein Anderer, der sich Alexander und Cäsar zum Vorbilde genommen, 9 Millionen Thaler in seinen Kellern und 80,000 oder mehr schlagfertige „Kerls" hatte, Kerls noch dazu, deren Musketen und Karabiner mit eisernen Ladstöcken versehen waren, eine Erfindung und Neuerung, die der alte Dessauer gemacht hatte (1698), durch Friedrich Wilhelm seiner ganzen Armee gegeben worden war und sich gar bald als wichtig erweisen sollte [37]. Dagegen muß freilich wieder erwähnt werden, und zwar nicht mit flüsternd vertuschender, sondern mit lauter Stimme, daß Friedrich nicht nur der war, welcher den blutigen Tanz, genannt östreichischer Erbfolgekrieg, also den deutschen Bürgerkrieg, als der Erste eröffnete, sondern auch, daß er ganz in Raubkriegsweise vorging. Er selbst hat erzählt, daß die Sendung des Grafen Gotter nach Wien nur eine leere Posse gewesen sei: „Da zu erwarten war, mein Anerbieten würde abgelehnt werden, so hatte Graf Gotter für diesen Fall die Vollmacht, den Krieg zu erklären. Die Armee war eifriger (plus diligente), als der Gesandte. Sie betrat Schlesien zwei Tage vor der Ankunft des Grafen in Wien [38]." Wolkenwandler könnten daraus auf die Beschaffenheit der Sittlichkeit und des Rechtsgefühls der Großen von damals schließen wollen. Urtheilsfähige aber werden nur sagen, daß Katechismus und Weltgeschichte zweierlei Dinge seien. Jede wahrhaft ursprüngliche und schöpferische Kraft, sei es in dem Bereiche der Kirche oder des Staats, der Wissenschaft oder der Kunst, sucht den bestehenden „Rechtsboden" zu zerstören oder wenigstens zu „durchlöchern." Das ist ihr Recht. Diejenigen ihrer Träger, welchen das gelingt, heißen Helden und große Männer; diejenigen, denen es mißlingt, heißen Thoren, wenn nicht gar Verbrecher, im günstigsten Falle Märtyrer. Friedrich war eine schöpferische Kraft und hatte Erfolg. Ohne den letztern würde

er gewiß nur einen sehr bescheidenen, kaum wahrnehmbaren Platz im Buch der Geschichte einnehmen und zwar als „Marquis von Brandenburg," als welcher er im päpstlichen Staatskalender figurirte.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember 1740 war großer Maskenball im Berliner Schlosse, wobei es nicht mehr im altfränkisch-steifleinenen Style der vorigen Regierung herging. Der junge König tanzte der Reihe nach mit den anwesenden Damen und brach dann vom Feste weg nach Schlesien auf, seiner dahin abmarschirten Armee nach. Im Begriffe, in den Wagen zu steigen, sagte er zum Marquis de Beauveau, dem Gesandten Ludwig des Funfzehnten: „Ich spiele, glaub' ich, Ihr Spiel. Wenn mir die Trümpfe zufallen, theilen wir [39])." Ein Wort, das zu wiederholen einem deutschen Geschichtschreiber bitter vorkommt. Mit den Franzosen wollte ein deutscher Fürst deutsche Länder theilen? Allein so stand die Sache in Friedrichs Bewußtsein keineswegs. Er hat sich, von Kindesbeinen an durch die französischen oder französirten Weiber, denen seine Jugend anvertraut war, sowie später durch den bärenhaften Teutonismus seines Sklavenvogts von Vater allem Deutschen entfremdet und durchaus entnationalisirt, nicht als Deutschen gefühlt, sondern nur als Herrn und Besitzer des zufällig in Deutschland gelegenen Meierhofs, dessen Insassen er die „nation prussienne" benamsete. Diesen Meierhof zu vergrößern, diesen — wie er sich ausdrückte — „Zwitter von Königreich" zu einem wirklichen Königreich zu machen, verband er sich mit Frankreich. Die Staatskunst von damals konnte hieran Nichts auszusetzen haben. Es gab ja kein Deutschland, sondern nur ein Reichsgespenst, das gerade in diesen Tagen kläglicher als je herumwanken sollte. Durfte sich um solchen Spuk ein König kümmern, der so resolut unternahm, wozu der Geist ihn trieb? Als er am 15. Dezember durch Krossen reisend daselbst mit ansehen mußte, wie der altersschwache Kirchthurm einstürzte, und seine Umgebung etwas von

einem bösen Omen munkelte, hat er rasch gesagt: „Ja, das Hohe, das Haus Oestreich, wird stürzen und erniedrigt werden.“

Binnen wenigen Wochen war das wehrlose Schlesien erobert und, wie jedes glänzend aufsteigende Gestirn, fand auch das Friedrichs die lebhafteste Bewunderung. Halb Europa schickte sich an, glückwünschende Diplomaten in das Lager des Königs zu senden. Aber es scheint doch, daß mitunter Etwas wie Stachel des Gewissens in der Brust des Eroberers von Schlesien sich geregt habe. Denn am 3. März 1741 hat er an seinen Vertrauten, Jordan, geschrieben: „Meine Jugend, das Feuer der Leidenschaften, Begierde nach Ruhm, ja sogar, um dir Nichts zu verhehlen, die Neugierde und endlich ein geheimer Instinkt haben der Ruhe, der ich genoß, mich entrissen und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und künftig auch in der Geschichte zu sehen, hat mich verführt.“ O, Welt, dein Name ist Eitelkeit!... Mit der persönlichen Heldenschaft freilich wollte es Anfangs nicht recht gehen: es will Alles gelernt sein. Als am 10. April 1741 die Schlacht von Molwitz das Siegel auf den schlesischen Raubakt drückte, ist Friedrich, wie Jedermann weiß und Napoleon sagte, „vor seinem Siege geflohen.“ (Höfische Geschichtschreibung hat das in ihrer zarten Weise so ausgedrückt: „Friedrich folgte Schwerin's Rathe und entzog sich der Unordnung, indem er vor der Entscheidung des Tages mit einem ganz geringen Gefolge nach Oppeln eilte.“) Aber die eiserne Zucht der preußischen Infanterie, die eisernen Ladstöcke des „alten“ Dessauers, die Kaltblütigkeit und Bravheit des Generals Schwerin und des „jungen“ Dessauers — das Alles gab den Ausschlag für Friedrich, zumal die Oestreicher von einem jener weltbekannten „Esel“ befehligt wurden, denen Oestreich seine löwenherzigen Heere anzuvertrauen liebte und liebt.

Im Uebrigen bestand die Tochter Karls des Sechsten den östreichischen Erbfolgekrieg, wozu Friedrichs Einbruch in Schlesien das Signal gab, mit größeren Ehren als jemals eine Frau

in so beispiellos schwieriger Lage davon getragen hat. Es glühte und leuchtete doch auch ein Funke göttlichen Feuers in diesem schönen Weibe, das mit der vollen Majestät einer Kaiserin die ganze Züchtigkeit, Hingebung und Treue einer deutschen Hausfrau und Mutter verband. Am 13. März 1740 hatte sie ihren Erstgeborenen zur Welt gebracht, jenen Joseph, der am aufgeklärten Despotismus und an der Undankbarkeit der blöden blinden Menge sterben sollte. Dann, im Juni, ging sie nach Presburg und sprengte, die Krone des heiligen Stephan auf den langwallenden goldblonden Locken, verhängten Zügels den Königsberg hinan, das magyarische Königsschwert nach den vier Himmelsstrichen zu schwingen, wie der Brauch es wollte. Im September desselben Jahres stand sie wieder im Presburger Schlosse vor den ungarischen Magnaten, Hülfe heischend, jung, schön, bedroht, das Ungarlatein so beredt sprechend, und aus den Scheiden flogen die Säbel: — „Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“

In Wahrheit, sie hieß mit Recht ein „König,“ mit zehnfach, hundertfach besserem, als einer ihrer Hauptgegner, der Kurfürst Karl Albert von Baiern, „Kaiser“ hieß. Dieser „schöne Tropf“ von Schattenkaiser, welcher, um das zu werden, sich nicht entblödet hatte, am 10. Januar 1741 an Ludwig des Fünfzehnten Premierminister zu schreiben: „Plein de confiance dans l'amitié de Vôtre Eminence, je pensai que le premier pas que j'avois à faire était de me jeter entre les bras de Sa Majesté Très Chrétienne, que je regarderois toujours comme mon seul soutien et mon unique appui“ [40]), — dieser war es, welcher in einem Artikel des Nymphenburger Vertrags (Juni 1741) dem Franzosenkönig versprach, falls er, der Kurfürst, deutscher Kaiser würde, keine der deutschen Städte und Provinzen, welche die an den Rhein rückende französische Armee erobern könnte, zurückzufordern. Er wurde, wie bekannt, am 12. Februar 1742 zu Frankfurt wirklich als des H. R. Reichs

Deutscher Nation Imperator gekrönt, mit Entfaltung größtmöglichen Pompes, wobei — soweit war die deutsche Aristokratie herabgekommen — der französische Gesandte Belleisle den Vortritt vor sämmtlichen anwesenden deutschen Fürsten hatte. Heute schwankt Kaiser Karl der Siebente mit seiner Flitterkrone nur noch nebelhaft in der Geschichte und würde nicht für das gelehrte, wohl aber für das menschliche Interesse schon gänzlich ab und todt und verschollen sein, wenn sich an den dürftigen Schatten nicht das nachstehende Erlebniß einer elfjährigen Katharina Elisabeth Textor knüpfte, deren junges Herz in den „schönen unglücklichen" Kaiser sterblich sich verliebte. „Wie er einmal — erzählte in alten Tagen (1808) Frau Aja, d. h. die „Sibylle der Romantik," das Kind Bettina, läßt sie so erzählen und wir wollen in Liebe annehmen, das liebe Kind habe bei dieser Gelegenheit nicht allzustark geflunkert, was sonst freilich des Kindes Brentano'sche Familienart war — „wie er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal statt auf die Galerie. Es wurde in die Trompeten gestoßen; bei dem dritten Stoß erschien er in einem rothen Sammetmantel, den ihm zwei Kammerherren abnahmen. Er ging langsam mit etwas gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an Nichts, als daß ich auf dem unrechten Platze wäre. Seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken und die Trompeten schmetterten drein. Da jauchzte ich laut mit. Der Kaiser sah mich an, er nahm den Becher, um Bescheid zu thun, und nickte mir. Ja, da kam mir's vor, als hätte er den Becher mir bringen wollen, und ich muß noch heute daran glauben. Warum sollte er auch nicht? Er mußte ja wohl die große Begeisterung in meinen Augen lesen [41])." Ja wohl, warum sollte er auch nicht? Aber der arme Mann war kein Geisterseher. Wär' er das und ein rechter Kaiser gewesen, so hätte er in den begeisterten Augen der schönen Kleinen etwas Kaiserliches erblicken können. Sechs Jahre später wurde

die kleine Elisabeth an den Schneiderssohn Johann Kaspar Göthe verheiratet, einen schon etwas ältlichen, reichsstädtisch-steifzopfigen Herrn und kaiserlichen Rath, und am 28. August 1749 mit dem zwölften Glockenschlage gebar die achtzehnjährige „Frau Rath" einen Kaiser, wie ein zweiter nie die Krone getragen, weder zu Frankfurt am Main noch anderswo auf Erden, Wolfgang den Ersten und Einzigen. „Räthin, er lebt!" rief die Großmutter des Knaben der jungen Mutter zu und: „da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde" — hat die Mutter Göthe's in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre zur Bettina gesagt... Einzig blieb er, doch nicht allein. Zu einer Zeit tiefster Erniedrigung ließ das ewige Geschick der deutschen Nation zwei Propheten, Wegweiser und Wegbahner ihrer Wiedergeburt und Zukunft erstehen. Zehn Jahre, zwei Monate und dreizehn Tage nach Göthe's Eintritt ins Leben und neun Jahre, neun Monate und fünfundzwanzig Tage bevor Lätitia Buonaparte in ihrem kahlwändigen Steinhause zu Ajaccio „auf einem alten Teppich" ihren Napoleone zur Welt brachte, gebar am 10. November 1759 in der dürftigen Bäckerstube zu Marbach am Neckar wiederum eine Elisabeth wiederum einem Johann Kaspar, der kein steifleinener kaiserlicher Rath, aber ein steifleinener altwürtembergischer Leutnant war, den Friedrich Schiller. Und dann kam ein Tag — ein Julitag i. J. 1794 — wo die Beiden zu Jena sich fanden [42]) und der Prophet der Schönheit und der Prophet der Freiheit sich an einander schlossen zu einer gemeinsamen Arbeit, wie so glorreich die Welt ein zweites Mal sie nie und nirgends gesehen.... Doch rückwärts aus der flüchtig betretenen Region des Ewigen in die des Zeitlichen!

Während der Schemen von Kaiser und sein französischer Herr und Meister Belleisle, von jenem zu einem Fürsten des Reichs ernannt, die Zeit mit Krönungen und anderem Ceremoniell vertrödelten, sicherte sich Friedrich seine Eroberung durch den

Sieg, welchen er zwischen Chotusitz und Czaslau am 17. Mai 1742 über die von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem „Schlachtenverlierer,“ commandirten, d. h. nicht commandirten Oestreicher davontrug, diesmal schon bedeutend feldherrischer eingreifend als bei dem nicht sehr gelungenen Probestück im vorigen Jahre, wo der „lange Schimmel von Molwitz“ das Beste hatte thun müssen. Nun regte sich das vermittelnde englische Kabinett emsiger und mit einem schweren Seufzer willigte Maria Theresia in die Friedenspräliminarien von Breslau, damit sie, ihres furchtbarsten Gegners entledigt, mit dem „geflickten Lumpenkaiser“ und seinen Franzosen fertig werden könnte, was sie auch wirklich ward. Am 28. Juli 1742 unterzeichnete Friedrich zu Berlin das Friedensinstrument, welches ihm den Besitz von Schlesien zusprach und sein kleines Königreich um 641 Geviertmeilen vergrößerte. Der Erfolg hatte entschieden: der „Marquis von Brandenburg“ hatte mit Glanz und Glück seine welthistorische Rolle angetreten. In Versailles sagte sich der alte Fleury, daß er von dem jungen König düpirt worden sei und jetzt wisse, was das Sprüchwort: „travailler pour le roi de Prusse“ zu bedeuten habe. Aber er sagte sich das nur ganz leise und setzte sich hin, um mit sauersüßer Miene den Eroberer von Schlesien als den „Schiedsrichter von Europa“ zu bekomplimentiren.

Daß Friedrich das Zeug dazu habe, merkten auch noch andere Leute. „Der König von Preußen hält jetzt die Waage der Geschicke Europa's in seinen Händen,“ sagte in jenen Tagen ein kluger Mann in einer Staatsschrift zu dem kleinen eiteln Georg, der sich einbildete, so einer Schiedsrichterrolle nicht nur ebenfalls gewachsen zu sein, sondern auch, sie wirklich zu spielen. In Wahrheit jedoch war er eben nur „mein Herr Bruder der Komödiant[43].“ Aber hinter der kleinen Figur Georgs des Zweiten erhob sich gar bald, dem König-Komödianten zum Trotz, die große Gestalt von William Pitt, der, im November 1708 ge-

boren und 1735 für den berüchtigten „verfaulten Flecken" Old Sarum ins Unterhaus abgeordnet, im Jahre 1757 das Staatsruder in seine geniale Hand nahm und Großbritannien aus der Rottenboroughs-Atmosphäre der Walpole's und Pelham's heraus und auf die Bahn jenes herrlichen Aufschwungs lenkte, der es zur ersten Macht der Welt gemacht hat. Der „große Commoner," dessen Genius später im Earl von Chatam nur noch sehr momentan aufblitzte, war auch so zu sagen der „Kriegszahlmeister" König Friedrichs, der ohne den Goldstrom der Pitt'schen Subsidien schwerlich sich hätte rühmen können, „seinen letzten Thaler nie ausgegeben zu haben." Ein hellster Stern seiner Zeit, dieser „seit seinen Schuljahren grausam von der Gicht gepeinigte" William Pitt. Ruhmbegierig, machtdurstig, aber — hat ein ihm nicht gerade günstig gestimmter Urtheiler gesagt — machtdurstig aus hochherzigen Beweggründen. Denn er war ein Patriot, ein englischer Patriot, jeder Zoll an ihm. Die „Muse of fire" seiner Beredtsamkeit gern in die Chlamys des Demosthenes kleidend, mitunter sie wohl auch etwas kokett mit der Toga des Cicero drapirend. Aber dabei ein Mann, der recht gut wußte, daß er weder auf der Pnyx noch auf dem Forum redete, sondern im Saal der Gemeinen zu Westminster. Kein kosmopolitischer Nebler, sondern ein englischer Gentleman und britischer Statesman seines Jahrhunderts. Ein Hauch antiken Geistes war in ihm gewiß; aber nur der, daß er „England liebte, wie ein Athener die Stadt der Veilchen und ein Römer die Stadt der sieben Hügel." Wie der römische Poet für die ewige Roma, hätte Pitt zum Sonnengott beten mögen, daß derselbe nie Größeres bescheinen sollte als Großbritannien. Und dieser Mann sah, zur Macht aufstrebend, sein Vaterland in der Gewalt eines armseligen Komödianten von Königs und eines Ministers wie Newcastle. Er sah es geschlagen und beschimpft, in der Achtung der Welt tief gesunken, die großartigsten Hülfsmittel verzettelt und verlottert, während drüben auf dem

Festland der brandenburgische Heros seinen Verzweiflungskampf einer neuen Ordnung der Dinge gegen die alte kämpfte. Es war ein stolzes Wort — aber der Mann, welcher in sich das Genie und die Energie fühlte, Großbritanniens unermeßliche Hülfsquellen in Fluß und Guß und Schuß zu bringen, durfte es sprechen — das Wort Pitt's zum Herzog von Devonshire: „Mylord, ich bin sicher, daß ich mein Vaterland retten kann und daß außer mir Niemand es vermag [44].“

Derweil jenseits des Kanals der angedeutete Um- und Aufschwung sich vorbereitete — ein Um- und Aufschwung, der, so stockenglisch, d. i. so durch und durch selbstsüchtig, wie er war, dennoch weitgreifende europäische und menschheitliche Bedeutung und Wirkung hatte — war das Festland in Waffen gegen den kecken Preußenkönig aufgestanden. Dem ersten schlesischen Krieg war der zweite gefolgt, beschlossen durch den Frieden von Dresden (25. Dezember 1745), kraft dessen Maria Theresia die Abtretung Schlesiens an Friedrich bestätigte und dieser seinerseits die Wahl des Gemahls der Königin von Ungarn und Böhmen zum deutschen Kaiser anerkannte. So hieß der Kaiserschatten jetzt Franz der Erste, nachdem Karl der Siebente aus seiner irdischen Schattenexistenz hinweggeschwunden (Januar 1745). In den Niederlanden und in Italien gab es dann zwischen den kriegenden Parteien — da Oestreich, Holland, England, dort Frankreich und Spanien — noch viel Getrommel und Geschieße, bis im Frieden von Aachen (Oktober 1748) die Streitenden einander gegenseitig gestanden, der große Verbrauch von Schießpulver sei eigentlich sehr thöricht und fruchtlos gewesen. Indessen hielt diese Einsicht nicht lange vor und bald mußte die Welt erfahren, daß die schlesischen Kriege nur Prämissen gewesen, deren Conclusum noch zu ziehen sei.

Denn da drunten in Wien existirt nicht nur ein Schattenkaiser, der sich aus Mangel an kaiserlicher Arbeit auf Bankiergeschäfte legt, sondern auch die Wirklichkeit einer Kaiserin-

Königin, welche stolz ist wie der stolzeste Mann und in ihrem stolzen Herzen eine Wunde trägt, die Schlesien heißt. Drüben sodann in Versailles Sultan Louis in den Armen einer Après-nous-le-déluge-Pompadour, welche es lüstet, mit ihren hübschen unzüchtigen Händen statt der gewohnten kleinen Haremspolitik zur Abwechslung auch einmal große Weltpolitik zu machen. Droben in Petersburg weiterhin eine Czarin Elisabeth mit ihrer Leibgrenadiercompagnie, duftend von Likören, eine ins Moskowitische oder vielmehr ins Samojedische übersetzte Messalina, welche man vor Zeiten mit dem Thronerben des König-Korporals von Preußen hat verheiraten wollen [44a]). Endlich auf der Terrasse von Sanssouci ein philosophischer König, der bei heitern Symposien seine französischen Schöngeister an Witz zu überbieten sucht und, wenn ihm ein pikanter Einfall auf der Zunge prickelt, denselben keineswegs verschluckt, sondern frischweg zum Besten gibt und bei solchen Gelegenheiten sehr despectirlich redet über „cette infame catin du nord", welches „lüderliche Weibsbild" darob in nicht geringe Wuth ausbricht; desgleichen über die Beischläferin en titre des Parc-aux-cerfs-Louis, nicht zu vergessen den Leibpoeten und Leibdiplomaten von Madame, den kleinen Abbé Bernis, welcher, sagt man, obgleich zu Venedig ein Gönner und Orgiengenosse Casanova's, dennoch Ursache hat, über des Preußenkönigs Spottvers: „Evitez de Bernis la stérile abondance"! doppelt ungehalten zu sein. „Babet" Bernis, wie ihn seine Freunde neckisch nannten, oder „la bouquetière du Parnasse", wie ihn Voltaire schmeichelnd und persiflirend zugleich hieß, paßte seine Zeit ab, „pour venger la France du roi de Prusse." Zu Wien, zu Paris wurden die Kaunitz-Bernis-Pompadour'schen Fäden einer östreichisch-französischen Allianz gesponnen und endlich zu Babioles, der Villa von Madame, im September 1755 fest gedreht. Stolze Kaiserin-Königin in der Hofburg zu Wien, es mag dir keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben, freundliche Briefe

an das babylonische Weib zu Babioles zu schreiben und selbiges Weib anzureden „Ma cousine!“ Graf Kaunitz, später Fürst, östreichischer Staatskanzler und „europäischer Staatskutscher“, wollte es so und die Tochter der Cäsaren nahm sich zusammen — es galt ja, den „bösen Mann“ unterzukriegen — und bebasete die Babylonierin, indem sie mit bitterem Lächeln zu Kaunitz sagte: „Warum nicht? Bin ich doch auch dem (Unmann) Farinelli schmeichelnd um den Bart gegangen, vorausgesetzt, daß er einen hätte. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo [45]).

Darauf allwärts geschäftige Sammlung und Stauung acherontischer Gewässer, damit sie losbrächen auf den „bösen Mann“ und ihn wegschwemmten aus Schlesien, aus Preußen, aus Brandenburg, aus der Welt, wo möglich. Oestreichisch-französisch-russisch-kursächsisch-schwedische Allianz zu diesem Zweck. Später auch noch das arme alte Reichsgespenst hinzubeschworen. Und Se. Heiligkeit im Vatican war flink bei der Hand mit seinem Segen, der aber nicht eben sehr kräftig sich erwies, sondern bewies, daß gleich dem römischen Kaiserthum auch das Papstthum eigentlich nicht mehr lebte, sondern nur noch, wie jenes, gespenstig spukte und polterte. Es ist der Fluch derartiger großer Institutionen, nicht sterben zu können zur rechten Zeit..... König Friedrich fand nicht für gut, das auf das Jahr 1757 angesetzte Aufziehen der Schleusen abzuwarten. Er wußte, daß es, wie er dem König von England sagen ließ, „more prudent praevenire quam praeveniri“, und seine preußische Politik der „freien Hand“ war eine, welche los- und zuschlug im rechten Augenblick, unbedenklich, sicher und fest. Darum traf er auch so gut. Zunächst nach Eröffnung des Kriegs im August 1756 die armen Sachsen bei Pirna, wo die Ouvertüre zum siebenjährigen Heldenspiel geblasen wurde. Ein Heldenspiel fürwahr hüben und drüben. Denn neben den preußischen Generalen, den Ziethen und Seydlitz, Winterfeldt und

Schwerin, durften sich die Daun und Laudon auch sehen lassen und neben dem „alten Fritz“ — so hießen ihn seine Soldaten schon jetzt — die Kaiserin-Königin, welche in einer der schlimmsten Krisen des Kriegs zu dem französischen Gesandten Choiseul in Wien gesagt hat, sie wolle nicht ablassen vom Fechten, und wäre sie auch nur noch im Besitze des letzten ungarischen Dorfes. „Und was würde Ew. Majestät thun, wenn Sie bis zu einem solchen Aeußersten getrieben wären?“ „Ich würde dem Könige von Preußen eine Ausforderung schicken, er möge mich in einem Postwagen mit Pistolen, Pulver und Blei aufsuchen, damit wir in Person unsern Streit entschieden [46].“

Der 5. November 1757, wo bei Roßbach — oder eigentlich auf den Feldern von Reichardtswerben [47]) — die Franzosen und Reichsschärler so glänzend geschlagen wurden, bezeichnet den Zeitpunkt, von welchem an Friedrich die Bedeutung eines Volkshelden hatte. Wunderbare Macht des Genius! In den deutschen Bierstuben wiederholte man mit behaglichem Lachen den schlechten Witz, daß die Reichsarmee bei Roßbach zur „Reißausarmee“ geworden sei, und in den Salons und Theatern von Paris wurde der Preußenkönig gepriesen und bejubelt, als wäre sein Sieg über den Pompadourgeneral Soubise ein französischer gewesen [48]). In Wahrheit, „Roßbach“ wirkte wie eine Zauberformel auf das eingeschlafene Nationalgefühl der Deutschen. Was der trockene Mathematiker und Witzling Kästner auf seiner Studirstube zu Göttingen in seiner Art zu einem bekannten Zopfepigramm zudrechselte [49]), dieses Gefühl der Freude und des Stolzes ging durch ganz Deutschland. Von da an hat sich das deutsche Bewußtsein an Friedrichs Thun und Walten allmälig wieder aufgerichtet und ist das Oberhaupt der „Nation prussienne“ ein nationaler Heros geworden .... Und eine Heldennatur wahrlich hat dazu gehört, sich oben zu halten in dieser Ueberflutung, deren Wellen Feinde herbeispülten aus allen Ecken und Enden, Barbarenhorden sogar aus den Steppen

Asiens her, Baschkiren und Kalmüken — („Sieht Er, mit solcher Canaille muß ich mich herumschlagen!") — eine Heldennatur hat dazu gehört, Schläge zu ertragen und zu verwinden wie die von Kollin, Hochkirch und Kunersdorf und Schläge zu geben wie die von Leuthen, Prag und Torgau.... Ein hartes, knapp zugeknöpftes Geschlecht, diese preußischen Kriegsleute des siebenjährigen Kriegs! Eine ganz eigene Art von Zopf-Spartanerthum, so zu sagen, in all ihrem Gebaren. Auch ein Lakonismus im sprachlichen Ausdruck, der nicht vergessen werden soll. Himmelweit verschieden von den Tiraden Napoleon'scher Bülletins. „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?" schreit der große König seine Grenadiere an, als sie auf dem schon verlorenen Schlachtfelde von Kollin zaudern, ihm nach sechsmal abgeschlagenem Sturm auf die feindlichen Batterien zum siebenten zu folgen. „Meine Herren," sagt der Artilleriegeneral Dieskau am Abend vor der Schlacht bei Leuthen zu seinen Batteriecommandanten — „der König schlägt morgen. Wir sollen das Beste thun und, Zeter und Schwerenoth! ich hoffe, daß Keiner von uns ein Hundsfott sein wird." Noch lakonischer der General Ziethen am Morgen der Schlacht von Torgau zu seinen Offizieren: „Meine Herren, heute haben wir Bataille. Es muß gehen wie mit Butter geschmiert!"... Ja, eine Heldennatur gehörte dazu, sieben Jahre lang gegen Europa so zu kriegen, wie Friedrich gethan; aber eine größere, edlere noch gehörte dazu, nach dem Friedensschluß von Hubertsburg (15. Februar 1763) durch das trostlose, ungeheure Trümmerfeld Preußen mit ungeschwächter Kraft und ungeschwächtem Muth den Pflug zu führen, um eine frische Saat der Macht und der Kultur zu bestellen, — eine harte, noch 23 Jahre lang mit beispielloser Gewissenhaftigkeit, wenn auch nicht ohne Irrthum, gethane Königsarbeit!

Die welthistorische Bedeutung dieser Königsarbeit des Mannes, dem wir im zweiten Buche noch menschlich näher treten werden, ist die gewesen, daß er den „aufgeklärten Despo-

tismus“ (Despotisme éclairé, Despotismo illustrado) in höchster Potenz darstellte, mit allen seinen Vorzügen und vielen seiner Fehler. Es ist, wie Jedermann weiß, der aufgeklärte Despotismus, gleich dem brutalen, der in Ludwig dem Vierzehnten gipfelte, eine Zwischenstufe in dem Umwandlungsprozeß des mittelalterlichen Feudalstaats zum modernen Rechtsstaat gewesen, welcher letztere übrigens heute nur in sehr wenigen Ländern bereits wirklich hergestellt ist. Die Zwischenstufe, der Polizeistaat, ob brutal oder aufgeklärt, beruhte und beruht auf dem System absoluter Bevormundung der Völker. Die „erleuchteten“ Despoten, mochten sie ihre Pflicht und Aufgabe noch so ernst und gewissenhaft fassen, waren im Grunde doch nur rationelle Schafzüchter. Sie kannten und anerkannten keinen andern Vorschritt als den commandirten, den von ihnen commandirten, und die Wünschelruthe, womit sie die Schätze der Civilisation zu heben trachteten, war und blieb der Stock. Freilich ist nicht zu übersehen, daß die Völker des 18. Jahrhunderts des Commando's bedurften, ja daß sie mittelst des Stockes aus dem knietief über die europäischen Staaten gelagerten mittelalterlichen Wust herausgetrieben werden mußten. Die Kraft der Trägheit in den Massen oder, kürzer gesagt, die Dummheit der Völker ist eine furchtbare Macht und es gehörte wahrlich kein geringer Muth dazu, diesem Riesentölpel zu Leibe zu gehen. Die gekrönten Aufklärer, allen voran Friedrich der Zweite, hatten diesen Muth und das ist ihr Ruhm. Ihre sozialen Ziele sind gewesen: Befreiung der Völker vom feudalen Druck, Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, gesteigerte Nutzbarmachung der natürlichen und industriellen Hülfsquellen der Länder für den Staatshaushalt, Vermenschlichung einer barbarischen Gesetzgebung und Rechtspflege, einige Milderung der schroffen Stände- und Kastenunterschiede, Begründung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen. Auf religiösem Gebiete griff derweil, unter dem Einfluß einer literarischen Revolution, die wir später uns

näher ansehen wollen, der große Grundsatz gegenseitiger Duldsamkeit immer entschiedener Platz und ermuthigte die gekrönten Aufklärer zu und bei ihrer Bekämpfung eines abgeschmackten und herrschsüchtigen Bonzenthums. Innerhalb der katholischen Kirche erreichte die Aufklärung nach dieser Seite hin ihre Höhepunkte in der Aufhebung des Jesuitenordens, in den von Kaiser Joseph dem Zweiten gewollten und angestrebten Reformen und in den Anläufen der Illuminaten, während innerhalb des Protestantismus die Orthodoxie durch den deutschen Rationalismus, welcher die Mission der englischen „Freethinkers" und der französischen Deisten aufnahm und weiterführte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet wurde .... Die Geschichte gibt Zeugniß, daß mit Alledem die soziale Entwicklung eine bedeutende Bewegung nach vorwärts machte. Aber sie gibt zugleich auch Zeugniß, daß an den meisten Unternehmungen des aufgeklärten Despotismus der Fluch des Zwanges, der Willkür, der hochmüthigen Bevormundung, des zudringlichen Hineinregierens in Alles und Jedes haftete. Mag sie eine finstere, mag sie eine erleuchtete sein, immer ist es die Natur der Gewaltherrschaft, daß sie ernten will, bevor die Aussaat gekeimt hat, geschweige großgewachsen und gereift ist. Der Grundfehler der commandirten Aufklärerei war das Generalisiren, das schablonenmäßige Zuschneiden, die geringe Achtung oder vielmehr entschiedene Mißachtung der Individualitäten, sowohl der Völker als der Personen. Selbstbestimmung des Menschen, Selbstregierung der Völker, wo ein Gedanke daran auftauchte, war den erleuchteten Despoten ein Gräuel. Und doch lassen sich mittelst des souverainen Beliebens, auch des wohlmeinendsten, mittelst des „Car tel est notre plaisir" wohl aufklärerische Edicte, nicht aber läßt sich damit eine wirkliche und gesunde Kultur schaffen und aus dieser Wahrheit erklärt sich die Thatsache, daß so viele von den Leistungen des Despotisme éclairé eben nur papierene gewesen sind,

bald genug wirkungslos, spurlos in dem Makulaturkorbe der Weltgeschichte verschollen.

Friedrich der Zweite ist, wie bekannt, sein eigener Premierminister gewesen, d. h. er hat sich nicht nur in allen innern und äußern Staatsgeschäften die oberste Entscheidung, sondern im Detail der Regierung das Sehen mit eigenen Augen, das eigene Handanlegen vorbehalten. Das konnte nur eine Arbeitskraft und eine Arbeitslust wie die seinige unternehmen und aushalten. In der That, er war, wie er gesagt hat, der „erste Diener des Staats", insofern er mehr als irgend einer seiner Beamten dem Staat gedient, d. h. für den Staat gearbeitet hat. Aber es wäre ein grober Irrthum, wollte man dieses sein Wort im Sinne der modernen Rechtsstaatsidee dahin deuten, daß der König sich nur als den ersten Beamten seines Volkes angesehen habe. Eine solche Deutung hieße das despotische Bewußtsein, von welchem Friedrichs ganzes Wesen getragen war, durchaus verkennen. Seine Grundansicht vom Staate war die strictabsolutistische, daß derselbe ein Gut, ein Besitzthum, eine Domaine seines Hauses sei, und es hat diese Ueberzeugung noch in dem berühmten Testament des Königs naiven Ausdruck gefunden. Denn er vermachte den preußischen Staat seinem Neffen in demselben Athemzug und mit demselben Ton, womit er ihm seine Bibliothek, seine Medaillensammlung und seine Gemäldegalerie testirte [50]). Allerdings konnte Friedrich in der Einleitung zu diesem merkwürdigen Document mit Recht sagen, daß er sich mit „allen Kräften, welche ihm die Natur verliehen, bemüht habe, den Staat glücklich und blühend zu machen," sowie im 5. Paragraph der Urkunde, daß er „die Einkünfte des Staats immer als die Bundeslade (l'arche du Seigneur) betrachtet habe, welche keine unheilige Hand berühren durfte;" aber niemals hatte er dem Grundsatz entsagt, daß ihm das Recht und die Macht zustehe, nöthigenfalls nach Gutdünken über Eigenthum und Leben seiner „sujets" zu verfügen. Er ließ „Jeden

nach seiner Façon selig werden," er statuirte Rede- und Schreibefreiheit, nämlich in der Theorie; denn in der Praxis hat er in seinen Staaten nur einen Willen geduldet, seinen eigenen. Im Schatten dieser mit äußerster Wachsamkeit und Eifersucht gehüteten despotischen Autorität konnte keine Männersaat der Zukunft, konnten keine Staatsbürger gedeihen, und wenn der König in seinen alten Tagen in einer Stunde bittern Mißmuths die Klage verlauten ließ, „er sei müde, über Sklaven zu herrschen," so vergaß er, daß er selber es gewesen, welcher seine „nation prussienne" an sklavischen Gehorsam unerbittlich gewöhnt hatte.

Bei seiner Thronbesteigung that er die allbekannte Aeußerung, er betrachte es als seine Hauptaufgabe, „die Unwissenheit und die Vorurtheile zu bekämpfen, die Köpfe aufzuklären und die Sitten zu kultiviren," und er hat Wort gehalten. Beklagenswerthe Mißgriffe im Ganzen und im Einzelnen, in Gesetzgebung und Verwaltung, blieben hiebei freilich nicht aus. Sie wurzelten theils in den Charaktereigenthümlichkeiten des Königs, theils und mehr noch in den mangelhaften Einsichten der Zeit. Wie wenig im Grunde Friedrich über die Vorurtheile derselben hinauswar, zeigt sein Verhalten gegenüber dem Adel, den er in jeder Weise und ganz insbesondere auf Kosten des Bauernstandes begünstigte. Es überrascht, bei dem „Königs-Philosophen" oder „Philosophenkönig" das Junkerbewußtsein in vollster Blüthe vorzufinden, aber es findet sich vor. Friedrich hat nicht nur zugelassen, daß der preußische Adel, zur großen Benachtheiligung der übrigen Stände, von allen directen Steuern frei sei, sondern er hat sich auch vor der antediluvianischen Junkerlichkeit nicht gescheut, mit dürren Worten zu sagen, im Allgemeinen besitze nur der Adel Ehre und Ehrgefühl, und wenn man bei „Leuten ohne Geburt" Talente und Verdienste antreffe, so sei das doch eine große Seltenheit [51]. Demzufolge müßten, wo immer möglich, namentlich alle Offiziersstellen dem

Adel vorbehalten werden — ein Grundsatz, der sich dann im Jahre 1806 herrlich bewährte — und damit das militärische Junkerthum recht rein erhalten würde, suchte der König sorglich zu verhindern, daß sich seine Junker Lieutenants vorkommenden Falls etwa mit bürgerlichen Mädchen oder Wittwen „mesallirten [52]." Daß weiterhin die nationalökonomischen Anschauungen Friedrichs, selbst vom Standpunkt des Zustands der Wissenschaft von damals aus angesehen, nicht eben weitblickende waren, daß seine mit Hülfe einer Bande von französischen Gaunern betriebene Monopol- und Accisewirthschaft eine wahrhaft tyrannische Plackerei gewesen, ist heute allgemein anerkannt. Ferner muß gesagt werden, daß die ganze Kulturarbeit des Königs, wie heilsam dieselbe auch im Einzelnen sich erwiesen hat, den Wurm der Ausländerei in sich trug. Des Königs einseitige französische Bildung und seine Verachtung der Anfänge einer nationalen — (solche waren denn doch schon bei Friedrichs Throngelangung vorhanden, und daß sie vorhanden waren, konnte ihm, abgesehen von allem Anderen, schon das bekannte Gespräch beweisen, welches er am 18. Dezember 1760 zu Leipzig mit Gellert hatte) — sie haben sich schwer an Preußen gerächt. Denn mit der von Friedrich gewollten und erstrebten Französirung der höheren Stände verband sich eine Verfranzöselung im schlimmsten Sinne, im Sinne des Pompadour- und Dubarry-Louis, d. h. mit einer oberflächlichen Freigeisterei eine bodenlose Frivolität, eine Erschlaffung aller Bande der Sitte und Pflicht, wovon wir seines Ortes noch hören werden. Endlich war das Verdienst des Königs, das kleine Preußen aus der Sturmflut des siebenjährigen Kriegs als eine anerkannte europäische Großmacht hervorgehen zu lassen, zwar ein unzweifelhaftes, aber auch ein zweideutiges. Denn die natürlichen Bedingungen einer Großmachtsstellung fehlten doch; es mußten also künstliche geschaffen werden und die Großmacht Preußen war in Wahrheit von Anfang an eine auf ihre Spitze gestellte Pyramide. Sowie

die Spitze brach, d. h. sowie die stählerne Königshand fehlte, welche den Friedrich'schen Staatsbau aufrecht erhalten hatte, begann derselbe kläglich zu wanken, um zuletzt schmachvoll zu fallen, nachdem die Saat von hochmüthigen Junkern und willenlosen Schreiberskuechten, welche der König gesäet, üppig aufgewuchert war.

Und dennoch, trotz Alledem und wieder Alledem, ist und bleibt der „alte" Fritz der „große" Fritz, ist und bleibt er im deutschen Volksbewußtsein von allen Fürstengestalten weitaus die populärste. Die Mythenbildnerei des Volkes hat den großen König förmlich zu einer mythischen Gestalt umgeschaffen. Schon hierin liegt der Beweis, daß der richtige Volksinstinkt Friedrich keineswegs ein Verbrechen daraus machte, daß er Kaiser und Reich, Reichsverfassung und Reichsversammlung behandelte, wie sie es verdienten. Es liegt auch der Beweis darin, daß ein dunkles Gefühl durch die Massen ging, der Preußenkönig sei trotz seines Welschparlirens Bein von unserm Bein und Blut von unserm Blute; ein dunkles Gefühl auch, die gewaltsame Aufrüttelung Deutschlands durch den Friedensbrecher von 1740 sei eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit gewesen .... Alles in Allem: Friedrich „der Große" — das steht fest in den Geistern und Herzen der Menschen für und für.

Viertes Kapitel.

Katharina die Zweite und Joseph der Zweite.

Von allen in ihrem Jahrhundert Geborenen hat, nur den Napoleon Bonaparte ausgenommen, die Prinzessin Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst das glänzendste Glück gemacht. Was eben die Menschen Glück nennen, ein Glück, wie es gemacht werden kann mittelst scharfen Verstandes, unendlicher Heuchelei, unbedingten Hinwegseins über Gewissen und „bürgerliche" Moral, mittelst kecken Zugreifens im Augenblicke, wo das Verbrechen Aussicht hat, ein glückliches zu sein. Auf der Höhe seiner Erfolge, seines Glanzes und Ruhms erlebte das im April (oder Mai?) 1729 zu Stettin geborene Glückskind die Stunde einer Einkehr bei sich selbst, eine Stunde, wo die aus einer bettelhaften deutschen Miniaturprinzessin zur Selbstherrscherin des unermeßlichen Rußlands Gewordene den Weihrauchnebel, durch Voltaire und Friedrich den Großen und viele Andere um sie gebreitet, scharfen Auges durchdringend ihr eigenes menschliches Selbst und Ich anschaute. Dieser Betrachtung mochte das Gefühl entspringen, als laste ihr Etwas in der Brust, was nach Wegräumung verlange. Da hat sie sich denn hingesetzt, um zu beichten, keinem Beichtiger, aber verschwiegenem Papiere — „literae non erubescunt." Diese nachmals, lange nach dem Tode der Czarina in die Oeffentlichkeit geschmuggelte Beichte, deren Echtheit keinem

Zweifel unterliegt, ist ein richtiges Sündenbekenntniß, theilweise wenigstens ein Bekenntniß der eigenen, mehr aber freilich noch der Sünden Anderer [53]). Nun, das waren ja derartige Beichten immer, von den Confessionen des heiligen Augustinus an bis zu denen Rousseau's und Katharina's herab.'

In Wahrheit, es war ein wunderbares Geschick, das der kleinen Sophie von Anhalt-Zerbst, deren Vater, wenn er es war, ein ziemlich obscurer preußischer General gewesen. Wohl geradezu das abenteuerlichst-glänzendste Geschick eines an abenteuerlich-schroffen Glückswechseln überreichen Jahrhunderts. Erklärlich, möglich nur auf dem Boden des russischen Czarenthums, welcher ja seit dem Tode Peters des Ersten beständig geschwankt und gedröhnt hatte, wie von einem Erdbeben geschüttelt. Namentlich hatte man dort von czarischen Weibern seit lange das Menschenmögliche begehen sehen, ja sogar Vieles, was Menschen zu begehen unmöglich sein sollte, wenigstens Frauen: man war also auf Katharina die Zweite vorbereitet .... Sie ihrerseits hatte sich — im Februar 1744 mit ihrer Mutter durch „cette infame catin du nord“ nach Petersburg berufen, zur „Brautschau“ für den sechzehnjährigen, von seiner Tante Elisabeth zum Großfürsten-Thronfolger erklärten, semmelblonden, viereckigen, kümmerlich gewachsenen, unglaublich unwissenden Kindskopf Peter von Holstein-Gottorp — ja, sie die Vierzehnjährige, hatte sich mit dem Instinkt des Genie's oder, wenn man will, mit dem Genie des Bösen sofort auf diesem vulkanisch explodirenden Boden zurecht gefunden. Das kleine prinzeßliche Ding, welches nicht einmal schön war und als ganzes Gepäck „zwölf Hemden“ mit sich brachte, war von dem Augenblick an, wo sie zuerst Rußland betrat, immerdar mit dem Gedanken beschäftigt, daselbst allein zu regieren, — „à devenir impératrice souveraine de Russie, de mon propre chef [54]).“ Im September 1745 die Scheinfrau ihres Strohgemahls geworden, mußte sie mit demselben tagüber „Soldätles“ und nächtlicher

Weile Puppen spielen, sie, welche aus ihrer gleichzeitigen Lectüre von Brantome's „Dames galantes“ und Voltaire's „Pucelle“ die Ahnung gewonnen hatte, daß sie denn doch zu etwas Anderem gut wäre („que j'étais bonne pour autre chose“). Das andere Spiel kam denn auch mit der Zeit, zumal der Querkopf und Scheinmann Peter, seine Prinzlichkeit darzuthun, Maitressen hielt und mit der Detailschilderung ihrer Reize seine arme junge Scheinfrau langweilte und zumal ferner unsere großmächtige Tante Elisabeth durch Madame Tschoglokoff der Großfürstin bedeuten ließ, es sei rathsam und hohe Zeit, so oder so für Nachkommenschaft zu sorgen. Da kam es nun, wie es kommen mußte: dort der alberne Peter, widerlich läppisch, impotent, mit seiner Maitresse, der vulgären Gräfin Woronzow, „zechend, rauchend, fluchend, spuckend, stinkend;“ hier der glänzende Sergius Soltikow, der — sagt Katharina — „schön war wie ein Engel und in allen Liebesränken ein vollendeter Meister.“ Am 1. Oktober 1754 wurde ein von Katharina geborener Sohn als rechtmäßiger Großfürst-Thronfolger auf den Namen Paul Petrowitsch getauft. Wir werden später mehr von ihm hören. Für jetzt mag nur gesagt werden, daß ihn seine Mutter ihr Lebenlang mit bitterstem Hasse gehaßt hat und daß er zu einem Urbild kalmükischer Häßlichkeit aufwuchs. Der erstere Umstand, verbunden mit dem weiteren, daß Pauls „Eigenthümlichkeiten alle gehässigen Seiten Peters des Dritten vergegenwärtigten [55]),“ ist allerdings sehr geeignet, seine Soltikow'sche Herkunft in Frage zu stellen. Was seine „kalmükische“ Physionomie angeht, so ging seiner Zeit in der Petersburger Gesellschaft ein Geraune — historisch ungreifbar — die Großfürstin sei mit einem todten Kinde niedergekommen, an dessen Stelle man ein aus dem Findelhause geholtes lebendes gelegt habe. Genug, die Großfürstin hatte ihre Fruchtbarkeit erwiesen und fuhr fort, sie zu erweisen. An Soltikow's Stelle trat der schöne, wenn auch etwas dummliche Pole Poniatowsky, welchen ihren Schürzenstipendiaten Katharina

später zum Schattenkönig von Polen machte; dann kamen die Orlows an die Reihe, dann Wassiltschikow, dann Potemkin und so weiter in infinitum.

Am 5. Januar 1762 betrank Czarin Elisabeth sich zum letzten Mal, d. h. sie starb. Querkopf Peter von Holstein hieß jetzt Peter der Dritte und Kaiser aller Reußen, Katharina war Kaiserin oder hatte sich wenigstens in die Verfassung gesetzt, es in Bälde zu werden und ihren ehrsüchtigen Kindertraum im vollsten Maaße zu verwirklichen. Sie hatte seit achtzehn Jahren daran gearbeitet — „(Ich gab mir Mühe, die Zuneigung Aller zu gewinnen. Niemand wurde von mir vernachlässigt, weder Große noch Kleine. Ich machte es mir zur Regel, zu denken, daß ich Aller bedürfe, und demnach Alles zu thun, um mir Wohlwollen zu erwerben, und ich that es mit Erfolg)." Ja, wohl mit Erfolg. Sie hatte, aller Heuchelkünste Meisterin, den russischen Adel, die Geistlichkeit, die Garden für sich gewonnen, sie hatte die Bestuschews und Panins zu sich herübergeschmeichelt; sie hatte die Freundschaft, in der Person von Katharina Daschkow, zur Werberin für ihre Verschwörung, sie hatte die Wollust, in den Umarmungen der Orlows, zur Kupplerin der Macht zu machen gewußt. So war sie gerüstet, den Schlag gegen den armen albernen Peter zu führen, welcher seine Frau so wenig kannte, daß er bei dem Bankett zur Feier des Hals über Kopf mit Friedrich dem Großen abgeschlossenen, in Rußland höchst unpopulären Friedens sie an offener Tafel eine „Närrin" schalt. Ein andermal, als Katharina gerade die Bürde eines Liebespfandes, das sie von Gregor Orlow trug, schwer empfand, sprach der Sechsmonatczar gar davon, seiner Frau die Haare scheeren zu lassen und sie in ein Kloster zu stoßen. Der arme und dumme Junge vergeudete die Zeit, wo so zu sagen die für ihn bestimmte Flasche Burgunder schon mit Gift gewürzt ward, mit gewohnten Lappalien [56]). Einer solchen Bornirtheit gegenüber brauchte man des Komplotts gar kein Hehl zu haben. Verschwörungen

anzuspinnen und durchzuführen gehörte ja damals ohnehin mit zur russischen „Bildung.“ Zu jener Zeit — hat ein kundiger Russe gesagt — machte in Rußland ein Mann, der sein Glück gründen wollte, ein Komplott zum Zweck eines Monarchen- oder Dynastiewechsels, wie man heute eine industrielle Unternehmung macht: man „wurde Verschwörer, Kaisermörder, wie man heute Gründer einer Actiengesellschaft wird.“ Man machte, man schwindelte in Palastrevolutionen und Czarenmord. Am Tage nach der Ermordung Peters des Dritten begegnete der Graf Simon Woronzow einem der Mörder, dem Fürsten Feodor Bariatinski: „Wie haben Sie so Etwas thun können?“ fragte der Graf. Worauf der Fürst mit Achselzucken: „Was wollen Sie, mein Lieber? Ich hatte zu viele Schulden[57])“ .... In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1762 wurde die „industrielle Unternehmung“ im russischen Style von damals in Szene gesetzt. Mit dem kommenden Morgen war Katharina „l'impératrice souveraine de Russie.“ Am 10. Juli der Marsch nach Peterhof, Katharina an der Spitze der Garden, reitend auf einem weißgrauen Tigerhengst, in Uniform, den Degen an der Seite, auf den fliegenden Haaren einen mit Eichenlaub umwundenen Grenadierhut. Gefangennehmung des Querkopfs Peter in Oranienbaum und Abführung nach Ropscha. Folgenden Tages Triumpheinzug der Czarin in Petersburg, Tedeum, ein Wolkenbruch von Gnaden und Würden, Titeln und Orden, Rubeln und „Seelen“ Seitens der glücklichen Verbrecherin auf ihre Mitverbrecher ergossen. Endlich, am 17. Juli, die schreckliche Henkermahlzeit zu Ropscha mit vergiftetem Burgunder und, als dieser den Czarenschemen nicht rasch genug bannt, die grauenhafte Mißhandlungs- und Erdrosselungsszene. Nachdem Peter der Dritte also eines „natürlichen Todes“ gestorben, d. h. an Zuziehung der aus einer Serviette gedrehten Schlinge, sprengte Alexei Orlow nach Petersburg, um der Czarin Meldung zu machen. Sie hielt ihren Abendzirkel und war gerade daran,

demselben in ihrer allerliebsten Manier einen Schwank zu erzählen. Herausgerufen, empfängt sie die Botschaft von Ropscha, gibt ihre Befehle, geht wieder hinein und erzählt ihren Schwank heiter zu Ende. Am folgenden Tage läßt sie ein Manifest ausgehen, mittelst dessen sie den Völkern Rußlands verkündigt, daß der „gewesene Kaiser nach dem Willen Gottes einer Hämorrhoidalkolik erlegen," daß demnach dieser „unerwartete Todesfall als eine Wirkung der göttlichen Vorsehung anzusehen" und im Uebrigen auf die Kaiserin zu vertrauen sei, welcher „die göttliche Vorsehung nach unerforschlichen Rathschlüssen die richtigen Wege weisen werde." Madame de Geoffrin, Vorsitzerin eines vielbesuchten „Bureau d'esprit" in Paris, Korrespondentin der Czarin und eine ihrer Pariser Räucherpfannen, schüttelt den Kopf zu diesen „unerforschlichen Rathschlüssen" und schreibt, das Manifest bringe einen mißlichen Eindruck im Publikum hervor. Worauf die kaiserliche Manifestlerin naivermaßen: „Helas! Madame, ce manifeste n'a pas été composé pour les pays étrangers (will sagen für die Pariser Salons), il a été fait pour un peuple, auquel il faut dire ce qu'il faut croire[57 a])."

Sie hat den Czarenthron, auf welchen sie nicht einen Schatten von Anspruch hatte, 34 Jahre lang behauptet, mit Glück und Glanz, mit einem Schein von Herrschergröße, welcher nach außen blendend genug war, um die Voltaire und Diderot zu dampfenden Weihrauchpfannen zu machen. Wenn man die Huldigungen ermißt, welche der zweiten Katharina dargebracht worden sind, dann erkennt man so recht die dem Despotismus innewohnende Kraft der Verderbniß, welche aus Dichtern Schmeichler, aus Künstlern Lügner, aus Gelehrten Spucknäpfe macht. Man ist gewohnt, in Katharina einen der glänzendsten Repräsentanten des aufgeklärten Despotismus zu erblicken, aber mit Unrecht. Es ist ihr mit dem Credo desselben gar kein rechter Ernst gewesen, sondern sie hat nur solche Dinge ernst genommen und klug und energisch durchgeführt, welche ihrem Durst nach

Macht und Ruhm schmeichelten, einem Durst, der an Unstillbarkeit nicht einmal ihrer Wollustgier nachstand. Was sie beim Beginn ihrer Regierung mit allem Nachdruck anfassen zu wollen schien, die Hinlenkung der Völker Rußlands auf die Bahn wirklicher Civilisation, wurde nach etlichen Anläufen ganz aufgegeben, so zwar, daß in Betreff innerer Reformen bald Alles nur noch auf den Schein angelegt war [58]). So entwarf die Czarin für die i. J. 1767 zu Moskau versammelten russischen „Generalstaaten" aus Montesquieu und Beccaria gezogene Instructionen. Damit konnte man ja vor dem bewundernden Europa paradiren. Als aber eine Anzahl von Abgeordneten den Schein für Wahrheit nahm und auf ernstliche Reformen drang, z. B. in Betreff der Bauernverhältnisse, wurde die Versammlung alsbald aufgelöst und nie wieder berufen. So war der ganze Humanismus und Liberalismus der „Semiramis des Nordens" Lug und Trug. Sie ist es gewesen, welche, um ihren verschiedenen Beischläfern nach und nach mehr als 3 Millionen „Seelen" schenken zu können, mittelst e i n e s Federzugs, d. h. durch ihre Unterschrift zu dem berüchtigten Ukas vom 3. Mai 1783, die bis dahin vollständig frei gewesene bäuerliche Bevölkerung Kleinrußlands leibeigen machte. Die Czarin hatte eines Tages, um die Pariser Weihrauchfässer dampfen zu machen, den Plan entworfen, Dorfschulen zu errichten. Als aber redliche Männer diesen Plan verwirklichen wollten, schrieb Katharina einem derselben: „Man muß dem gemeinen Volk keinen Unterricht geben. Wenn es soviel wüßte, wie Sie und ich, so würde es uns nicht mehr so gehorchen, wie es uns jetzt gehorcht [59])." Schneidend, aber wahr hat Katharina's Enkel, Czar Alexander, die Summe des Waltens seiner Großmutter gezogen, als er im September 1812 in seinem Kabinette zu Petersburg zu dem englischen General und Diplomaten Sir Robert Wilson sagte: „Ich bin zu bedauern, denn ich habe nur wenige Personen in meiner Umgebung, die eine gesunde Erziehung genossen haben. Der Hof meiner Großmutter hat

die ganze Bildung der Russen verdorben, indem er sie auf die Erlernung der französischen Sprache, französischer Frivolitäten und Laster beschränkte [60])."

Aus dem Jahre 1772 und zwar aus demselben Monat August, wo das „große Verbrechen," die Theilung Polens, durch den zwischen Rußland, Oestreich und Preußen zu Petersburg gefertigten Theilungsvertrag zum Abschlusse kam, existirt der Bericht eines englischen Agenten aus der russischen Hauptstadt, welcher eine tiefe Kenntniß der Czarin verräth: — „Sie liebt weder das russische Volk, noch hat sie dessen Liebe erworben. Das, was der Mangel solcher Triebfedern für große Unternehmungen bei ihr ersetzt, ist eine schrankenlose Begierde nach Ruhm [61])." In der That, das war der Stachel, welcher Katharina trieb, sich zur Vollstreckerin des Testaments von Peter dem Großen zu machen, d. h. dem russischen Ausbreitungs- und Verschlingungstrieb, wie jener Czar ihn gepflegt hatte, die größtmögliche Spannung zu geben. Es war nur ein Echo ihrer Gedanken, wenn ihr Hofpoet Dershawin in einer seiner Siegesoden ausrief: „Vorwärts, o Rußland, und die ganze Welt ist dein!" Und vorwärts ging Rußland, südwärts gegen die Türkei, wo ja Konstantinopel als eine schon ganz sichere Beute, als die künftige Residenz des darum Konstantin getauften zweiten Enkels der Czarin betrachtet wurde, und westwärts gegen Polen. Hier nun trafen Katharina's offene Wünsche mit den geheimen Friedrichs des Zweiten zusammen, welcher mit gewohnter Geschicklichkeit ihrem Ruhmdurst die Richtung nach Polen zu geben wußte, weil hier auch für ihn ein Vortheil mit abfallen konnte.... Die Erörterungen der ersten Theilung Polens und des Verhaltens der drei Mächte dazu sind zahllos. Gesammtresultat derselben nur die Bestätigung des alten Satzes, daß ein Volk seinen Untergang immer selbst verschuldet und daß demnach Polen den seinigen in erster Linie nur sich selbst zuzuschreiben hatte. „Gott ließ die Theilung Polens zu, damit die Moralität der Großen offen-

bar würde." Als ob eine solche Extra-Offenbarung irgendwie nöthig gewesen wäre! Viel wahrer und richtiger ist es, zu sagen: der weltgeschichtliche Prozeß führte die Theilung Polens herbei, damit offenbar werde, was Junker und Pfaffen aus einem Lande machen können .... So, wie die Akten und Zeugenaussagen jetzt liegen und lauten, muß das Verdict dahin gehen, daß die erste Idee, Polen zu theilen, eine Friedrich'sche war. Im Uebrigen waren Friedrich und Katharina gleich würdig, diese Idee auszuhecken; denn sich irgend einen Gewissensskrupel zu machen, dazu waren Beide viel zu „éclairés." In ihrem bekannten Gespräche mit Friedrichs Bruder, dem Prinzen Heinrich, am 8. Januar 1771 behandelte die Czarin, wenngleich in der Form eines „discours de plaisanterie," die Theilung Polens schon ganz als eine selbstverständliche Sache. „Mais pourquoi tout le monde ne prendrait-il pas aussi?" Man weiß ja, was es zu bedeuten hatte, wenn Katharina in solchen Dingen scherzte. Der preußische Prinz verstand auch gar wohl die Bedeutung dieser Katharinischen Scherzreden und schrieb sofort an seinen königlichen Bruder: „Il est certain que cela n'était pas pour rien." Die Ehre, den wirklichen Theilungsplan entworfen zu haben, scheint Allem nach dem Prinzen Heinrich selbst zuzustehen. Kann man aber auch nur einen Augenblick lang meinen, der Prinz habe ohne Vorwissen des Königs gehandelt? Das hieße denn doch ganz übersehen, in welcher zitternden Unterwürfigkeit Friedrich sämmtliche Mitglieder seiner Familie hielt. Preußen hat in dieser ganzen Theilungsgeschichte zu Gunsten Rußlands, welches den Löwentheil nahm, den Schakal gespielt und sein Beutetheil ist denn auch der des Schakals gewesen [62]). Daß Friedrich sich, wenn er ernstlich gewollt, zur einstweiligen Erhaltung Polens mit Oestreich gegen Rußland hätte verbinden können, daß Maria Theresia's Widerstand gegen das Raubproject durch die Anstrengungen ihres Ministers Kaunitz und ihres Sohnes Joseph nur mühsam gebrochen wurde, ist so unbestritten, wie all-

bekannt, und fürwahr es gereicht Friedrich nicht zur Ehre, daß er sich keine Gelegenheit entgehen ließ, über das Verhalten der Habsburgerin in der polnischen Theilungssache seinen kynischen Spott auszulassen [63]. Aber nicht weniger unbestritten und allbekannt ist auch, daß die Losreißung Westpreußens von dem anarchischen, in jesuitischen Marasmus verfallenen Polen ein großes Glück für die genannte, seither vollständig germanisirte Provinz gewesen ist.

Zu dem Selbstherrscher an der Spree und der Selbstherrscherin an der Newa gesellte sich als Dritter der Selbstherrscher an der Donau. Friedrich der Zweite, Katharina die Zweite, Joseph der Zweite, — alle Drei Typen des aufgeklärten Despotismus und doch wieder so gründlich unter sich verschieden. Friedrich wirklich und wahrhaft ein gekrönter Aufklärer, nicht über seiner Zeit stehend, aber die Bedürfnisse derselben verstehend und staatsmännisch an ihrer Befriedigung arbeitend; Katharina den mit weiblicher Pfiffigkeit präparirten Schein eines Eingehens in die Zeittendenzen zur Folie ihrer Ruhm- und Herrschsucht machend; Joseph mit fieberhafter Ungeduld trachtend, die Erfolge des großen Königs und der großscheinenden Czarin einzuholen, zu überholen, — brennend, der Reformator Oestreichs zu werden, nicht aus Eitelkeit, sondern aus wirklichem Herzensdrang, — überdies zugleich in die Rolle eines Eroberers sich hineinträumend, und doch allen diesen Aufgaben nicht gewachsen, ohne kriegerisches Talent, sein Lebenlang ein Abcschütz in der Wissenschaft, die Menschen zu kennen und zu behandeln, von vorneherein übersehend, mit welchen Zahlen die Staatskunst eigentlich zu rechnen habe, — ein Despot aus lauter und lauterem Idealismus, hart, bis zur Grausamkeit hart aus lauter Menschenfreundlichkeit. So war der unglückliche Kaiser und so, wie er war, hat er einem tragischen Geschick nicht entgehen gekonnt, um so weniger, da er nicht allein mit der Kraft der Trägheit in den Massen, sondern auch mit Friedrich und mit Katharina zu thun

hatte, zu deren Begabung die seinige nicht hinanreichte und an deren kühler Berechnung seine hochfliegenden Hoffnungen und raschen Entwürfe scheitern mußten.

Als die Nachricht von dem Hingang Maria Theresia's (29. November 1780) nach Potsdam gelangte, hielt es Friedrich für nöthig, seine Minister auf die Bedeutung dieses Ereignisses ausdrücklich aufmerksam zu machen: — „Maria Theresia ist nicht mehr; eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Das wachsame Auge des alten Fritz — ein wundersames Auge, welches sein Sammetblau und den Glanz seiner Iris bis zuletzt behalten hat — war schon lange auf den jungen Kaiser und die Evolutionen gerichtet gewesen, welche derselbe noch bei Lebzeiten seiner kaiserlichen Mutter versucht hatte, — Versuche, die den Uebergang Oestreichs vom patriarchalischen Despotismus zum aufgeklärten ankündigten. Der König ließ sich zu Sanssouci die Büste Josephs recht unter die Augen rücken und sagte: „Das ist ein junger Mann, dessen man eingedenk bleiben muß. Hat Kopf, könnte viel ausrichten. Schade nur, daß er immer den zweiten Schritt thut, bevor er den ersten gethan hat[64])." Ein Urtheil aus dem Munde des Gegners, aber ohne Frage das treffendste, welches über Joseph gefällt worden ist. Den zweiten Schritt vor dem ersten thun, ja, das war der Fluch, welcher alles Wollen und Bemühen Josephs vereitelt und das beste Herz, welches je in einer Fürstenbrust schlug, so vorzeitig gebrochen hat. . . . . Das Programm, womit Joseph der Zweite seine Regierung eröffnete, konnte nicht verheißungsvoller lauten als es wirklich lautete: — „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden." Aber bei näherem Zusehen stellte sich das „nach meinen Grundsätzen" denn doch nur als eine Version des Louisquatorze'schen „Car tel est notre plaisir" heraus. Der Kaiser

verkannte die Unthunlichkeit, die unendliche Verschiedenheit der Völkerschaften Oestreichs über einen Leisten zu schlagen; er wollte auch nicht einsehen, daß sich die Menschen nicht mit Gewalt befreien, daß sich die Nationen nicht wie Töpferthon in ein selbstherrisch geformtes Modell der Aufklärung hineinpressen lassen. Das Generalisiren, das Schablonisiren — überhaupt Todsünden des erleuchteten Despotismus — sie haben Josephs Werk zerstört. Jede Reform, ja jede Revolution sogar, welche das historisch Gegebene gänzlich mißachtet, d. h. die Anschauungen, Gewohnheiten und Sitten der Bevölkerungen willkürlich wegcommandirt, trägt den Keim der Reaction in sich. Joseph hat sein Leben daran gesetzt, ein centralisirtes Oestreich zu schaffen: er hat den Einsatz verloren. Niemand, wem überhaupt Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit innewohnt, wird leugnen wollen, daß Josephs Reformen: die Einführung der Preßfreiheit (Censuredict 1781), die bürgerliche Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken (Toleranzedict 1781), die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Ablösbarkeit der Robot, die Herbeiziehung aller Staatsbewohner zur Mitträgerschaft der Staatslasten (Steueredict 1789), die Reform der Civilgesetzgebung und Criminaljustiz (Civilgesetzbuch 1786, Criminalgesetzbuch 1787), die Aufhebung von 700 Klöstern, die Förderung der Volksbildung durch Schuleinrichtungen, die Gründung und Ausstattung humaner Anstalten aller Art, — endlich und Alles zusammengenommen, der Muth und die Energie, in die klafterdicke Mauer des altöstreichischen Hispanismus, aufgemauert aus Volksdummheit, Adelsdünkel und Pfaffenhochmuth, Bresche zu schießen, — Niemand wird leugnen wollen, daß diese Unternehmungen und Veranstaltungen mit zu den besten, kühnsten, wohlgemeintesten Herrscherthaten gehören, von welchen die Geschichte weiß. Und doch — „soviel Arbeit um ein Leichentuch!“ Des Kaisers Art, zu arbeiten, hatte freilich gleich zu Anfang das Bedenken nicht allein Friedrichs, sondern auch noch anderer einsichtiger Zeitge-

nossen erregt. Schon im Juni 1781 schrieb der Herzog Karl August von Weimar an Freund Merck: „Die Handlungen des Kaisers können aus vielen Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Aehnlichkeit mit Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß, nicht der Menschen, aber doch der innern Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und, wohlzumerken! gut ablaufen wird, das lasse ich dahin gestellt sein. Ein Bißchen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein." In Wahrheit, es fiel nicht gut aus. Neun Jahre später hatte Johannes Müller Veranlassung, zu schreiben: „Das Werk Josephs wird allenthalben vernichtet. Er hat Nichts gethan, weil er zu Viel und auf einmal Alles thun wollte. Weil er sah, daß alle Barbaren Rußlands einerlei Gesetz gehorchten (?), schien es ihm auch thunlich, an der Maas, am Pruth und am Ticino die gleichen zu geben. Er war auch äußerst schlecht bedient, weil Niemand vorbereitet war. Er hatte ein Gemisch altjesuitischer, voltairischer, preußischer, physiokratischer und wienerisch-akademischer Grundsätze und keine Kenntniß des Menschen, weil ihm die Geduld fehlte, Beobachter zu sein[65])."

Joseph hat sich in weit höherem Grade denn Friedrich als Deutschen gefühlt. Und auch als deutschen Kaiser fühlte er sich. Wenn er am 13. Juli 1787 an den Coadjutor Dalberg schrieb: „Ich heiße alle Mittel willkommen, um das Wohl Deutschlands zu erzielen, unseres gemeinschaftlichen Vaterlands, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein" — so war das ohne Zweifel wahr und ernst gemeint. Er hat auch verschiedene Anstrengungen gemacht, den Reichsleichnam wieder zu beleben, aber das waren eben nur Galvanisirungsversuche und konnten, so, wie die Sachen lagen, nichts Anderes sein. Es handelte sich immer und überall im deutschen Reiche nicht mehr um das Reich, sondern um Oestreich und

Preußen. Joseph fühlte gar wohl das Unheil dieses Dualismus für Deutschland, ja selbst Friedrich, der Erfinder der „Nation prussienne,“ verschloß sich nicht immer diesem Gefühle. Bei seiner berühmten Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Neisse (August 1769), wo dieser des Königs Begrüßung mit dem bedeutungsvollen Worte erwiderte: „Für Oestreich gibt es kein Schlesien mehr!“ äußerte Friedrich: „Ich denke, wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen. Es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem besseren Verständniß kommen können.“ Aber wie zu einem Verständniß kommen, da Beide nur allzusehr das Nämliche wollten, nämlich Deutschland? Joseph in der plumperen Form des Länderkaufs und Ländertausches, Friedrich in der feineren einer Hegemonie. Zweimal hat er diesen preußischen Hegemoniegedanken einer vorläufigen Verwirklichung nahegebracht, durch sein Verhalten im baierischen Erbfolgehandel (1778—79) und durch die Stiftung des deutschen „Fürstenbunds“ (1785). Zwischenhinein tauchte ein anderes Project auf, das einer förmlichen Theilung Deutschlands. Friedrichs Bruder, der Prinz Heinrich, welcher sich schon durch seine Verhandlungen mit Katharina in Sachen Polens als zu Theilungsgeschäften sehr anstellig erwiesen hatte, erörterte i. J. 1780 zu Spaa mit Kaiser Joseph den Gedanken, Deutschland zwischen Oestreich und Preußen zu theilen [66]. Es blieb bei dem Gedanken, da Friedrich nicht auf die Sache einging, sei es, wie seine unbedingten Lobredner sagen, aus Mäßigung, sei es, wie die unbefangene Betrachtung urtheilen muß, in der Ueberzeugung, die mälige Erlangung des Prinzipats über Deutschland wäre der natürliche Beruf Preußens. Einstweilen wucherte, wenn auch unter friedlichen Formen versteckt, der östreichisch-preußische Zwiespalt in seiner ganzen Unversöhntheit weiter. Vergebens hatte bei Gelegenheit der zweiten Zusammenkunft Friedrichs und Josephs — zu Mährisch-Neustadt im September 1770 — der kluge Kaunitz vorgestellt, „die einzige Schutzwehr

wider den ausgetretenen Strom der russischen Macht, welcher Europa zu überschwemmen drohe, sei eine feste Verbindung zwischen Oestreich und Preußen." Diese Mahnung wurde mißachtet, so sehr, daß Joseph und Friedrich, wetteifernd um die „Freundschaft" der Czarin buhlend, die Macht besagten Stroms mehr und mehr verstärkten. Den Kaiser trifft hiebei der schärfere Tadel; denn daß er sich und wie er sich, gereizt durch die Vereitelung seiner Absichten auf Baiern durch Friedrich, der Semiramis des Nordens „in die Arme warf," ist die mißlichste seiner Verfehlungen in Sachen der auswärtigen Politik gewesen. Katharina bediente sich Josephs bei dem Geschäfte, den Türken die Krim zu rauben, wie sie sich Friedrichs bei dem polnischen Raubgeschäfte bedient hatte. Ein trauriges Schauspiel, die Handlangerdienste zu sehen, welche die beiden deutschen Großmächte abwechselnd der Testamentsvollstreckerin Peters des Ersten leisteten, — Handlangerdienste, welche Katharina zu jenem Spiel dämonischer Arglist anleiten und ermuthigen mußten, welches sie nachmals gespielt hat, Oestreich und Preußen gegen die französische Revolution hetzend, damit sie derweil die Hände frei habe, an der Uebersetzung von Derschawin's Dichtung in die Wirklichkeit weiter zu arbeiten: — „Vorwärts, Rußland, und die ganze Welt ist dein!"

Fünftes Kapitel.

Einer aus Mecklenburg.

Zu jener Zeit war die großbrockige Phrase „die Runde um die Welt machen“ noch nicht erfunden. Bescheidener also und auch wahrhafter sagen wir, daß die aufgeklärte Despotie oder despotische Aufklärung über den größten Theil des Festlandes von Europa hin ihren Umgang und Siegeszug hielt. Das insularische Großbritannien blieb unberührt von dieser Kulturbewegung, welche dort gar keinen Sinn gehabt hätte, weil das englische Staatswesen, seit der Katastrophe von 1688 mit Entschiedenheit auf die Bahn des modernen Constitutionalismus gelenkt, den Entwickelungen der festländischen Politik schon weit vorausgeschritten war. Es würde auch Irrthum sein, zu glauben, daß auf dem Continent der naturwüchsige, gedankenlos-brutale Absolutismus überall dem erleuchteten, systematisch-berechnenden sofort gewichen sei. Während z. B. der letztere in Spanien durch den trefflichen König Karl den Dritten und seine Minister wirkliche Wunder wirkte, wurde in manchen der zahllosen Territorien Deutschlands, vorab in geistlichen, noch ganz in der gewohnten stupiden Weise fortgewirthschaftet. In anderen lag der brutale Despotismus noch mit dem Feudalismus in Fehde und dieses anderswo bereits zu einem Anachronismus gewordene Schauspiel bot insbesondere Mecklenburg

dar, allwo noch im Zeitalter Friedrich's des Großen die mumisirten mittelalterlichen „Stände" gegen die verrückte Tyrannei ihres Herzogs Karl Leopold sich zu setzen suchten, desselben Herzogs, der demüthig das Kamtschadalische mit ansah, was an seiner Frau i. J. 1717 zu Magdeburg durch ihren czarischen Oheim verübt wurde. Ueberhaupt ist in Mecklenburg die Weltgeschichtsuhr allzeit um eine oder vielmehr um etliche Stunden zu spät gegangen: — hier ist erst i. J. 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben worden und factisch, als „Unterthänigkeit," besteht sie noch heute.

Auf diesem Flachland zwischen Elbe und Ostsee, zwischen Lauenburg, Pommern und Brandenburg, mit seinen zahllosen Seen, seinen dürren Sandflächen, düstern Moorbrüchen und fetten Marschtriften, haben sich in heidnischer Zeit die wendisch-slavischen Stämme der Wagrier, Polaber, Obodriten und Lutizer in barbarischen Kämpfen unter und gegen einander getummelt. Die Obodriten, der Hauptstamm in Mecklenburg, massenhaft zwischen der Trave und Warnow angesessen, Auszweigungen gen Süden (Zuerin, Schwerin) vorschiebend, den Namen ihres Hauptorts (Mikilinburg, Mecklenburg) auf das ganze Land ausdehnend, erscheinen in den Tagen Karl's des Großen als Hülfsvölker (auxiliatores) der Franken zuerst im Dämmerlicht vorzeitlicher Geschichte[67]. Von da an zäher Widerstand der slavischen Passivität gegen die vordringende germanische Activität. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts hat hier herum Heinrich der Löwe seine eiserne Germanisirungsarbeit gethan. Verchristlichung mittelst Gewalttaufen, Gründung von Bisthümern und Klöstern mit deutschem Burgenbau Hand in Hand gehend. Die slavische Stammmasse der Bevölkerung mehr und mehr mit deutschen Ansiedlern durchschossen, das Slaventhum durch den Germanismus zersetzt, dann überwunden. Die mittelalterlich-feudale Scheidung der Bewohnerschaft des Landes in Herren und Knechte zu schroffster

Geltung ausgebildet. Verrufene Rauf- und Raublust des Adels, gegen dessen Trotz die Landesfürsten nur selten durchzugreifen vermochten. Größere Vorschritte zur Civilisation erst mit dem Aufkommen der Städte und des Bürgerthums möglich und bemerkbar. In das Christenthum übrigens ein massives Stück Heidenthum mit herübergenommen und aus dem Volksglauben auch durch das Lutherthum keineswegs ausgetilgt, welches in Mecklenburg frühzeitig und fest Wurzel faßte, wenn schon die guten Klosterschwestern in Dobertin nicht von dem Meßlatein lassen wollten, maßen das „die Sprache der Engel im Himmel sei [68]." Noch heute, wie früher, hält der mecklenburger Bauer die Erinnerung an den großen Heidengott Wuotan in der Vorstellung vom „Wodendüvel" und vom wilden Jäger „Wod" auf seinem weißen Rosse fest [69].

In Volksart, Anschauungsweise, Lebensführung, Sitte und Gewohnheit viel Dauerhaftes, Unbewegliches, so zu sagen am Boden Klebendes. Viel ungeschlachtes Phlegma, so daß es auch von einem Mecklenburger glaubhaft wäre, wenn von seinem Nachbar, dem Pommer Hans von Zanow, erzählt wird, derselbe habe auf die Bitte seiner sterbenden Frau, aufzustehen und Licht zu machen, geantwortet: „So stirb man und lat mick slapen." Neben solcher Grobklotzigkeit aber auch viel wohlthuende Offenheit, Geradheit und eine Frankheit im Ausdruck, die im Zuschlagen nicht laß ist und häufig den Nagel auf den Kopf trifft. Jenes pommersche Fräulein, welches auf die lärmende Frage eines Offiziers nach seinem Bedienten: „Wo ist der Dummkopf?" ruhig zur Antwort gab: „Auf Ihren Schultern" — könnte ganz gut auch ein Mecklenburger Kind gewesen sein [70]. Viel Religion im Lande, faustdicker lutherischer Teufelsglaube, welcher Mecklenburg vordem zu einem bevorzugten Pflegeplatz der Hexenbrennerei gemacht hat. Jedoch durch das orthodoxe Geprubste hindurch mitunter ein derber Lachtriller satirischer Schalkheit, wie denn der vlämische „Reinaert de vos" wahr-

scheinlich zuerst zu Rostock in niederdeutschen Pelz sich gekleidet hat [71]. Auch keineswegs etwa des Jenseits wegen das Diesseits gering geachtet, sondern im mecklenburger Charakter vielmehr ein starker Zug materialistischer Philosophie, welche Schinken und Spickgänse so hochhält, daß böse Zungen behaupten, die Mecklenburger Herren und Damen wanderten alljährlich in Schaaren nach Karlsbad, um das den Winter über angelebte Fett daselbst wieder loszuwerden. Schinken, Spickgänse und häufige Fischkost reizen den Durst und nach reichlicher Stillung desselben haben die Mecklenburger von Alters her an den Wagnissen des Hazardspiels ihre Freude gehabt. Was ihre Courtoisie und Galanterie betrifft, so war sie vor Zeiten mehr derber als zarter Natur. Der ehrliche Hans von Schweinichen, der um das Jahr 1575 im Mecklenburger Lande ein Hoffest mitmachte, weiß bekanntlich von dem Gebaren der dortigen „Junkherren" und „Junkfern" allerhand Bedenkliches zu erzählen [72]. Summa: ein derber, schwerfälliger Schlag von Menschen, in den obern Gesellschaftsschichten dick junkernd, aber im Ganzen redlich, tüchtig, mannhaft; sporadisch auch mund- und faustfertig, luchsäugig, jägermäßig pfiffig, husarenhaft schlau, je nach Bedarf die Schärfe gesunden Menschenverstandes oder eulenspiegelischen Humor herauskehrend, je nach Befund der Umstände geduldig abwartend oder keck zufahrend und zugreifend, zäh, hagenbuchen zäh in Liebe und Haß, bei erregtem Grolle selten in schnelle Zornflammen aufprasselnd, aber intensiv und nachhaltig glühend wie Steinkohlenfeuer. Einer der Besten unserer Unvergeßlichen, Johann Heinrich Voß, ist ein Typus mecklenburgischer Natur und Art im höchsten Sinne; aber er gibt auch einen Zeugen ab für die Richtigkeit der Behauptung, daß ein Mecklenburger, um was Rechtes zu werden, möglichst frühzeitig aus Mecklenburg fortmüsse. Einen Landsmann von Voß wollen wir jetzt in unsere Erzählung einführen, in deren späterem Verlaufe gar Vieles von ihm zu sagen sein wird . . . . .

Während König Friedrich im Christmonat von 1742 in seinem Schlosse zu Potsdam saß, nach erfolgreich geführtem ersten schlesischen Kriege die Mittel für den unschwer voraus-zusehenden zweiten bedenkend und rüstend, ging droben zu Rostock in Mecklenburg Etwas vor, was dereinst für die preußische Monarchie als ein Ereigniß von höchster Bedeutung sich erweisen sollte, geradezu ein weltgeschichtliches Factum, unvergänglich eingeschrieben in die Annalen der Menschheit. Zur Zeit seines Geschehens freilich ganz dunkel und unbeachtet, nicht mit Trompeten und Pauken verkündigt, wenn schon später viel Getrompete und Gepauke in der Welt verursachend. . . . Im Mecklenburger Lande war dazumal wilder Wirrwar, Kriegstumult und Noth aller Art. Auf der einen Seite ein halb oder ganz toller Herzog, der mehrerwähnte Hahnrei Karl Leopold, auf der andern eine Ritterschaft, welche auf ihre Privilegien hielt und dieselben gegen den herzoglichen Despotismus vertheidigte, so gut es eben gehen wollte. Wüste Rauferei demnach hinüber und herüber, unheimlich zumal für junge Ehefrauen auf dem Lande, die „ihrer Stunde" entgegensahen. So die Frau Eines Derer von Blücher, welcher als Rittmeister in Diensten des Landgrafen von Hessen-Kassel gestanden war, dann seinen Abschied genommen, ein Fräulein von Zülow gefreit und mit seiner jungen Gattin auf seinem kleinen Erbgut Großen-Rensow sich niedergelassen hatte [73]). Der Herr Rittmeister war der Sprößling eines Geschlechts, dessen Ahnherr mit Heinrich dem Löwen aus dem alten Sachsen in diese Ostseegegenden heraufgekommen sein soll. Gewiß ist, daß die Blücher frühzeitig in Pommern zu den „schloßgesessenen" Geschlechtern, in Holstein und Mecklenburg zu den alten „recipirten" Familien gezählt wurden. Reichthum freilich war mit diesem alten Adel nicht verbunden, wenigstens in der Linie Großen-Rensow nicht. Die Frau Rittmeisterin gebar ihrem Gatten einen rüstigen Jungen, Ulrich Siegfried, der nur flüchtig innerhalb unseres Gesichts-

kreises auftaucht, um bald wieder zu verschwinden. Als im Winter von 1742 ihre zweite Niederkunft herannahte, flüchtete sie gemeldeter Ursachen halber nach Rostock, um innerhalb der Stadtmauern die schwerste der Frauenarbeiten in größerer Sicherheit verrichten zu können. Da nun gebar sie am 16. Dezember abermalen einen robusten kleinen Blücher, welcher Gebhard Lebrecht getauft wurde und ein großer Blücher, aller Blücher größter werden sollte, so ein Markstein und Merkblock auf dem unübersehbaren Baufeld der Weltgeschichte, bei dem die Vorübergehenden stillstehen, den Hut abthun und sagen: Ah, der weis't nach Vorwärts!

Später, in der Zeit zwischen den schlesischen Kriegen und dem siebenjährigen, finden wir den Herrn Rittmeister mit seiner Frau Rittmeisterin im Dorfe Rastow hausend und hier wuchs der Gebhard Lebrecht in Gemeinschaft mit seinem Bruder zu jener Altersstufe heran, welche man onomatopoetisch die Bengel-, Flegel- und Lümmeljahre zu nennen vollwichtigen Grund hat. Recht naturwüchsig, ziemlich waldursprünglich, so zu sagen altmecklenburgisch-obodritisch muß es, vermuthen wir, bei diesem Auf- und Heranwachsen hergegangen sein. Einathmen von möglichst viel Feld-, Wald- und Seeluft und von möglichst wenig Schulstaub. Daher noch mit siebenzig Jahren eine Lunge, welche das Schlachtgetose zu übertosen vermag. Von streng-methodischem Unterricht, welchen der junge Lebrecht genossen haben könnte, Nichts gemeldet, vermuthlich überhaupt Nichts oder doch blutwenig zu melden gewesen. Wir können uns allenfalls in diesem mecklenburger Hinterwäldlerleben einen armen Teufel von Dorfpastor oder einen hungrigen Kandidaten vorstellen, der unsern Junker Gebhard Lebrecht nothdürftig im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet und ihm noch etwas nothdürftiger den lutherischen Katechismus, sowie den Cornelius Nepos einpaukt, wofür der Einpauker Seitens der Frau Rittmeisterin mit Schinken und Spickgänsen honorirt worden sein

mag. Es wird uns zwar irgendwo [74]) von einem „Schulkameraden" unseres Junkers erzählt, welcher diesen, als er, Feldmarschall und Fürst geworden, im Jahre 1816 seine Geburtsstadt Rostock besuchen kam, „Durchlaucht!" angestammelt und zur Antwort erhalten habe: „Sei kein Narr, oder glaubst du, daß ich einer geworden sei?" Aber diese ganze Schulkameradschaftsgeschichte ist nebelhaft und nicht mehr aufzuhellen [74a]). Genugsam aufgehellt dagegen ist, daß man an den Schulunterricht von damals entfernt nicht den Maßstab des jetzigen legen darf. Noch am Ausgang des Zeitalters von Friedrich dem Großen war die Erziehung nicht allein der Mecklenburger Junker, sondern auch der Söhne adeliger Familien in Berlin und Hannover außerordentlich dürftig [75]). Kein Wunder daher, wenn unser Gebhard Lebrecht sein Leben lang zur deutschen Grammatik, Rechtschreibung und Styllehre in einer Todfeindschaft stand, von welcher an ihrem Orte Proben vorgeführt werden sollen. Indessen hiebei nicht zu vergessen, welche Sorte von Deutsch nicht allein deutsche Junker und Offiziere, sondern auch deutsche Kanzleien, deutsche Könige, deutsche Kaiser noch im letzten Drittel und Viertel des vorigen Jahrhunderts geschrieben haben [76]). Verständlich hat sich unser Gebhard Lebrecht jeder Zeit zu machen gewußt, mündlich und schriftlich, sehr verständlich, und das war die Hauptsache. Im Uebrigen freilich mußte seine Erziehung oder Nichterziehung, wie sie einmal war, ihn zu einem Dickhäuter machen, der für den höchsten Reiz und Schmuck des Lebens, für Wissenschaft, Kunst und Poesie, kein rechtes Organ hatte. Dagegen blieb der derbe Junge gesund ganz und gar, an Leib und Seele, durchaus unfranzösirt, aus feurigen Augen gescheidt und listig blickend, mit flinkem Mutterwitz bei der Hand, ein muthiger Rossetummler, ein kühner Kletterer, Ruderer, Schwimmer, mit Säbel und Büchse geschickt handirend, auf die Werke der Landwirthschaft achtsam und bei der Arbeit kräftig mitanfassend, frühzeitig mitten in's Leben hineinge-

worfen, in demselben und durch dasselbe unsanft geschult und in dieser Schule praktischen Schick und Takt, Elasticität und Zähigkeit sich aneignend. Daneben frühzeitig ein eifriger und geräuschvoller Bekenner der lebemännischen Dreifaltigkeit Wein, Würfel und Weiber; aber nie in der Uebung dieses Glaubens das Herz sich ausdörrend, die Seele verwüstend, die Ehre beﬂeckend, sondern vielmehr unter rauher Umschalung ein lebendiges, insbesondere im Umgang mit edlen Frauen überraschend schön sich offenbarendes Fein- und Zartgefühl, einen untrüglichen Sinn für das Rechte, Wahre, Tüchtige bewahrend. Daher wurde aus dem Jungen, der in ganz ordinärer Soldatenart von damals seine Laufbahn begann, ein Mann, dessen Größe mit der seiner Zeit gewachsen ist, ein Mann, dessen genialer Instinkt in beispiellos verworrenen Verhältnissen stets das Richtige herausfand; ein Mann, der, als im Greisenalter ihm die schönste Aufgabe gestellt ward, die einem patriotischen Krieger zufallen kann, zur Lösung derselben ein Jugendfeuer mitbrachte, das zwar oft unbändig geflackert und tüchtig gequalmt, aber seine ursprüngliche Frische und Stärke niemals eingebüßt hatte.

Unser Wildling Gebhard Lebrecht lebte mit seinem Bruder als Gast im Hause seiner Tante, einer Frau von Krackwitz, auf der damals noch schwedischen Insel Rügen, als diese und Schwedisch-Pommern in Folge der Betheiligung Schwedens am siebenjährigen Kriege mit soldatischem Geräusche sich füllten. Der Anblick einer Schwadron schwedischer Husaren brachte die soldatischen Neigungen der beiden Brüder zum Ausbruch. Sie wollten unter die Husaren gehen. Vergebens stemmten sich Oheim und Tante dagegen. Die Brüder gingen eines schönen Tages i. J. 1759 auf und davon und unter die Husaren. Denkwürdig das, daß unser siebzehnjähriger Gebhard Lebrecht Reiterdienste nahm gegen dieses Preußen, dessen Reiter, Ritter und Retter er später werden sollte. Denkwürdig auch, daß der Gebhard Lebrecht für Preußen förmlich eingefangen werden mußte,

so recht wie ein wildes Füllen, was er damals wirklich gewesen ist. Stießen da nämlich die schwedischen Reiter auf einem Streifzug gegen die brandenburgische Gränze zu bei Spantikow in Pommern auf einen preußischen Husarentrupp unter Führung des Obersts Belling. Unser Wildfang ritt mit den schwedischen Plänklern vor und gefiel sich darin, fluchend und schimpfend die Preußen zu „braviren.“ „Wart' mal, Bübel!“ sagt drüben ein preußischer Husar, der Gottfried Landeck aus Schlesien, und sprengt auf den herausfordernden Knaben los, dessen Pferd in diesem Augenblick, von einer Kugel getroffen, stürzt. Der Gottfried, ein starker „Kerl“, beugt sich hinab, packt den gestürzten Lebrecht, schwingt ihn vor sich auf den Sattel und bringt den richtig Eingefangenen zum Oberst Belling, dem Miene, Gesicht und Gebaren des jungen Burschen wohlgefallen[77]. So kam der Blücher zu den Preußen, bei denen er blieb, nachdem sein raschgewonnener Gönner Belling ihm auf dem Wege der Unterhandlung den Abschied aus schwedischem Dienste verschafft hatte. Als Fahnenjunker in das schwarze Husarenregiment getreten, welches später seinen Namen führte, wurde er am 20. September 1760 Kornett. Oberst Belling machte ihn zu seinem Adjutanten und im folgenden Jahr rückte er zum Premierlieutenant auf, als welcher er die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitfocht, bei Kunersdorf und Freiberg und überall sonst, wo Gelegenheit dazu war, als richtigen und tüchtigen Husaren und Haudegen sich erweisend, nicht minder aber auch als einen Ausbund von wildem Offizier in des Wortes wildester Bedeutung: im Kreise der Kameraden seiner Tapferkeit wegen geachtet, seiner Munterkeit wegen geliebt, seiner Unbändigkeit wegen gefürchtet, leidenschaftlicher Spieler, unermüdlicher Hasen-, Rehe- und Mädchenjäger, unfüllbarer Zecher, hitzig wie Pfeffer, jach und jähzornig, auf Raufen und Duelliren erpicht, kurz, ein Husar und Unband im Superlativ; aber doch auch wieder aus all diesem Rauch und Qualm Blitze starken und edlen Gefühls her-

vorbrechen lassend, Streiflichter, die auf eine heldische Zukunft wiesen. Der Most gährte, heftig, brausend, toll; aber er versäuerte nicht, ist nicht um- und abgestanden, klärte sich mit der Zeit zu Wein voll Gehalt und Feuer.

Gerade während der Gährungsprozeß im heftigsten Stadium war, stieß Blücher hart mit König Friedrich zusammen und wurde durch diesen Stoß unsanft genug bei Seite geschleudert. Er stand, im März 1771 zum Stabsrittmeister vorgerückt, mit seiner Schwadron auf polnisch-schmutzigem Boden, eine schmutzige Sache mit durchführen zu helfen, die erste Theilung Polens. Die preußischen Zwangsgäste waren, wie sie das sein mußten, den Polen tief verhaßt und es führten die letzteren gegen die ersteren einen geheimen Guerillaskrieg, der mitunter zu Gräuelthaten ausschlug. Daß die preußischen Soldaten, wenn sie zu Tode gemarterte, verstümmelte, köpflings in Sümpfe gestürzte Kameraden auffanden, darüber in Wuth ausbrachen und nach Rache schrieen, war ebenfalls in der Ordnung. „Da muß man wat gethan werden," denkt unser Gebhard Lebrecht und geht daran, husarenmäßige Justiz zu üben. Die polakisch-katholischen Pfaffen sind an allen den Tücken und Nücken schuld, sagen die preußischen Ketzer und der Herr Rittmeister meint, die Leute könnten rechthaben. Läßt also bei erster Gelegenheit so einen polnischen Priester aufgreifen und nimmt denselben in scharfes Verhör. Mein Polak, schuldig oder schuldlos, bleibt standhaft dabei, in keiner Weise Feindseliges gegen die Herren Preußen gerathen oder unternommen zu haben. Darob große Zornwolkensammlung auf der Stirne des Rittmeisters, Gewitterentladung, Blitz, Donner und Dampf. „Fort mit ihm! Schießt man mich die Canaille todt!" Zum wirklichen Todtschießen kommt's nicht, aber doch zum Schein davon: Hinausführen auf den Richtplatz, Graben einer Grube, ein Peloton Husaren mit scharfgeladenen Karabinern — „Schlagt an! Gebt Feuer!" - und das arme polakische Wort Gottes vom Lande fällt in die Grube.

Vor eitel Schrecken zwar nur, denn die Mündungen der Karabiner waren verabredeter Maßen in die Luft gerichtet gewesen; aber so ein Experiment ertragen nicht Jedermanns Nerven und der arme Priester bleibt lange siech und elend. Zwar soll sich nachmals herausgestellt haben, daß der also husarisch Gemaßregelte von der Ermordung preußischer Soldaten in der That mehr, viel mehr gewußt habe als er zu sagen für gut fand; allein dessenungeachtet warf die Scheinerschießungsprozedur dicken Staub auf zu Sanssouci. Könige haben zuweilen eine andere Politik als Husarenrittmeister und Friedrich war des Dafürhaltens, daß die Manier, in welcher seine Generale Belling und Thadden und sein Stabsrittmeister Blücher die annexirten Polen behandelten, nicht die richtige sei.

Unser Gebhard Lebrecht aus Mecklenburg hatte das bald zu empfinden, indem er beim nächsten Vorrücken übergangen wurde. Er hatte erwarten dürfen, daß die nächsterledigte Schwadron ihm zugetheilt würde: ein im Dienste jüngerer Rittmeister wird ihm vorgezogen und erhält die Schwadron. Darob natürlich Aufziehen und Loslassen des ganzen mecklenburgisch-pommer'schen Fluchregisters und furchtbare Entladung von Blitz, Donner und Dampf. Nothdürftig damit fertig, setzt sich unser Rittmeister hin und schreibt eine Immediateingabe an den König, des lakonischen Inhalts: „Der von Jägersfeld, so kein anderes Verdienst hat, als der Bankert des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied.“ So darf man aber dem alten Fritz nicht kommen, welcher zu dieser Zeit schon ein sehr grämlicher Jupiter gewesen ist. Von Potsdam kommt die Ordre, der Stabsrittmeister von Blücher soll arretirt werden, um im Arrest über seinen Trotz und andern von ihm verübten Unfug nachzudenken. Der Gefangene verwendet aber seine dreivierteljährige Arrestmuße nicht auf solches Nachdenken. Hält vielmehr standhaft an dem Gedanken fest, ihm sei Unrecht geschehen, schnödes Unrecht, bricht nicht, biegt

und beugt sich nicht, sondern richtet, obgleich ein armer Teufel, der von seinem Solde leben muß, abermalen ein Abschiedsbegehren an den König. Nun setzt sich der alte Fritz seinerseits hin — eines Tages im Januar 1773 — und schreibt eine nachmals in der Welt berühmt gewordene Ordre, deren Styl an Lakonismus den unseres Gebhard Lebrecht noch übertrifft: — „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen und kann sich zum Teufel scheren!" Decidirte, klarverständliche, unzweideutige Ausdrucksweise hüben und drüben. Wie wunderlich doch die Geschicke der Menschen sich suchen, abstoßen, verschlingen! Wenn Friedrich geahnt hätte, daß er einen Mann „zum Teufel" gehen hieße, der bestimmt sei, die Preußen dereinst nach Paris, nach Waterloo und abermals nach Paris zu führen!.... So war also unser Gebhard Lebrecht, jetzt ein Dreißigjähriger, an die Luft gesetzt. Ein in Ungnaden entlassener Rittmeister mit, wie zu vermuthen steht, sehr unzulänglich oder gar nicht gefülltem Beutel. Eine bedenkliche Situation, doppelt bedenklich für einen Bräutigam; denn das war der Verabschiedete. Er hatte nämlich neben seinen Dienstgeschäften und neben Betreibung der noblen Passionen, von welchen Meldung geschehen, noch Zeit gefunden, alles Ernstes sich zu verlieben und förmlich zu verloben. Die sechszehnjährige Braut war schön und gut wie eine Deutsche, beweglich und graziös wie eine Polin, eine zierliche und glückliche Mischung von Germanischem und Slavischem. Ihr Vater, der Freiherr von Mehling, früher sächsischer Oberst, war mit König August dem Zweiten nach Polen gekommen, hatte hier eine Bojanowska geheiratet, den Militärdienst verlassen und als Generalpächter der Herrschaft Flatow zu Pottlitz im Netzdistrikt sich ansässig gemacht. Hier hatte der Rittmeister Blücher die Familie kennen gelernt und hatte es in der Gunst der Tochter sowohl als des Vaters weit gebracht. Der husarische Wildfang muß doch schon damals in seinem ganzen Wesen und Auftreten etwas Tüchtiges, Vertrauenerweckendes gehabt haben;

denn das deutschpolnische Freifräulein stand nach dem Eintreffen der lakonischen Ordre aus Potsdam nicht an, statt Frau Rittmeisterin einfach Frau Blücher zu werden. Der Vater gab seinen Segen und das neuvermählte Paar bezog das Vorwerk Gresonse (Gerrissunde?), welches Gebhard Lebrecht von seinem Schwiegervater in Afterpacht übernahm. Von ganzem Herzen Soldat und Husar, mag es ihm Anfangs sauer genug angekommen sein, seinen Waizen und Kohl zu pflanzen, seine Ochsen und Schweine zu mästen. Wie er aber sein Lebenlang ein Mann gewesen, der, was nun einmal gethan werden mußte, resolut, tapfer und mit Schick angriff, so hielt er es auch mit diesem Pflanzungs- und Mästungsgeschäft. Ließ sich auch, so leidenschaftlich gern er kartelte und knöchelte, nicht zu Karten und Würfeln verlocken, wenn es galt, die Saat zu bestellen oder die Ernte einzuthun; gerade wie er später als General zur Friedenszeit oft vom Morgen bis in die Nacht hinein unausgesetzt gespielt, aber „so lange Krieg war oder Krieg werden sollte und die Armee versammelt stand,“ keine Karte angerührt hat [78]). Ein Mann also, der wußte, daß jedes Ding seine Zeit habe, dazu ein richtiger Landwirth, der, wie mit Anderem, so auch mit dem polakischen Koth fertig zu werden wußte und Etwas vor sich brachte auf seinem Vorwerk.

Hinlänglich viel, daß er nach etlichen Jahren sich in den Stand gesetzt sah, aus einem Pächter ein Eigenthümer zu werden. Er wollte das aber lieber auf deutscher als auf polnischer Erde sein, zog daher nach Pommern und kaufte sich da ein Gut, in der Nähe von Stargard gelegen. Es gedieh unter seinen schaffenden und ordnenden Händen. Es gedieh auch seine Familie zu einer Siebenzahl von Kindern, denn die schöne und gescheidte Deutschpolin gab ihrem Gatten sechs Söhne und eine Tochter. Sein Ansehen mehrte sich in der Nachbarschaft und im ganzen Pommerland; denn er war so Einer, der überall mit Rath und That Bescheid wußte, dabei gesellig, jovial, mutter-

witzige Redefunken in Hülle und Fülle versprühend. Das Vertrauen seiner Gutsnachbarn berief ihn zur Stelle eines Landraths („Ritterschaftsraths") und als solcher hat er in die öffentlichen Geschäfte des Bezirks rüstig, geschickt und ersprießlich eingegriffen. In diesem Wirken als Landwirth und Landrath hat er eine schwere Kunst gelernt, die zu seinen nachmaligen großen Erfolgen ganz wesentlich mitwirkte, die Kunst, mit dem Volke, mit dem „gemeinen Mann" zu verkehren. Und doch fühlte er sich nicht recht glücklich und behaglich in seiner Lage: der Husar steckte ihm im Blut, er sehnte sich unaufhörlich in's Soldatenleben, in's preußische Soldatenleben zurück. Vergebens bekämpfte seine Frau diese Sehnsucht, der Gebhard Lebrecht spürte seine wahre Bestimmung in allen Fibern, in allen Adern. Aber so lange der alte Fritz lebte, mußte er sich schon gedulden und wohl oder übel den pommer'schen Cincinnatus weiter spielen. Der König erwies sich zwar dem Landwirth und Landrath Blücher, auf dessen Wirthschaft sein scharfes Auge bald aufmerksam geworden, sehr gnädig und zwar nicht allein mit Worten, sondern auch mit Werken, mit zinsenlosem Darleihen, sogar mit Schenken von hübschen Geldsummen behufs der Verbesserung des Guts; aber für Winke und Wünsche des Gutsherrn, die auf Wiedereintritt in den Kriegsdienst zielten, blieb der Alte standhaft blind und taub.

Es dürfte deshalb, vermuthen wir, der 17. August 1786, der Todestag des großen Königs, für Blücher nicht eben ein Tag der Trauer gewesen sein. Sieben Monate später war sein brennender Wunsch erfüllt, durch Friedrich Wilhelm den Zweiten. Mit den ersten Lerchen des Frühlings von 1787 kam sein Patent als Major in demselben Regiment der schwarzen Husaren, aus welchem weg zum Teufel zu gehen ihm vor vierzehn Jahren befohlen worden war, ein gnädigst, wenn auch wunderlich anachronistisch auf den 14. April 1779 zurückdatirtes Majorspatent. Am 23. März 1787 trat Blücher wieder in's Regiment, von

welchem ein Theil zu Rummelsburg garnisonirte. Da hatte der Herr Major sein Standquartier. Ob ihm die Frau Majorin dahin gefolgt sei, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Daß ihr Mann gegen ihren Willen und Rath wieder den Säbel umgürtete, scheint auf die wirthliche und leicht erregbare Frau, welche sich von dieser Veränderung für den Haushalt nicht viel Gutes versprechen konnte, sehr niederschlagend gewirkt zu haben. Sie ist bald darauf gestorben und wir geben ihr die Klage mit ins Grab, daß die Dürftigkeit unserer Quellen leider ein anschauliches Bild von Blücher's pommer'scher Häuslichkeit nicht ermöglicht. Er hat von da an wenig mehr sich selbst, sondern nur noch Preußen und Deutschland angehört. Sein Aufschritt zu seiner weltgeschichtlichen Rolle war ein leidlich rascher. Im Herbste von 1787 nahm sein Regiment an dem militärischen Spaziergange Theil, welchen 20,000 Preußen unter dem Commando des Herzogs von Braunschweig gegen die holländischen „Patrioten" unternahmen. Im Juni 1788 ward er Oberstlieutenant, 1789 erhielt er den „Pour le mérite," im August 1790 empfing er die Bestallung als Oberst und Befehliger seines Husarenregiments. In den Revolutionskriegen werden wir ihn wiederfinden. An dieser Stelle fügen wir dem Pour le mérite unsererseits noch das Ehrenzeichen hinzu, daß der Oberst Blücher die „Freiheit der Rücken" (vom Unteroffiziersstock) bei seinem Regimente einführte und aufrechthielt, lange Jahre bevor Gneisenau seine so betitelte classische Abhandlung schrieb.

So hat sich also unser Junker aus Mecklenburg schon zu einem Mann heraus- und heraufgearbeitet, der Etwas zu bedeuten hatte in der Welt, wenn auch vorerst nur in der preußischen. Er hat sich's, um es so weit zu bringen, nicht geringe Mühe und Arbeit kosten lassen müssen und ein gut Stück von seinem Leben dazu. Zum Glück ist dieses Leben aus einem Stoff gemacht, welcher dauert und aushält. Der ganze Blücher ist überhaupt auf die Dauer angelegt, ist so Einer, der s e i n e Zeit abwar-

ten kann. Keine sich vorzeitig vordrängende Eitelkeit in ihm, keine strohfeurige Großmannssucht. Ein nachhaltig brennender Eichenholzklotz, langsam glostend und schwehlend, auch dicken Rauch und Qualm puhstend mitunter, endlich aber zu herrlich-mächtiger Lohe aufschlagend. Daher, wenn die Stunde kommt, welche frägt: Wo ist der Mann, wie ich ihn brauche? wird der Weißhaarige mit dem Jünglingsherz ohne Zaudern zur Antwort geben: Hier ist der M a n n!

Zweites Buch.

An der Spitze der Civilisation.

Erstes Kapitel.

Paris und London.

Das Stadthaus von Paris schimmerte in einer der letzten Februarnächte des Jahres 1745 von tausend Lichtern und seine Säle widerhallten von lockender Musik. Die Stadt gab dem Hof einen Ball, als eine Nachfeier zu den Festen, welche die Vermählung des Dauphin Louis veranlaßt hatte. Frankreich war in einen unglücklichen Krieg verwickelt, welcher einen noch unglücklicheren, wahrhaft schmachvollen vorbereitete; aber der Hof tanzte. Frankreich wurde durch eine nach innen und außen gleich unselige Mißregierung dem moralischen und sozialen Verderben, dem Defizit, der völligen Zersetzung und Fäulniß, der revolutionären Katastrophe näher und näher geschoben und gestoßen; aber der fünfzehnte Ludwig, le „Bien-aimé," befand sich vortrefflich. Das „Ancien Régime" mit seinen „gabelles" und „tailles," seinen „pactes de famine" und „acquits de comptant," seinen „lettres de cachet," seiner Bastille und seinen „cages de fer," mit all seiner Frivolität, Herzenshärte, Scham- und Ruchlosigkeit war daran, auf die letzte Stufe seines Marasmus hinabzusinken; aber der königliche Wollüstling, Kornkipperer und Kaffeekoch amüsirte sich.

Doch nein, der König war vielmehr zerstreut, düster und traurig gestimmt: während seine Gemahlin, die arme gute Maria

Lesczinska, in ihrem Phlegma und in ihrer Frömmigkeit die Mittel fand, fortzuleben, war seine „Favorite déclarée,“ die „Maitresse en titre“ gestorben, die Duchesse de Chateaurour. Die stolze „Noblesse“ Frankreichs, von Ludwig dem Vierzehnten zur Hofschranzenschaft gezähmt, vom Regenten Duc d'Orleans zur Rouérie verderbt, von Ludwig dem Fünfzehnten zum Seraildienst und zur Odaliskenschaft entwürdigt, — die Noblesse Frankreichs, welche unter ihre Privilegien auch das zu zählen sich gewöhnt hatte, Beischläferinnen „du sang et du rang“ in das königliche Bett zu liefern, beeilte sich, die Stelle der verstorbenen Duchesse auszufüllen. Aber diesmal schlug selbst dem wohlgeübten Oberkuppler, dem Herzog und Marschall von Richelieu, die Sache fehl und vergebens auch bot die „charmante créature,“ die Duchesse de Rochechouart, alle ihre „Hebe-Reize“ mit äußerster Anstrengung auf, um die Nachfolgerin der Chateaurour zu werden. Es war beschlossen, daß die französische Aristokratie eines ihrer kostbarsten Vorrechte verlustig gehen sollte.

Der Stadthausball ist auf dem Höhepunkt seines Glanzes. Die prächtig geschmückten Räume, die nach einer Handvoll Jahre von Saturnalien anderer Art hallen und dröhnen werden, wimmeln von Masken voll Eleganz und Bizarrerie. Das Rococo läßt in der ganzen Pracht und Phantastik seiner raffinirten Lascivität sich sehen. Ein unendlich reicher Markt von Frauenreizen, in den kokettesten Toiletten zur Schau gestellt, dem königlichen Käufer zur Auswahl dargeboten; denn der nichtoffizielle, aber wirkliche Zweck des Festes ist ja, die „tristesse“ des Herrn von Frankreich zu mildern, eine Arznei für diese Traurigkeit darzureichen in Form einer schönen Duchesse, Comtesse oder Baronesse. Arme Frauen einer zuchtlosen Zeit! Wie manches Mädchen mochte an diesem Abend, nachdem Zofe und Modistin das Mögliche gethan, von ihrer Mutter, wie manche Frau von ihrem Gatten angeleitet worden sein, wie es anzustellen sei, die Blicke

des Königs auf sich zu ziehen und festzuhalten. Auch das gehörte ja zur Signatur einer bis ins Mark verderbten Epoche, daß Mütter die Erfüllung einer Pflicht darin sahen, ihre Töchter zu lehren, in der tiefsten Schmach die höchste Ehre zu suchen. Diesmal sollte es aber die plebejische Concurrenz über die aristokratische davontragen. . . . Der Heliogabal von Frankreich hat in der That inmitten dieser Fülle von Schönheit und Lockungen seiner Traurigkeit vergessen. Seine lüstern unstäten Blicke bleiben endlich auf der Erscheinung eines jungen schlanken blonden Mädchens haften, das „en Amazone“ maskirt ist, Bogen und Köcher auf den Schultern, die schönen Haare wehend, der junge Busen wallend. „Reizende Jägerin,“ spricht Se. allerchristlichste Majestät sie an, — „glücklich, wer von deinen Pfeilen getroffen wird.“ Das ist, im Styl der Akademie zu sprechen, ein kostbarer Augenblick, einen Pfeil ins Herz des Königs zu schießen; aber sei es, daß die junge Amazone den nöthigen Unterricht nicht erhalten, sei es, daß derselbe bei ihr nicht recht angeschlagen, sie wirft sich in das Maskengewühl und verschwindet. Im Begriffe, sie zu verfolgen, wird Heliogabal durch einen englischen Contretanz aufgehalten, welchen ein Trupp junger Mädchen aufführt. Er verschlingt diesen „Blumenkorb“ voll frischer Reize mit seinen Blicken und, sagt unser Berichterstatter, „incertain, il eut voulu les posséder toutes.“ Er geht weiter und betrachtet sich am Ende des Saals die amphitheatralische Estrade, auf welcher „les femmes de mediocre condition“ ihre Plätze haben. Auch hier findet Se. Majestät viel zu schauen, viel zu begehren, als aus der schönen Menge eine weibliche Maske hervorbricht und mit Maskenfreiheit den König neckt. Die graziöse Koketterie dieser Neckerei erregt die Neugierde Heliogabal's: es ist grisette'scher Esprit in den Worten der Schönen, etwas Neues, Pikantes für den abgestumpften Lüstling. Er bittet, daß sie sich demaskire, und sie thut es, aber zugleich fliehend und im Fliehen ihr Taschentuch fallen

lassend. Der König, entzückt, hebt es auf und wirft es über eine Kette von Frauenköpfen hinweg seiner Besitzerin zu. „Le mouchoir est jetté!“ raunt es augenblicklich durch den Saal [1]).

Ja, der Sultan hatte das Schnupftuch geworfen, einer ihm nicht ganz Unbekannten zugeworfen. Er war der Schönen in letzter Zeit schon mehrmals begegnet: während seiner Jagden im Forste von Sénart war sie an ihm vorübergekommen, graziös in ihrem Phaëton sich wiegend. Mademoiselle Poisson, jetzt Madame d'Etioles, eines Halunken Tochter, war von ihrer Mutter förmlich und kunstgerecht zur Odaliske erzogen worden. „Du bist ein Königsbissen!“ (un morceau de roi) hatte die Mutter der Tochter so lange wiederholt, bis diese es glaubte und sich darauf einrichtete. Inzwischen verheiratete sie sich mit Herrn d'Etioles, dem reichen Neffen des Liebhabers ihrer Mutter, was, wie die französische Hofmoral von damals beschaffen war, kein Hinderniß, sondern nur ein Antrieb mehr war, ihrer „hohen“ Bestimmung entgegenzugehen. Ihre Mutter verband sich zu diesem Zwecke mit dem ersten Kammerdiener des Königs, Sieur Binet, des berüchtigteren Lebel berüchtigtem Vorgänger, und die Begabung und Gelehrigkeit von Madame d'Etioles that das Uebrige. Jener Maskenball im Stadthause brachte die Entscheidung. Kurz darauf wurde Jeanne Antoinette Poisson, verehelichte d'Etioles von der allerchristlichsten Majestät eingeladen, „pour souper dans ses petits cabinets et pour coucher avec elle.“ Sodann, nach also bestandener Probe, wurde die Einundzwanzigjährige, welche seit vier Jahren verheiratet war und ihrem Gatten zwei Kinder geboren hatte, unter dem Namen einer Marquise de Pompadour feierlich bei Hofe eingeführt, der Königin, den Prinzen und den Prinzessinnen vorgestellt und in aller Form zur „Maitresse en titre“ erklärt, d. h. so wie die Sachen lagen, zur Herrin Frankreichs. Der arme Monsieur d'Etioles, „qui idolâtrait sa femme,“ wollte sich Anfangs etwas unbequem und unangenehm machen,

wurde aber auf Reisen geschickt und ließ sich später begütigen.... Man weiß, wie die Marquise Frankreich regierte: sie war es, welche die Allianz mit Oestreich machte und den Prinzen Soubise nach Roßbach schickte. Unter diesem Regiment kam Frankreich rasch dahin, daß Lord Chesterfield schon im Dezember 1753 aus Paris nach Hause schreiben konnte: „Alle Anzeichen, die Einem jemals in der Weltgeschichte als Vorläufer großer Revolutionen erschienen sind, finden sich in diesem Lande vor und mehren sich Tag für Tag." Poisson-Pompadour herrschte und wehe dem Verwegenen, der ihr die Herrschaft zu bestreiten suchte: die Kerkerlöcher der Bastille, die Eisenkäfige des Mont Saint-Michel empfingen die Opfer der Rache des babylonischen Weibes. Nur die Chanson und das satirische Couplet, altgewohnte „Verdünnungsmittel" des Despotismus in Frankreich, wagten noch im Dunkeln oppositionell zu munkeln und reckten ihre Stachel mitunter bis in die innersten Gemächer der Allmächtigen [2]). Den gelangweilten, blasirten, die Welt angähnenden Sultan mit allen wechselnden Reizen der Lascivität zu umgeben, richtete sich die von Richelieu Berathene im Parke zu Versailles einen Tempel der Wollust ein, die Eremitage, wo sie, bald in der Tracht einer Gärtnerin bald im Anzug eines Milchmädchens bald auch im Nonnenhabit, die abgestumpfte Einbildungskraft des Wüstlings, der Alles genossen und Alles mißbraucht hatte, wieder aufzurütteln suchte. Als mit der Zeit diese Verführungen ihren Reiz verloren, als die „von Natur nicht nachhaltig organisirte" Maitresse zu ihrem Leidwesen vernehmen mußte; Se. allerchristlichste Majestät finde sie kalt wie eine „Wasserente" (macreuse), vertauschte sie einen infamen Dienst mit einem infameren. Sie ward des Königs Kupplerin, half ihm und seinem Lebel den „Parc-aux-cerfs" einrichten und bevölkern, jene höllische Opferstätte kindlicher Unschuld, wo die arme, kaum neunjährige, ihren Eltern, wie auf Betreiben des Königs so manches andere Kind, mit Gewalt geraubte Angelique Tiercelin

dem königlichen Bösewicht, der sein brutales Gelüst an ihr zu stillen kam, den geschenkten Gold- und Juwelentand vor die Füße warf mit den Worten: „Ich veräbscheu' dich, du bist garstig wie ein Vieh!“ Aber dies Empörende wird fast noch in Schatten gestellt von dem Empörenderen, daß die Nachahmung der Laufbahn der Pompadour, der Wunsch, die Hoffnung, das Streben, die Stelle der Maitresse titrée zu erhalten, auch außerhalb der verpesteten Hofatmosphäre von Paris und Versailles überall in Frankreich, wo einer Familie eine schöne Tochter heranwuchs, so zu sagen gäng und gäbe ward. Wie ganz schamlos man darauf hinarbeitete, zeigt die bekannte Geschichte jener Mademoiselle Romans-Coupier aus Toulouse, die freilich den Gipfel ihrer „jungfräulichen“ Wünsche nur halb erreichte, indem sie es nur bis zur unbetitelten Concubine, nicht bis zur Haupt- und Staatsmaitresse brachte. Der Verworfenheit der Könige kam und kommt überall und allzeit die Niederträchtigkeit der Völker halbwegs entgegengekrochen. Hierin liegt, die Sache menschlich angesehen, eine Art von Entschuldigung für Ludwig den Fünfzehnten und Seinesgleichen.

„Après nous déluge!“ Verrufenes Wort, welches die Pompadour in der Trunkenheit ihrer Frivolität und Macht oder auch in einem Augenblicke der Gewissensqual und Verzweiflung einem warnend auf die Zukunft weisenden Freunde erwidert hat. Und die Sündflut kam heran, aber der des Schreckens sollte noch die der Gemeinheit vorangehen. Das Ancien Régime sank, die Hefen des orgiastischen Taumelbechers leerend, aus der Region der Poisson in die der Dubarry hinab, jener Dubarry, welche unter dem Namen der Mademoiselle L'Ange im Pariser Lasterpfuhl sich gewälzt hatte, bevor Se. allerchristlichste Majestät sie auf ihr königliches Lager nahm (1764). Die gemeinste aller Metzen auf einem Bett von Purpurseide sich dehnend und zu Füßen desselben der König von Frankreich, emsig beschäftigt, der Maitresse Kaffee zu kochen, und ihren nach der

Gosse riechenden Zuruf: „Eh! prends donc garde, la France, ton caffé f . . . le camp!“ mit einem behaglichen Lachen belohnend — welch ein Bild! Oder als Seitenstück dazu die Maitresse en titre im Gespräche mit vornehmsten Damen des Hofes, von denen eine, Madame de Beauveau, auf die Bemerkung der Dubarry: „Man scheint meine Person zu hassen“ — unbefangen zur Antwort gibt: „Ganz und gar nicht; wir möchten bloß an Ihrem Platze sein, das ist Alles.“ Das Weib, an dessen Platz sich die Frauen vom höchsten Adel wünschten, schleppte die Sprache der Kneipe und des Bordells in die Gemächer von Versailles ein und Ludwig der Fünfzehnte gefiel sich so sehr in dieser Redeweise, daß er Mesdames, seine vier rechtmäßigen Töchter, die Prinzessinnen Sophie, Adelaide, Luise und Victorine nur noch „Aaskrähe,“ „Lumpen,“ „Fetzen“ und „Sau“ (graille, chiffe, loque, coche) nannte. Sogar den Schein der Majestät hat dieser König entehrt und in den Koth geschleift. Was seine Ausschweifungen Frankreich gekostet, nur an baarem Geld gekostet, hat Niemand genau anzugeben vermocht. Die mäßigsten Schätzungen belaufen sich auf 200 Millionen und damals, wo die Millionen nicht so aus den Aermeln geschwindelt wurden wie heute, war eine Million noch ein großes Ding. Derweil aber Creaturen wie die Pompadour und Dubarry mit Millionen überschüttet wurden, hungerte das Volk, dem der königliche Kornwucherer diese Millionen auspreßte. Eines Tages, als er im Walde von Sénart jagte, begegnete er einem Bauer, der einen Sarg auf seinem Karren fuhr. „Wohin bringt Ihr diesen Sarg?“ — „In das Dorf Z. . . . .“ — „Ist er für einen Mann oder für eine Frau bestimmt?“ — „Für einen Mann.“ — „Woran ist er gestorben?“ — „Am Hunger.“ Der König gab seinem Pferde die Sporen. Ob er wohl Etwas in sich aufbrennen fühlte wie Höllenfeuer? Schwerlich. In diesem faulen Sumpf von Königsseele brannte kein Feuer mehr, weder himmlisches noch höllisches. Er hatte nur noch ein wüstes

Schmunzeln und kynisches Lachen für Alles und Jedes. So auch für die äffischen Possen, welche seine verworfene Maitresse in den Sitzungen des Staatsraths trieb. War es ein Wunder, daß von einem König dieses Schlags selbst das Scheußlichste geglaubt wurde? Daß ein Gerücht im Volke umging, zu den Mysterien des Hirschparks gehöre auch, daß Ludwig seine abgestumpften Sinne mittelst Bädern von Kinderblut wieder aufzureizen versuche?

Wie sich unter der Regierung eines solchen Königs die Anschauungen und Sitten der französischen „Gesellschaft" gestalten mußten, bedarf keines ausführlichen Nachweises. Aber ein Mann, der ein Mitglied dieser Gesellschaft war, ein Mann, der nicht etwa als ein grämlicher Tadler ihr gegenüberstand, sondern vielmehr in dem wüsten Strome behaglich plätschernd mitschwamm, soll uns ein Wort darüber sagen. „Die Galanterie, welche am Hofe Ludwigs des Vierzehnten üblich gewesen, war in der Zeit der Regentschaft zur zügellosen Lüderlichkeit geworden. Unter Ludwig dem Fünfzehnten waren die Herren nur beschäftigt, die Listen ihrer Maitressen zu vermehren, und die Damen, mit geflissentlicher Oeffentlichkeit einander ihre Liebhaber abspenstig zu machen. Die Ehemänner, dahin gebracht, zu leiden, was sie nicht hindern konnten, ohne sich im höchsten Grade lächerlich zu machen, griffen zu dem klugen Auskunftsmittel, nicht mehr mit ihren Frauen zu leben. Sie trafen mit denselben nur noch an öffentlichen Orten zusammen; sonst aber, obgleich unter einem Dach wohnend, sahen sie einander nie. Die Ehe war zu einem bloßen Geldgeschäft geworden und im Uebrigen als eine Unbequemlichkeit angesehen, welcher man sich nur unterziehen könne, indem man von vorneherein alle durch sie auferlegten Pflichten bei Seite stelle. Die Sitten freilich gingen dabei zu Grunde, aber die gute Gesellschaft (la société) gewann dadurch unendlich. Befreit von dem Zwang und der Kälte, welche die Gegenwart von Gatten und Gattinnen immer mit sich bringt,

war die Freiheit eine schrankenlose. Die gegenseitige Koketterie von Herren und Damen belebte Alles und versorgte jeden Tag mit pikanten Abenteuern [3]).“ In Wahrheit, daran fehlte es nicht, nicht an „Pikantem,“ was im Sueton, Petron und Juvenal stehen könnte. Prinzessinnen führten sich nächtlicher Weile im Garten des Palais Royal so auf, daß sie sich mit den öffentlichen Mädchen, die dort ihr Wesen trieben, in eine Reihe stellten. So jene Duchesse de Chartres, Mutter von Philippe Egalité, welche sich von einer gereizten Gegnerin öffentlich sagen lassen mußte: „Je n'ai pas encore éprouvé, Madame, qu'on eût besoin d'argent pour trouver des amoureux.“ Oder gar jene Magdaleine de Villeroy, Duchesse de Boufflers, die es dahin brachte, eine Frau zu sein, „qu'il fallait que tout homme de bon air mît sur sa liste.“ In dem Lebenswandel dieses Weibes war es das noch am wenigsten Aergerliche, daß sie ganz öffentlich mit dem Marschall von Luxembourg lebte, wogegen dieser ebenso öffentlich dem Ehemann seiner Maitresse als Aequivalent die eigene Frau zur Verfügung stellte. Eines Tages gab dieser Herzogin einer ihrer zahllosen Liebhaber, der Duc de Durfort, ein Souper und hatte zur Erlustigung der Gesellschaft auch den Komödianten Chassé eingeladen. Diesem gab die Dame, nachdem sie dem Champagner nach Gewohnheit unmäßig zugesprochen, ihr Wohlgefallen so unzweideutig zu erkennen, daß der Wirth für gut fand, den Histrionen hinauszuweisen. Sie aber, die Duchesse, stürzte mit fliegenden Haaren dem Weggewiesenen auf die Straße nach, aus voller Kehle schreiend: „Je le veux! Je le veux!“ So war diese Frauenwelt beschaffen, welcher der Prinz von Conti mit Fug und Recht den blutigen Schimpf anthun durfte, auf die Frage Ludwigs des Fünfzehnten, warum Frankreich keine Feldherren mehr hervorbrächte, zu erwiedern: „C'est qu'aujourd'hui nos femmes ont affaire à leurs laquais.“ In diesen nur noch dem gemeinsten Sinnengenuß lebenden Kreisen verkehrte sich alles

Menschliche in's Thierische, alles Naturgemäße in's Naturwidrige. Da war z. B. ein Duc de Gesvres, der Manieren und Beschäftigungen eines Weibes angenommen hatte: er legte Roth auf, handhabte den Fächer und verfertigte Stickereien. Alles wurde da herabgewürdigt, Alles geschändet, mit religiösen Dingen ein frevelhaftes Spiel getrieben. Was konnte auch die Kirche noch Leuten sein und bedeuten, welche einen Dubois hatten zum Kardinal machen gesehen? Und wurde nicht auch Bernis Kardinal? Derselbe Bernis, genannt „Suzon la bouquetière“, welcher als angehender Abbé in stutzerhaft modischem Abbéanzug bei der Einkleidung einer Nonne aus hochadeliger Familie die Predigt gehalten und dabei das kleine Unglück gehabt hatte, daß ihm bei Besteigung der Kanzel ein Papier aus dem Breviere fiel, von der Hand des Predigers mit einem schamlos ärgerlichen Couplet auf die Novize beschrieben.

Wie immer in solchen Zeiten der Entartung, mischte sich der frivolsten Freigeisterei der unsauberste und läppischste Afterglaube bei. Der religiös-reformistische Geist, in seiner Erscheinungsform als Jansenismus brutal unterdrückt, hatte inmitten dieser allgemeinen Fäulniß nur noch die Karikatur des Konvulsionarismus hervorzubringen vermocht. Nachdem die zuchtlosen Rasereien der „Konvulsionäre“ außer Mode gekommen, kamen unter den vornehmen Herren die Geister- und Teufelscitationen in Mode. Bei Hofe mußte der Diamanten- und Lebenselixir-Verfertiger Saint-Germain, der feinere Vorläufer des plumpen Gauklers Cagliostro, dem gähnenden König und der „Macreuse“ Pompadour die Zeit vertreiben. Im Palais Royal baute Casanova seine kabbalistischen Zahlenpyramiden auf und für die gesammte vornehme Damenwelt war die Kaffeetasse der Kartenschlägerin Bontemps ein delphisches Orakel. Der Ausschweifung und Köhlergläubigkeit fehlte auch die Drillingsschwester nicht, die Grausamkeit. Als am 28. März 1757 der Attentäter Damiens hingerichtet wurde, drängten sich die feinen

Damen zu diesem namenlosen barbarischen Akt, allen voran die schöne Frau des Generalpächters Popelinière, welche sich durch einen skandalösen Liebeshandel mit dem „Sünder der Sünder", dem Duc de Richelieu, in der „Societät" einen großen Stand gemacht hatte. Um zu erfahren, was damals in Paris möglich war, muß man das entsetzliche Genrebild kennen, welches der verrufenste, aber unerreichbar meisterhafte Sittenmaler des 18. Jahrhunderts, Casanova, von der Hinrichtung Damiens' entworfen hat.

Inmitten dieses Ozeans von „boue de Paris" gab nur Zweierlei Trost und Zukunftshoffnung: die aus Voltaire's Hohngelächter wie aus Rousseau's Begeisterungslauten gleich beredt sprechende Gewißheit, daß eine solche Gesellschaft unwiderruflich dem Untergange verfallen sei, und dann der Umstand, daß trotz der Schmach, womit die Soubise und Konsorten das Lilienbanner besudelten, der kriegerische Geist der Franzosen nicht völlig zu Grunde zu richten war. Es liegt etwas in dieser Zeit der Gemeinheit, von welcher wir reden, doppelt Anmuthendes in jenem bekannten Zuge französischer Ritterlichkeit, welcher eine Episode der Schlacht von Fontenoi kennzeichnet. Die englischen und französischen Garden sind zu einem Kampfe gegen einander angetreten, der ein sehr mörderischer werden sollte. „Messieurs des gardes-françaises," ruft aus den Reihen der Engländer Lord Charles Hay, „tirez!" „Non, Mylord," entgegnet von französischer Seite der Graf d'Anteroche, „nous ne tirons jamais les premiers." Und es liegt mehr als ritterliche Courtoisie, es liegt edelster Heroismus darin, wenn am 16. Oktober 1760 bei dem Ueberfalle, welchen der Erbprinz von Braunschweig beim Kloster Kamp gegen den Marquis de Castries versuchte, der Chevalier d'Assas vom Regiment Auvergne, auf dem Vorposten vom Feinde umringt, dennoch unter der Bedrohung von hundert Bajonnetten den Weckruf: „A moi, Auvergne! Voilà les ennemis!" erschallen läßt[4]).

Wenden wir den Blick von der Hauptstadt der Franzosen hinüber nach der Großbritanniens, so finden wir daselbst während der Regierungszeit der beiden ersten George und noch während der des dritten die Lebensführung der Vornehmen so ziemlich auf Pariser Fuß eingerichtet. Der Aufenthalt Karls des Zweiten auf französischem Boden war für die Sitten der englischen Aristokratie verhängnißvoll geworden. Die dortigen Moden und Laster, durch den restaurirten Stuart und seine Wilmots importirt, hatten in England einen sehr fruchtbaren Boden gefunden und im 18. Jahrhundert schoß die wüste Saat in üppigste Blüthe. Aber England hatte vor Frankreich Etwas voraus, was das Wuchern dieser Saat auf die Kreise der Nobility einschränkte, eine kernhafte, durch Industrie und Handel wohlhabende Mittelklasse, in welcher sich, wie die politischen Traditionen der beiden Revolutionen des 17. Jahrhunderts, so auch die sittlichen Anschauungen und ehrbaren Gewohnheiten des Puritanerthums erhielten. Der Zersetzung des ganzen Gesellschaftskörpers durch das von oben herab träufelnde Gift der Zuchtlosigkeit war demnach hier ein ganz anderer Damm entgegengestellt als in Frankreich, wo ein Mittelstand im englischen Sinne noch gar nicht existirte. Innerhalb der aristokratischen Kreise Londons freilich hatte, genau im Verhältniß zu den kolossalen Geldmitteln, die Ausschweifung furchtbarere Dimensionen angenommen und mußte um so widerwärtiger in die Augen fallen, als ihr jene Leichtlebigkeit und Grazie, welche dem Treiben der französischen Wüstlinge in der Regel doch immer noch einen gewissen Lustre gab, gänzlich fehlte. Die hannover'sche Dynastie hatte den plumpen Sauerkrautton deutschen Junkerthums mit nach England gebracht und die Rohheiten desselben mußten nur allzu leichten Eingang finden unter Leuten, aus welchen durch die fabelhaft schamlosen Komöden der Restaurationszeit jedes Gefühl für Anstand weggespottet worden war. Das Familienleben der beiden ersten George ist nur ein langes

Aergerniß gewesen, vergemeinert noch durch die häßlichen, in der Dynastie Hannover von Generation zu Generation vererbten Zwiste zwischen Vater und Sohn. Zwischen Georg dem Ersten und seinem Sohne, nachmals Georg der Zweite, kam das so weit, daß nach dem Ableben von jenem in seinem Kabinett ein Schriftstück vorgefunden wurde, welches den Vorschlag und Plan enthielt, sich des Prinzen von Wales zu bemächtigen, um denselben nach Amerika zu schaffen und dort für immer verschwinden zu lassen. Rechnet man dazu, was für eine Sorte von Maitressen der erste Georg aus Hannover mit nach England geschleppt hatte — den „Elephanten", d. h. den ungeheuerlichen Fettklumpen Sophie Freifrau von Kielmannsegge, und die „Kletterstange", d. h. den langen und magern Gegensatz zu jener, die Gräfin Melusina von Eberstein — so wird man das rohe Gebaren unschwer begreifen, welches bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus in der englischen Gesellschaft einheimisch erscheint, in einer Gesellschaft, wo jener „Höllendrache" von Weib, die Herzogin Sarah von Marlborough, den Ton angab. An Offenheit hat es in diesen Kreisen wahrlich nicht gefehlt. Als Lady Dorchester, gewesene Maitresse Jakobs des Zweiten, in ihren alten Tagen im Vorzimmer Georgs des Ersten einmal der Herzogin von Portsmouth, Exmaitresse Karls des Zweiten, und der Lady Orkney, Exmaitresse Wilhelms des Dritten, begegnete, rief sie überlaut aus: „Guter Gott, wer wohl hätte sich's einfallen lassen, daß wir drei H.... uns an diesem Orte treffen würden!" Georgs des Zweiten gescheidte und sittsame Gemahlin Karolina bemühte sich vergeblich, einen anständigeren Ton in die vornehme Gesellschaft einzuführen. Die Frechheit und Schmutzerei ging noch unter dem dritten Georg häufig genug im Schwange und die Mutter dieses Königs, die Frau des Prinzen Friedrich von Wales, Auguste von Sachsen-Gotha, konnte aus ihrem unzweideutigen Verhältniß zum Lord Bute auch nicht eben die Berechtigung ableiten, die Sittenrich-

terin zu machen. Als die Prinzessin eines Tages sich herausnahm, ihrem Hoffräulein, der nachmals unter dem Namen einer Herzogin von Kingston die Welt durch ihre Heiratsskandalien und andere Bizarrerien in Erstaunen setzenden Miß Chudleigh eines galanten Abenteuers wegen den Text zu lesen, mußte sie die unverschämte Antwort hinnehmen: „Votre Altesse Royale sait, que chacune a son but (Bute).“ Georg der Dritte selbst verdient hinsichtlich seiner sittlichen Führung alles Lob: er war ein achtbarer Hausvater, aber beschränkten Geistes, im leeren Kopfe Nichts als hochmüthigen Von-Gottes-Gnaden-Dunst tragend, ohne Einfluß auf die Gesellschaft. Der Grad seiner Bildung läßt sich schon daran ermessen, daß er eines Tages zu der bekannten Schriftstellerin Miß Burney sagte, Voltaire sei ein „Ungeheuer,“ und was Shakspeare angehe, ja: „Gab es jemals solches elendes Zeug wie Shakspeare's Sachen? Was denken Sie? Was? Ist es nicht jämmerliches Zeug? Was? Was?“

Zeitig im 18. Jahrhundert kam unter den Leuten von Welt in London unter andern modischen Thorheiten und Tollheiten auch die Mode des Schwindelgeschäfts auf und das Actienspiel gesellte sich zu andern mit Leidenschaft betriebenen Spielen. Den Anstoß hiezu hatte, wie bekannt, der von Lord Oxford i. J. 1711 unter dem Namen Südseecompagnie begründete Actienverein gegeben, dessen schwindelhafte Herrlichkeit mit einer so schrecklichen Finanzkatastrophe endigen sollte. Als im Sommer von 1720 die Spekulationswuth den höchsten Grad der Raserei erreicht hatte, entstanden binnen einer Woche mehr als sechzig neue Schwindel („above 60 new bubbles“). Wie an der Börse das Actienspiel, so ras'ten in den Clubs — diesen eigenthümlichen Sammelpunkten englischen Herrenlebens — die Hazardspiele. Bei „White“ verspielten junge Modeherren häufig an einem Abend 5 bis 20,000 Pfund und im „Kakaobaum“ standen eines Abends 180,000 Pfund auf einem Satze. Die unbändige Wettlust der vornehmen Müssiggänger und Verschwender manifestirte sich nicht selten in

den absonderlichsten Formen. So veranstalteten z. B. um 1756 die Lords Rockingham und Oxford einen Wettlauf zwischen fünf Gänsen und fünf Truthähnen von Norwich nach London. Das englische Sonderlingswesen hatte überhaupt in der allgemeinen Zügellosigkeit von damals den freiesten Spielraum. Beispiel jener Lord Baltimore, den wir i. J. 1769 auf dem Kontinent reisend finden, mit einem Harem von acht Frauen, an denen er allerhand wunderliche diätetisch-medizinische Experimente machte. Wie frühzeitig das Clubwesen der furchtbarsten Verwilderung verfiel, zeigt der Umstand, daß schon i. J. 1721 eine königliche Proklamation gegen skandalöse Clubs erschien, und was diese Kundgebung wirkte, beweis't der später entstandene „Höllenfeuer-Club,“ bestehend aus etwa 40 Personen, worunter 15 Damen von vornehmem Stande, welche in ihren Zusammenkünften die Gebräuche der christlichen Religion zum Gegenstande abscheulich obscöner Travestien machten. In diesem Höllenfeuer-Club hat auch der berufene Wilkes seine Lehrjahre der Frechheit durchgemacht, jener klassischen Frechheit, wovon er eine charakteristische Probe gab, als er seinen ehemaligen Clubgenossen Lord Sandwich, der ihn gefragt hatte, ob er, Wilkes, glaube, daß er am Galgen oder aber an einer häßlichen Krankheit sterben werde, mit den Worten abtrumpfte: „Das wird davon abhängen, ob ich mir die Grundsätze oder aber die Maitresse Ew. Lordschaft aneigne.“

Ein unermeßlicher Abstand trennte damals, wie das übrigens auch heute noch der Fall ist, die englische Aristokratie, eine hochmüthige, übermüthige und herzensharte Race, von den bürgerlichen Ständen. Diese zwei Gesellschaftsklassen hatten kaum Etwas mit einander gemein als die Luft oder eine zeitweilige nächtliche Prügelei in den Straßen von London. Man muß übrigens von den englischen Noblemen und Gentlemen jener Zeit sagen, daß sie Etwas vor ihren Nachkommen voraus hatten: sie waren keine Gleißner und Heuchler. Das vornehme Laster trat

bei hellem Tage mit einer Offenheit einher, welche den satirischen Schildereien, wie sie uns die berühmte Zeitgenossin Georgs des Ersten und des Zweiten, Lady Mary Wortley Montagu entworfen hat, sittengeschichtliche Wahrheit verleiht. Sie erzählt darin, daß auf dem Jagdschlosse des Premierministers Sir Robert Walpole eine Bill zur Einbringung ins Parlament vorberathen worden sei, des Inhalts, das Wörtchen „nicht“ aus den zehn Geboten ins christliche Credo zu versetzen. Weiterhin, beide Geschlechter hätten die Unbequemlichkeit des Ehestandes vollständig erkannt, selbst junge Mädchen spotteten darüber und die Bezeichnung „Wüstling“ ziere jetzt nicht weniger Frauen als Männer. Oder, es sei nunmehr gar nicht anstößig, öffentlich zu sagen, das Hoffräulein Miß Soundso habe ihre Entbindung glücklich überstanden, die arme Miß Dieunddie aber von ihrem letzten Wochenbette sich nie mehr recht erholt. Zu diesen Angaben stimmt auch, wenn der Witzling Lord Chesterfield der schon erwähnten Miß Chudleigh auf ihre Klage, man verläumde sie, mit Zwillingen niedergekommen zu sein, die Antwort geben durfte: „O, ich für meine Person glaube von dem, was die Leute sagen, immer nur die Hälfte ....“ Es wurde unter der Regierung Georgs des Dritten nicht besser. Im Gegentheil, die vornehme Welt schien sich recht eigentlich Etwas damit zu wissen, durch das rücksichtsloseste Zurschautragen ihrer Verdorbenheit die hausbackenehrbaren Lebensgewohnheiten des Königs zu verhöhnen. Herren und Damen wetteiferten in Excessen, im Spielen, Wetten, Trinken. Es begegnen uns da aristokratische Weinvertilgerinnen, die es mit dem geübtesten Trinker aufnehmen konnten und wirklich aufnahmen. Der Luxus, durch das „Nabobwesen,“ d. h. die Goldströme, welche die erbarmungslose Ausbeutung Ostindiens über England ergoß, beispiellos gesteigert, gefiel sich in der Verwirklichung der raffinirtesten Einfälle und Launen. Der Verfall von Ehe und Familie war furchtbar, die Schamlosigkeit der Frauen ging ins Ungeheuerliche. Als eine der be-

rüchtigtsten Modedamen, Lady Worseley, mit einem Offizier davongelaufen war und der beleidigte Ehemann, Sir Richard Worseley, gegen den Entführer einen Entschädigungsprozeß anhängig machte, lud Mylady, um den Beklagten zu retten, vierunddreißig junge Noblemen und Gentlemen vor Gericht, welche als Zeugen aussagen sollten, daß sie alle der Gunst der Dame genossen hätten, und zwar mit Vorwissen ihres Herrn Gemahls. Siebenundzwanzig der Vorgeladenen erschienen wirklich und Einer gab unter Anderem an, Sir Richard habe ihn eines Tages auf seinem Rücken auf die Zinne des Hauses getragen, um ihm seine Gattin im Bade zu zeigen. Am Tage dieser eigenthümlichen Prozeßverhandlung fand gerade eine wichtige Abstimmung im Unterhause statt, wobei es dem Premier, Lord North, sehr daran gelegen war, sämmtliche Stimmen seiner Anhänger zur Verfügung zu haben. Als er daher Sir Richard nicht auf seinem Platze sah und man ihm die Ursache von dessen Ausbleiben mittheilte, rief er aus: „Ja, wenn mich alle meine Hahnreie im Stiche lassen, bleib' ich unfehlbar in der Minderheit!“ Eine Illustration zu dieser Aeußerung bildet die Thatsache, daß der Bischof von Llandaff, als er i. J. 1777 eine auf Ehebruchsprozeduren bezügliche Bill im Oberhause einbrachte, den Nachweis gab, es seien seit Georgs des Dritten Thronbesteigung (1760) in England mehr Ehescheidungen vorgekommen als während der ganzen früheren englischen Geschichte. Die Frauen waren freilich nur dem Beispiel und Vorgang der Männer in der Sittenlosigkeit gefolgt, wie das immer so der Fall zu sein pflegt. Wo sollte noch ein Zaum und Zügel herkommen, wenn ein Premierminister von England, der Herzog von Grafton, es wagen durfte, seine Maitresse Nancy Parsons, eine der verrufensten Gassendirnen, in Gegenwart des Hofes öffentlich aufzuführen? Wo sich das vornehme Laster so breit machen durfte, konnte es nicht ausbleiben, daß die Pöbelmassen der Hauptstadt von Zeit zu Zeit in Ausbrüchen unbändigster Rohheit sich ausließen, wie

das insbesondere in dem berüchtigten „Gordon'schen" Aufruhr von 1780 geschah. Die Verbrechen nahmen nicht nur außerordentlich an Zahl, sondern auch an Brutalität zu. Scheußliche Mordthaten waren alltägliche Vorkommnisse. Mitglieder der Aristokratie wurden unter den erschwerendsten Umständen zu Mördern, wie jener irische Lord, der einen von seiner Maitresse begünstigten Nebenbuhler überfiel, ihm nur zwischen Tod und grausamer Verstümmelung die Wahl ließ und die letztere wirklich vollzog, so daß der Verstümmelte daran starb. Die Frechheit der Diebe und Hochstraßenräuber, der so zu sagen als Gentlemen betrachteten „Highwaymen," war gränzenlos. Dem Lordkanzler wurde das große Siegel von England gestohlen, dem großen Pitt sein Silbergeschirr, dem Erzbischof von Canterbury wurde in seinen Palast eingebrochen, inmitten Londons in einer der belebtesten Straßen die Pariser Post angehalten und ausgeraubt. Vergebens mühte sich eine mit dem Verbrechen in Barbarei wetteifernde Justizpflege mit Fällung massenhafter Todesurtheile ab. In einem einzigen Jahre (1766) wurden von den Assisen innerhalb Englands 223 Todessprüche gegeben und vollzogen, in einem zweiten (1786) gar nur von dem Old Bailey-Gericht in London allein 133 Todesurtheile gefällt. Endlich gehört zur sittengeschichtlichen Charakteristik der englischen Aristokratie von damals auch noch das häufige Vorkommen vom Verfallen in Blasirtheit, Blödsinn, Verrücktheit und Selbstmordmanie. Es war nicht eben eine Seltenheit, daß so ein vornehmer Wüstling, nachdem er den untersten Bodensatz frevelhafter Genüsse ausgekostet hatte, Behufs der Veranstaltung einer letzten Orgie eine Anzahl öffentlicher Dirnen auf den Straßen zusammenlas und mitten im oder unmittelbar nach dem Getobe des wüsten Bacchanals mittelst eines Pistolenschusses sich den Schädel zersprengte [5]).

So sah es in England während der Regierung der drei ersten George auf den Höhen der Gesellschaft aus, so war hier

die „Spitze der Civilisation“ beschaffen, einer Civilisation, deren Verderbniß dann durch einen unerreichten Meister der Libertinage und Debauche, durch des dritten Georgs ältesten Sohn und Thronfolger, erst noch dem Höhepunkte zugeführt werden sollte. Wie sehr auch hier ein sozialer Läuterungsprozeß noththat, liegt am Tage. Vorbereitet und eingeleitet, wie wir sehen werden, durch eine Umformung der Anschauungen und Bedürfnisse auf literarischem Wege, vollzog sich dieser Läuterungsprozeß in dem alle Nerven anregenden und spannenden, gegen die französische Revolution und den Bonapartismus geführten Kampfe, welcher auf das Staatswesen und die Gesellschaft Englands wie ein Stahlbad wirkte, aber auch die rohe, bornirt hochmüthige Selbstsucht, alles englischen Wesens Wurzel- und Grundzug, vollständig herausbildete und zur Stahlhärte krystallisirte. Der Busineß-Trieb hat ihr dann noch die Spitze kirchlicher und staatlicher Heuchelei angeschliffen.

Zweites Kapitel.

Wien und Berlin.

Seitdem die moderne Historik ihrer Würde sich bewußt geworden, seitdem nicht mehr phantastische Ueberschwänglichkeit oder gelehrter Knechtssinn, sondern nüchterne Kritik und patriotischer Freimuth die Waage halten, worauf Menschen und Dinge gewogen werden, seitdem ist der Verbrauch des Eigenschaftswortes „groß" ein so spärlicher geworden, wie es sich ziemt. Es ist, will uns scheinen, ein nicht gemeines Symptom des Vorschritts, wenn uns ein Gefühl der Scham überkommt, so wir sehen, daß vordem Fürsten wie etwa ein starker August von Sachsen in Versen und Prosa als „Große" angeschmeichelt wurden, Fürsten, die nur in Lastern und Freveln groß gewesen sind. Das Credo der Epoche des brutalen wie des aufgeklärten Despotismus, das Sittengesetz sei nur für die „Canaille" und „Roture" vorhanden, findet denn doch keine lauten Bekenner mehr, sondern höchstens noch stille, und es ist einer der besten Erwerbe unseres Jahrhunderts, daß mehr und mehr die Ueberzeugung sich festgestellt hat, nur der gute Mensch könne ein wirklich und wahrhaft großer sein.

Sind wir, in Anwendung des Gesagten auf Maria Theresia, berechtigt, noch heute von ihr als der „großen Kaiserin" zu sprechen, wie ihre Zeitgenossen gethan? .... Sie war viel-

leicht die schönste Frau ihres Jahrhunderts und jedenfalls war sie eine der besten und bedeutendsten desselben. Schon das wollte fürwahr in einer Zeit verdorbener Sitten Etwas sagen, wenn eine unbeschränkte Herrscherin, deren Temperament noch dazu ein sehr feuriges, von Freund und Feind nicht nur als mackellos, sondern auch als das Muster einer Gattin, Hausfrau und Mutter anerkannt war. Sodann besaß Maria Theresia — wie groß und zahlreich die Fehler ihrer Politik waren — dennoch Etwas, was der „Staatsraison" ihres Jahrhunderts ganz abhanden gekommen war: — ein Gewissen. Als Friedrich der Große, um Katharina der „Großen" zuvor= oder vielmehr halbwegs entgegenzukommen, die Theilung Polens ausgesonnen hatte, da regte sich in Maria Theresia ein sittliches Bedenken, über welches jene Beiden als über eine Kinderei weit hinweg waren. Der Kaiserin=Königin berühmtes Handbillet an Kaunitz in dieser Sache ist, wenn ich recht erwäge, das schönste Dokument ihres Ruhms. Sie fühlte tief und sprach es lebhaft aus, daß „in dieser Sach nit allein das offenbare Recht himmelschreiet wider uns, sondern auch die gesunde Vernunft wider uns ist," und man darf ihr glauben, daß sie „die Sachen nit ohne größten Gram ihren Weg gehen ließ," nur „weil sie allein war und nit mehr en vigueur. . . ." Keine Frage, das Bewußtsein des „droit divin," das Gefühl unumschränkter Machtvollkommenheit war in der letzten Habsburgerin so stark wie nur in irgend einem ihrer Vorfahren; aber es gesellte sich mildernd und sänftigend dazu ein Zug schöner Menschlichkeit und edler Weiblichkeit. Ihrem Gemahl, dem flatterhaften Franz von Lothringen, mit zärtlicher, ja leidenschaftlicher Neigung zugethan, wußte sie dennoch seine kleineren und größeren Treulosigkeiten zu übersehen. Noch mehr, sie hat es über sich vermocht, ihren Nebenbuhlerinnen zu verzeihen. Sie gab einen Beweis von echter Seelengröße, als sie, zu Innspruck vom Sterbebette des hochgeliebten Gemahls kommend, die letzte Favoritin desselben, die Fürstin Maria von Auersperg=Neipperg,

von dem Hofgesinde verlassen, mißachtet und bitterlich weinend in einer Ecke stehen sah und rasch auf sie zuging, um, selbst trostlos, der Zerschmetterten das Trostwort zu sagen: „Meine liebe Fürstin, wir haben wahrlich viel verloren!“ Wenn die Menschen unserer Tage über die „Landesväterlichkeit“ die Achseln zucken, so wissen sie ohne Zweifel, warum. Im Sinne Maria Theresia's war aber die Landesmütterlichkeit eine Wahrheit. Sie betrachtete in der That die Völker Oestreichs als eine Art erweiterter Familie und sie hat diese Anschauungsweise nicht selten in herzgewinnend naiver Form ausgeprägt. So, wenn die Kaiserin, nachdem sie die Nachricht erhalten, daß ihrem Sohne Leopold in Florenz sein erster Sohn geboren worden, im Nachtkleid ins Burgtheater läuft, um in ihrer großmütterlichen Freude aus der Hofloge dem Publikum zuzurufen: „Der Pold'l hat 'n Bub'n [6])!“

Zur Zeit Karls des Sechsten war der Wiener Hof bei aller Verschwendung — die einmalige Aufführung einer Oper kam manchmal auf 60,000 Gulden zu stehen — eine Stätte spanischer Grandezza, Etikette und Langweile gewesen. In der damaligen vollständigen Verausländerung der habsburgischen Familie änderte der Regierungsantritt Maria Theresia's freilich wenig oder nichts. Erst mit Joseph dem Zweiten und durch ihn wurde das deutsche Element in der Wiener Hofburg wieder bedeutender. In die hispanische Atmosphäre derselben hatte Franz von Lothringen eine gute Dosis französischer Beweglichkeit gebracht und, soweit sein Einfluß reichte, auch ein Stück Pariser Frivolität. Unter Maria Theresia war die italische Sprache die in der kaiserlichen Familie bevorzugte und demnach Hofsprache. Der süße Metastasio, von dem man grabbe'schgrobianisch zu sagen versucht ist, er stinke vor Süßigkeit, war Hofpoet und galt für den Dichter der Dichter. Von dem Aufschwunge deutscher Literatur hat man in den vornehmen Kreisen erst unter Joseph dem Zweiten Notiz zu nehmen angefangen.

Die Erziehung innerhalb dieser Kreise war überhaupt eine sehr unzulängliche, die geistige Bildung eine ganz dürftige. Mit der Sittlichkeit war es auch nicht eben vortrefflich bestellt. Weder das Beispiel der Kaiserin noch ihre „Keuschheitskommissionen" brachten mehr zuwege als daß, wie ein reisender Engländer sich ausdrückte, „in Wien die Galanterien unter einem mysteriöseren Schleier sich bargen als dies gleichzeitig anderwärts der Fall war." Die Hofhaltung hatte, nachdem nur erst die herben Prüfungen des Erbfolgekrieges überstanden waren, sehr glänzend und geräuschvoll sich gestaltet. Kaiser Franz liebte das Vergnügen und Maria Theresia ließ hierin ihrem Gemahl um somehr freien Willen, als sie selber, in jüngeren Jahren zumal, einer heitern, glanzvollen, an buntwechselnden Zerstreuungen reichen Lebensführung zugethan war. Die Einrichtung des Hofstaats war reich und prächtig. Im kaiserlichen Speisesaal funkelte bei festlichen Gelegenheiten ein goldenes Tafelservice im Werthe von 1,300,000 Gulden. In den Hofställen standen 2200 Pferde. Zu den Banketten, Carousfels, Opern und Bällen in der Burg, in den kaiserlichen Lustschlössern und Gärten wurden oft 2000 Gäste geladen. Der ganze Hofstaat kostete jährlich an 6 Millionen Gulden, bei Erwähnung welcher Summe wiederum zu erinnern ist, daß die Epoche der Milliarden damals noch nicht angebrochen war.

Maria Theresia war eine devote Katholikin. Man weiß, welche Mühe es kostete, ihr die Einwilligung in die Aufhebung des Jesuitenordens zu entreißen. Sie nahm es mit den Vorschriften und Bräuchen ihres Glaubens sehr genau, hielt gewissenhaft die Fasten, hörte häufig zwei Messen täglich, unbedingt aber eine, und ging in den Buß- und Bittprozessionen mit, welche in Zeiten der Noth und Gefahr vom St. Stephan aus durch die Stadt sich wanden und oft wochenlang fortgesetzt wurden. Zur Osterzeit besuchte sie mit ihrer ganzen Familie und dem ganzen Hofe die sogenannten „heiligen Gräber" in

sämmtlichen Kirchen, wo ein solches hergerichtet war. Man mußte demnach am Wiener Hofe fromm sein oder wenigstens so thun. Für die Kaiserin war es eine besondere Herzensfreude, der Einkleidung von Nonnen anzuwohnen, und sie hat bei solchen Ceremonien auch selber mit Hand angelegt, um die „geistliche Braut" aufputzen zu helfen. Es gehörte zur Politik der Kaiserin, die vornehmen Familien Oestreichs als zur kaiserlichen Familie gehörend zu betrachten. Sie trug Sorge, die Aristokratie nach Wien zu ziehen und hat dann in allerdings gewinnendster Weise an den persönlichen Freuden und Leiden dieser Leute Theil genommen, nicht allein aus Politik, sondern auch in Folge eines löblichen Antriebs ihrer Gutherzigkeit, ihrer fraulichen Hülfsbereitschaft. Nicht selten freilich wurde diese wohlwollende Betheiligung zur lästigen Bemutterung, als welche sie sich hauptsächlich in der Form jener Heiratsmanie äußerte, um deren willen die Kaiserin berufen gewesen ist .... Der von lange her datirenden Entdeutschung der habsburgischen Dynastie zum Trotz und zum Trotz auch der welschen Erziehung, welche sie selber erhalten hatte, war und blieb in Maria Theresia die deutsche Familienhaftigkeit der stärkste Charakterzug. Die Kaiserin setzte ihren Stolz darein, eine rechte Hausmutter zu sein, und es war ihr dabei keineswegs um den bloßen Schein zu thun. Sie hat sich bemüht, ihre Kinder mit bürgerlicher Strenge zu erziehen, und wenn die meisten derselben dieser Erziehung nicht eben Ehre machten, so war dies nicht die Schuld einer Mutter, welche wohl verdient hätte, bessere Töchter als Karoline von Neapel und klügere als Marie Antoinette zu haben [7]. Die Kaiserin gebar sechszehn Kinder. Die Taufakte derselben wurden stets zu Festen für Hof und Stadt. Die glänzendsten Festtage jedoch waren der Franztag und der Theresientag. Da war die Hofburg oder das Lustschloß Schönbrunn von einem farbenschimmernden Gedränge erfüllt. Militärischer Pomp und höfischer Prunk in vollstem Glanze. Umständlich feierliche Auffahrt der Groß-

würdenträger und der fremden Gesandten. Der Audienzsaal voll gelber, rother, weißer, blauer und grüner Ordensbänder und goldener Vließe, voll Damenschönheit und Juwelengefunkel. Die ungarischen Magnaten, welche Herren Maria Theresia in großer Unterwürfigkeit zu erhalten wußte, in der ganzen Pracht ihres malerischen Kostüms. Kaiser und Kaiserin, Erzherzoge und Erzherzoginnen in der spanischen Hoftracht, welche für Wien noch immer die offizielle war. Große und steifstleinen langweilige Ceremonie des Handkusses. Abends dann Ball mit prächtigem Souper. In der Regel war jedoch bei solchen Festen schon vor Mitternacht, ja schon vor 11 Uhr Abends Alles zu Ende. Bei den weniger steifen Familienfesten in der Burg wurden von den jungen Erzherzogen und Erzherzoginnen kleine Concerte oder auch Komödien und Operetten aufgeführt. Aus dem Jahre 1775 wird von einer solchen dramatischen Aufführung gemeldet, welche das Eigenthümliche hatte, daß die prinzlichen Acteurs und Actricen ihre Rollen in verschiedenen Sprachen gaben.

Der Wiener Fasching stand zu Maria Theresia's Zeit noch in der vollen Herrlichkeit seiner geräuschvollen Lust. Der Hof betheiligte sich eifrigst daran. In raschem Wechsel folgten sich Concerte, Bälle, Schlittenfahrten, Glücks- und Komödienspiele aller Art. Die Kaiserin war eine große Liebhaberin von Maskeraden und Maskenbällen. Sie liebte es, ihren Gemahl, der seinerseits ein standhafter und glücklicher Hazardspieler gewesen, mit allerlei Maskenscherz zu necken und ihm allerhand artige Ueberraschungen zu bereiten. Leider finden wir, daß die sonst so verständige Frau die Schwäche hatte, auch den Unsinn und die Unsitte der Kinderbälle zu begünstigen, welcher Unfug schon damals grassirte. Des Kaisers Beispiel hinwiederum steigerte die in den höfischen Kreisen mehr und mehr eingerissene und mittelst des Lotto auch dem Volke mitgetheilte Spielwuth. Eine vornehme Wiener Dame nach der Mode mußte eine tüchtige Spielerin sein. Eine der kühnsten war jedenfalls die letzte Maitresse

des Kaisers, die schon erwähnte Fürstin Auersperg: man sah sie eines Abends 4000 Dukaten verwürfeln und eines andern 12,000 Dukaten auf eine Karte setzen und verlieren. Maria Theresia vermochte hierin Nichts zu ändern, so wenig wie an den Sitten ihres Staatskanzlers Kaunitz, der zu Wien den Pariser Bonton höchster Potenz repräsentirte. Er hatte die unehrerbietige Gewohnheit, wenn er zur Audienz bei der Kaiserin fuhr, seine beiden Maitressen im Wagen mit sich zu nehmen und sie am Thore der Hofburg auf sich warten zu lassen, — eine Unverschämtheit, welche er mit einer noch größeren krönte. Denn als ihm Maria Theresia einmal über seinen Lebenswandel im Allgemeinen und über die erwähnte Gewohnheit im Besonderen ein sanftes Kapitel zu lesen anhob, schnitt er die Predigt kurz ab mit den Worten: „Madame, ich bin hierher gekommen, mit Ihnen Ihre eigenen, nicht aber meine eigenen Angelegenheiten zu verhandeln.“ Man ersieht aus Alledem, daß die östreichische Aristokratie nicht sehr sich beeiferte, die Sittenstrenge ihrer Herrscherin nachzuahmen. Was freilich die Spielwuth und sonstige Verschwendungssucht der vornehmen Kreise angeht, so ist ausreichender Grund zu der Annahme vorhanden, Maria Theresia habe aus politischen Rücksichten sich nicht sehr dagegen gestemmt, daß die großen Herren und Damen sich ökonomisch ruinirten. Wurden sie doch hierdurch nur zahmer, abhängiger und unterthäniger. Ueberhaupt läßt sich nicht leugnen, daß gerade unter dem mütterlich-patriarchalischen Regiment Maria Theresia's Wien zu jenem „Capua der Geister“ geworden ist, als welches die schöne Donaustadt nachmals so lange verrühmt war. Ein Reisender, welcher Wien im letzten Regierungsjahr der Kaiserin besuchte, hat das Resultat seiner Beobachtungen in das herbe, aber nicht ungerechte Urtheil zusammengefaßt: „Hier wird Alles, was Schwung der Seele und moralische Kraft heißt, unterdrückt. Nichts als Schwelgerei und ein bloß der Sinnlichkeit gewidmetes Leben.“

Es muß für Maria Theresia peinlich gewesen sein, die unbehülfliche Dickleibigkeit ihrer späteren und spätesten Jahre zu ertragen. In ihren früheren war sie voll rascher Beweglichkeit und liebte deshalb den Aufenthalt auf dem Land und das Reisen. Schönbrunn und Laxenburg sind ihre und ihres Gemahls Schöpfungen. Das erstere hat die Kaiserin aus einem kleinen Jagdschlosse zu einem kaiserlichen Prachtsitz gemacht. Es verdient bemerkt zu werden, daß sie wollte, nicht nur die kaiserliche Familie und der Hof, sondern auch die Bewohner Wiens sollten sich an Schönbrunn erfreuen können. Sie gab dem Publikum den Eintritt frei und es gehörte zu den sommerlichen Sonntagsfreuden eines echten Wiener Kindes, seine stattliche Kaiserin durch die Baumgänge von Schönbrunn wandeln zu sehen. Damals waren noch „die schönen Tage von Aranjuez" des Absolutismus, welcher allerdings zu jener Zeit, wenigstens auf deutschem Boden, noch nicht so versteift und verknöchert war, wie später, und umgänglichere Manieren hatte. So gestaltet erschien er ganz insbesondere in der Person Maria Theresia's. Sie wußte, daß sie schön sei — wie das jede schöne Frau weiß und jede unschöne sich's einbildet — und sie ist auch zur Zeit, wo sie noch „en vigueur" war, eine große Toilettenkünstlerin gewesen. Ihr Lieblingsanzug war damals eine Robe von Silberbrokat mit blauem Leibchen, welches mit Diamanten besäet sein mußte. Im gepuderten Haar trug sie Brillanten, noch lieber aber Perlen. Ihre ganze Erscheinung und Haltung war voll Würde und Anmuth. Sie wußte zu repräsentiren und verstand es besser als irgend eine Monarchin vor oder nach ihr, bei Gelegenheit die Majestät herauszukehren. Sonst trat sie gerne den Leuten menschlich näher und ließ sich in gemüthlichem Wienerisch gegen sie aus. Bekannt ist unter den Szenen dieser Art aus ihrem Leben besonders die, wo sie den guten Aufklärer Sonnenfels, als er sich bei ihr über stupide Chikanen Seitens der Censur beschwerte, mit den Worten tröstete: „Was ist's halt'r wieder? Sekkiren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie

Ihm denn? Hat Er Etwas gegen Uns geschrieben? Das ist Ihm von Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr. Oder gegen die guten Sitten? Er ist ja kein Saumagen. Aber wenn er Etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels, da muß Er sich selbst herausbauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich hab' Ihn oft genug gewarnt." Gewiß eine nicht unliebenswürdige Probe des berüchtigten Er-Styls. Eine andere Probe menschlich-guten, fraulich-gütigen Bezeigens war es, wenn die stolze Herrscherin ganz mütterlich das Töchterlein ihrer ehemaligen Zofe, welches nachmals unter dem Namen Karoline Pichler eine recht leidliche Romanstrickerin geworden ist, im Handhaben des Spielzeuges und im Knötchenschürzen unterwies.

Das Hofleben zur Sommerzeit in Schönbrunn und Laxenburg war, große Galatage ausgenommen, weniger etikettenhaft gezwungen und geschnörkelt als das winterliche in der Hofburg zu Wien. Doch verliehen schon Tracht und Mode von damals der höfischen Gesellschaft, selbst wenn sie auf dem Lande, d. h. in den Gärten der kaiserlichen Lustschlösser sich bewegte, etwas Abgezirkeltes, Ceremoniöses. Man vergegenwärtige sich nur die feinen Cavaliere im französischen Hofkleid, weiten, mit Gold und Silber gestickten Röcken, fliegenden Halsbinden von feinster holländischer Leinwand, seidenen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, mit blitzenden Diamantschnallen auf den zierlichen Schuhen in gemessenem Menuetgang einherschwebend. Und diese schönen Damen, von deren Wespentaillen die schwerbauschigen, mit Guirlanden behangenen Seidenroben niederfließen und deren Füßchen in Atlasschuhen mit zollhohen Hacken stecken, auf den Wangen ein Roth, das nicht die Natur, sondern der Schminktopf spendete, auf den Köpfen babylonische Thurmbauten von Haarwülsten, Fischbein, Draht, Taffet, Bändern,

Blumen, Federn und Puder. Die Wiener Hofherren und Hofdamen durften jedoch nicht nach Belieben dem eigenen Geschmack oder dem Genie ihrer Schneider und Modehändlerinnen folgen. Es war ihnen, abgesehen von der gewöhnlichen Hoftracht, für Schönbrunn und Laxenburg noch eine besondere vorgeschrieben: den Herren rothe Fräcke, goldbordirte Oberröcke und grüne Westen mit goldener Einfassung — jeder Zoll ein Papagei! — den Damen rothe Roben oder „Säcke" (sacs), mit Gold oder Silber durchwirkt und mit Blonden verbrämt. . . . Die ländlichen Vergnügungen des Hofes waren meist harmloser Natur. Obenan stand das aus der Zeit Karl's VI. herübergenommene Scheibenschießen der Damen, an welchem nur diese theilnehmen durften, die jungen Erzherzoginnen an der Spitze. Im Frühjahr und Herbst wurde als sehr beliebte Morgenunterhaltung das sogenannte „Streifen," d. h. die Falkenbeize betrieben, deren Bräuche genau nach der mittelalterlichen Ueberlieferung eingehalten wurden. Die Damen betheiligten sich an diesem Vergnügen, wie auch an der Hirschpirsch. Abends war in der Regel Theater, doch wurden durch eine zu diesem Zwecke verschriebene Truppe nur französische Komödien und Possen aufgeführt. Sehr oft ward der Tag mit einem improvisirten Ball beschlossen, wobei hauptsächlich Contretänze und Allemanden getanzt wurden, oder auch mit einer Maskerade, einer Lotterie, einem Feuerwerk. Zur Herbstzeit spielte der Hof Weinlesen. . . . Im Ganzen wird man dem Hofhalt Maria Theresia's das Zeugniß nicht vorenthalten dürfen, daß derselbe, wenn auch nicht gerade an Sitte, so doch an Anständigkeit weit über den meisten Höfen von damals stand. Dagegen fällt der Mangel an geistiger Bewegung und Regung auf, sehr! Diese Wiener Hofkreise waren von der Strömung des Jahrhunderts so wenig berührt, als hätten sie im Monde gelebt.

Das wurde unter Joseph dem Zweiten und durch ihn anders und besser. Es gehört zu den schönsten Strebungen des

unglücklichen Kaisers, daß er auf dem Wege deutscher Bildung Oestreich vorwärts zu bringen suchte. Noch in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts fanden Besucher der östreichischen Hauptstadt die Gesellschaftssprache ausschließlich französisch, in den achtziger Jahren dagegen war schon ein Deutscher, Wieland, der Lieblingsautor der gebildeten Wiener. Josephs literarischer Geschmack war freilich so wenig entwickelt, daß er der leichtlebigen Anmuth des Dichters der Musarion die plumpen Lazzi des Hanswursts Blumauer vorzog. Aber er war es, welcher das, was der Reichsstadt Hamburg mißlungen, in Wien auf's Neue versuchte und vollbrachte, die Gründung eines deutschen Nationaltheaters, „zur Verbreitung des guten Geschmacks und zur Veredlung der Sitten." Er führte das deutsche Drama in die Wiener Hofburg ein und unter seinem Schutze gedieh auch die deutsche Oper. Armer Kaiser, dein Andenken soll niemals erlöschen in deutschen Herzen, schon darum nicht, weil du der Schützer und Bewunderer von Wolfgang Amadeus Mozart gewesen. . . . . Das ist nun auch eine jener Riesengestalten mit Zopf und Haarbeutel, auf denen des vorigen und unseres eigenen Jahrhunderts Kultur als auf ihren Grundsäulen ruht. Wir dürfen nicht an ihr vorübergehen. . . Zur selben Zeit, wo der Gotthold Ephraim Lessing, kampfmüde und kummervoll, sich in Braunschweig zum Sterben anschickte, der Wolfgang Göthe in Weimar, nach bis zum Ueberdruß gekostetem Schaumwein kraftgenialischen Hoflebens, den herzoglichen Duzbruder durch seine kammerpräsidentliche „Gravität, Taciturnität und Feierlichkeit" zugleich ärgerte und ergötzte, der Friedrich Schiller in seiner Feldscherer-Höhle auf dem kleinen Graben in Stuttgart darüber brütete, wie er, um seinen Genius zu retten, aus seinem Heimatlande, das gegen seine besten Söhne allzeit kalt und feindselig verstockt gewesen, entweichen könnte, — zur selben Zeit war der Wolfgang Mozart, schon damals ein berühmter Künstler, als eine Art von „musikalischem Lakai" im

Dienst eines gewissen Hieronymus Colloredo, Erzbischofs von Salzburg, stehend, im Gefolge dieses seines Brotherrn nach Wien gekommen. Im Hause des Herrn Erzbischofs, welchen die Wiener Welt als einen „hochmüthigen und eingebildeten Pfaffen kannte," spielte das nachstehende kurze Kapitel unserer Martyrologie. „Um 12 Uhr Mittags — schrieb Mozart am 17. März 1781 an seinen Vater — gehen wir zu Tische. Da speisen die zwei Leib- und Seel-Kammerdiener, der Herr Controlleur, der Herr Kammerfourier, der Herr Zuckerbäcker, zwei Herren Köche und meine Wenigkeit. nb. Die zwei Leib-Kammerdiener sitzen oben an, ich habe doch wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen." Nicht ganz zwei Monate später (9. Mai) der Wolfgang abermals an seinen Vater: „Der Erzbischof lügte mir ins Gesicht, ich hätte 500 Gulden Besoldung; hieß mich einen Lump, Lausbub, Fex, — o, ich möchte Ihnen nicht Alles schreiben. Endlich, da mein Geblüt zu stark in Wallung gebracht wurde, so sag' ich: Sind also Ew. hochfürstl. Gnaden nicht zufrieden mit mir? „„Was? Er will mir drohen? Er Fex! o, Er Fex! Dort ist die Thür! Ich will mit einem solchen elenden Buben nichts mehr zu thun haben."" Und ich mit Ihnen auch nichts mehr." Ging also hin und setzte ein schriftliches Entlassungsgesuch auf. Als er sich damit im Vorzimmer des Herrn Erzbischofs einfand und in aller Manier um eine Audienz bat, da setzte Graf Arco (Kammerherr oder was sonst für 'ne Art von vornehmem Hausknecht?) den „früheren Brutalitäten die Krone auf." Denn nachdem er den Künstler mit „Flegel," „Bursch" und ähnlichen Artigkeiten überschüttet hatte, warf er ihn — ob auf hochfürstlich-erzbischöflichen Befehl, ist ungewiß — mittelst eines Fußtritts zur Thüre hinaus. . . . Vom 12. Juli 1782 datirt die Gründung der deutschen Oper, denn am Abend dieses Tages wurde des vor Jahresfrist mittelst eines Fußtritts zur Thüre hinausgeworfenen Tondichters „Belmont und Constanze oder die Entführung aus dem Serail,"

wofür Mozart das für jene Zeit „recht schöne“ Honorar von 100 Dukaten bekam, mit großem Beifall aufgeführt. „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viel Noten, lieber Mozart,“ sagt der Kaiser. „Gerade so viel Noten, Ew. Majestät, als nöthig sind,“ sagt der Mozart. Und hinauf ging es, Stufe für Stufe, bis zur Sonnenhöhe des „Don Juan“ (1787). Lorenzo da Ponte, der abenteuernde italische Poet, der das Libretto zu dieser Universaltondichtung geschrieben, erzählt: „Der Kaiser ließ mich rufen und äußerte, er brenne vor Verlangen, den Don Juan zu hören. Die bevorstehende Abreise des Kaisers beschleunigte die Mise en scène und, was soll ich sagen? Don Juan gefiel nicht! Alle Welt, Mozart allein ausgenommen, war der Ansicht, die Oper müsse umgearbeitet werden. Wir machten Zusätze dazu, änderten mehrere Stücke und zum zweiten Male: Don Juan gefiel nicht! Dies hinderte den Kaiser aber nicht, sich zu äußern: „Das Werk ist himmlisch; es ist noch schöner als die Hochzeit des Figaro, aber es ist kein Bissen für meine Wiener.“ „Ei was, laßt ihnen nur Zeit, ihn zu kosten,“ sagt der Mozart. . . . Ein prächtiger Mensch, der Wolfgang, ein Mensch aus dem Vollen und Ganzen, eine Natur durch und durch, nichts Gemachtes an ihm, gar nichts. „Meine besten musikalischen Gedanken hab' ich beim Kegelschieben gehabt,“ sagt er ganz einfach und treuherzig und zu Zeiten gibt er sich, wie seine Frau dem Irländer Kelly erzählt, der sich über des großen Tondichters leidenschaftliches Tanzen verwundert, der menschlichen Schwachheit hin, zu behaupten, „seine Leistungen als Tänzer seien weit bedeutender denn als Musiker.“ Auch ein begeisterter Freimaurer ist er gewesen und hat in den Logen „Zur gekrönten Hoffnung“ und „Zur wahren Eintracht“ mit den Alxinger, Reinhold, Blumauer, Ratschky, Sonnenfels, Retzer, Gemmingen, Haschka, Leon und Born am Tempel der Humanität gemauert. Die gute, redselige Base Karoline Pichler schüttelt den weisen Kopf dazu und plaudert: „Ein charak-

teristisches Merkmal jener Zeit unter Kaiser Joseph waren die Bewegungen, welche durch die sogenannten geheimen Gesellschaften in der geselligen Welt hervorgebracht wurden. Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Oeffentlichkeit und Ostentation — (der Kaiser hatte den Orden durch Patent vom Dezember 1785 unter den Schutz des Staats gestellt). Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein gesungen. Man trug Freimaurerzeichen als Joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen und mehrere Modeartikel, wie die weißatlassenen Müffe mit blauumsäumtem Ueberschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen sich aus Neugier aufnehmen, traten dann, wenn der „Frère terrible“ nicht gar zu arg mit ihnen umsprang, in den Orden und genossen wenigstens die Freuden der Tafellogen.“

Es ging aber unter Joseph's Regierung doch ein Wehen des Geistes durch die Wiener Gesellschaft. Verglichen mit der geistigen Dumpfheit und Stümpfheit unter Maria Theresia oder gar unter Karl dem Sechsten, war der Vorschritt denn doch ein gewaltiger. Auch in die Adern dieses Gesellschaftskörpers begannen die Lebensquellen einzuströmen, welche Klopstock und Wieland, Lessing und Kant, Göthe und Schiller aus den Felsen schlugen. Schon im Jahre 1784 wußte ein scharfer Beobachter, Georg Forster, von der Wiener Aristokratie, insbesondere von der fraulichen, eine lebhafte Theilnahme an allen schönsten und besten Bestrebungen der Zeit zu rühmen und er hatte Veranlassung, seiner Braut Therese Heyne aus Wien zu berichten, daß er im Hause einer der vornehmsten Damen gefunden habe „die größte Delicatesse, die feinste Unterredung, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lectüre, wohl verdaut und durchdacht, eine reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines sanften, schuldlosen und

mit der Natur vertrauten Herzens." In Wahrheit, Wien war zur Zeit Joseph's nicht mehr der Ort, wo nur der sinnliche Genuß eine Stätte hatte. Aber zu frühe, viel zu frühe kam der 20. Februar 1790, der den unglücklichen Kaiser hinwegnahm, dem schon darum, daß er der erste Fürst gewesen, welcher den brutalen Er-Styl aufgab, viele seiner Schwächen verziehen sein mögen; den unglücklichen Kaiser, dessen Herz gebrochen war zur Stunde, wo er nach dem Tode seiner ersten Frau, Isabella's von Parma, die er angebetet hatte, aus untrüglichem Schwestermund erfuhr, daß die vergötterte Todte ihn nie geliebt; den unglücklichen Kaiser, dessen Geist verzehrt worden von der Bitterkeit der Erfahrung, daß er nur Empörung geerntet, wo er Völkerglück gesäet zu haben glaubte. Mit den Worten: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben" — ist er gestorben. Drei Tage darauf (23. Febr.) klopfte ein düsterer Leichenzug an das eiserne Thor der Gruft bei den Kapuzinern. „Wer ist da?" fragte, wie der Brauch es wollte, der Pater Guardian. „Der Leichnam des durchlauchtigsten Kaisers, Joseph's des Zweiten," lautete die Antwort und Staub ward zum Staube gesellt. . . . Alle Keime dessen, was Joseph gepflanzt, schienen mit den Wurzeln ausgerottet werden zu sollen. Es folgte die Regierung Leopold's des Zweiten, des unersättlichen Lüstlings, dessen Kabinett wie „ein Arsenal der Wollust" aussah, und dann kam die lange geistesöde und steinherzige Tartufferie der Regierung Franz des Zweiten, während welcher das josephinische Oestreich zum deutschen China geworden ist[8]).

Nur drei Jahre und sechs Monate vor Joseph war sein großer Widersacher, der zugleich sein Vorbild gewesen, hingegangen, eine Leere, eine Oede hinter sich zurücklassend, welche durch den Tumult der mystisch parfümirten Wüstlingswirthschaft seines Nachfolgers nur noch fühlbarer und drückender gemacht wurde.... Berlin war während der Regierung des großen Königs die französirteste Stadt in Deutschland geworden. Bei

Hof und in den höheren Gesellschaftskreisen wurde fast ausschließlich französisch gesprochen [9]). Wußte man doch, daß man damit dem Könige schmeichelte, den man, wenn auch keineswegs abgöttisch liebte, so doch abgöttisch bewunderte und — fürchtete. Friedrich hatte sich, wie Jedermann weiß, bei seiner Thronbesteigung sofort von seiner Gemahlin getrennt. Die physiologischen Motive, welche der Herr Ritter von Zimmermann hiefür beigebracht hat [10]), wollen wir auf sich beruhen lassen. Als König ist Friedrich der armen Elisabeth von Braunschweig gerecht geworden, insofern er strenge darauf hielt, daß die als Weib Verstoßene wenigstens als Königin geehrt werde. Die Stellung Friedrichs zu den Frauen war übrigens frühzeitig eine getrübte gewesen: schon als junger Mann von 21 Jahren hatte er das kynische Bekenntniß abgelegt: „Ich liebe das weibliche Geschlecht, aber nur flüchtig; ich will von ihm nur den Genuß und dann veracht' ich es [10a]).“ Diese geringe Schätzung der Weiblichkeit hat den König sein Lebenlang begleitet, obgleich er mit etlichen älteren Damen auf dem Fuße vertrauter Freundschaft verkehrte. Seine Junggesellenwirthschaft zu Sanssouci, deren Kosten er, sparsam genug, mit 220,000 Thaler jährlich bestritt, war originell und, wenn man will, in gewissem Sinne sogar philosophisch; aber sie war auch egoistisch, rücksichtslos und einseitig und hat auf die Berliner Gesellschaft jedenfalls nicht vortheilhaft eingewirkt. Ueberall fehlte das mildernde, ausgleichende, vermittelnde weibliche Element. Ueberall ließ sich der sittigende Einfluß edler Fraulichkeit vermissen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß unter dem Drucke der Geringschätzung, welcher auf ihnen lastete, die Frauen mehr und mehr widerstandslos den schlimmen Einflüssen des Garçonmäßigen, des Wachtstubenartigen verfielen, was der Berliner Gesellschaft unter Friedrich eigen gewesen ist. Rechnet man dazu die Leichtigkeit der Lösung, Wiederknüpfung und Wiederlösung der ehelichen Bande, welche damals an der Tagesordnung war, so werden die

Ergebnisse des Zeugenverhörs, zu welchem wir jetzt verschreiten wollen, um so leichter zu begreifen sein.

Zuerst mag ein Engländer aufgerufen werden, Sir Charles Hanbury Williams, der freilich, wie bemerkt werden muß, Berlin und Potsdam und Sanssouci und ganz Preußen durch eine englische Brille ansah. Der Herr Gesandte schrieb i. J. 1750 aus der preußischen Hauptstadt über den großen König: „Es ist gar nicht zu glauben, wie dieser Pater patriae sich um seine Unterthanen sorgt. Er bekümmert sich so sehr um sie, daß er sich in ihre eigensten Angelegenheiten, in ihre Heiraten, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter mischt. Er läßt ihnen in der That keine andere Freiheit als die des Denkens. Der Zwang geht durch alle Stände und Mißtrauen drückt sich auf jedem Gesichte aus. Ich denke, Hamlet sagt irgendwo: „Dänemark ist ein Gefängniß;" das ganze preußische Gebiet ist ein solches im buchstäblichen Sinne des Wortes. Niemand kann oder darf es verlassen, ohne daß der König darum weiß [11])." Aber auch die Augen eines Deutschen, und zwar Augen, welche wohl befähigt waren, die Dinge zu sehen, wie sie sind, die Augen Lessing's, sahen Berlin nicht günstiger an. „In dem französirten Berlin — schrieb er am 25. August 1769 an seinen Freund Nicolai, dessen loyales Sebaldus-Nothanker-Gesicht sich während des Lesens dieses Briefes sicherlich bedenklich verlängerte — reduzirt sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben, auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen. Lassen Sie einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben wie Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, wie dieser sie ihm gesagt hat, lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die

Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste in Europa ist." In Wahrheit, als dieses erschien das damalige Preußen auch noch andern urtheilsfähigen Leuten. Als der größte moderne Dichter Italiens, Vittorio Alfieri, i. J. 1770 in Berlin war, ist ihm die Stadt, wie er in seiner Selbstbiographie aufgezeichnet hat, vorgekommen wie „eine große Kaserne, welche Abscheu einflößt," und der ganze preußische Staat „mit seinen vielen Tausenden bezahlter Satelliten wie eine ungeheure, ununterbrochene Wachtstube." Fünf Jahre später schrieb Wieland an Merck: „Friedrich ist ein großer Mann; aber vor dem Glück, unter seinem Szepter sive Stock zu leben, bewahre uns der Himmel!" Die Schattenseite dieses Stockregiments in sittlicher Beziehung legen rücksichtslos dar zwei Depeschen des englischen Gesandten zu Berlin, Lord Malmesbury, aus den Jahren 1772 und 1776. Da steht geschrieben: „Berlin ist eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder einen vir fortis noch eine femina casta gibt. Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendiger Weise theils durch die von dem jetzigen Könige ausgehenden Bedrückungen theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, denen Zartgefühl und wahre Liebe unbekannt sind und die sich Jedem preisgeben, der sie bezahlt. Im Allgemeinen sind die Preußen arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Wären sie reich, so würde der Adel sich nie dazu verstanden haben, in Subalternstellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit und ihr Mangel an Grundsätzen erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit, Selbstgefühl und Opposition." Endlich soll als letzter Belastungszeuge vortreten Georg Forster,

der nach einem längeren Aufenthalt in Berlin zu Anfang des Jahres 1779 so gegen Jakobi brieflich sich ausließ: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei" — (diese namentlich war es, welche den confusen „Magus im Norden", Hamann, an denselben Jakobi im Januar 1786 schreiben machte, Berlin sei „Babel"). „Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weitergehen. Die Frauen allgemein verderbt! Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alles, bis auf die gescheidtesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst, was schlecht, falsch, unbillig und wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß".... Aber nun soll in dieses grau in Grau gemalte Bild von anderer Seite her ein helles Licht hereinfallen, zum Zeugniß, daß Friedrichs Stockszepter in den Augen seines Volkes denn doch nicht nur ein Instrument der Willkür und Tyrannei gewesen ist. Am 21. Mai 1785 stand ein achtjähriger Junge, aus welchem nachmals ein preußischer General und der hartgesottenste der preußischen Junker, aber dabei ein Ehrenmann geworden ist, — am Hallischen Thore Berlins, mit anderem Volk den großen König erwartend, der von einer Revue kommend seiner Schwester Amalie in ihrem Palais in der Wilhelmsstraße einen Besuch machen wollte. Was der Knabe damals gesehen und gefühlt, hat der Greis also erzählt: — „Der König kam geritten auf einem großen weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt,

die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondeel, jetzt Belle-Alliance-Platz, und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll von Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf und die alte, lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verschwunden und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war Nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß. Nein, nur

ein dreiundsiebenzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen [12]." /: Marwitz :/

Ja, eine lange und schwere Arbeit und treufleißigst hatte er sie gethan, nach bestem Wissen und Gewissen. Sie hatte ihn auch mitgenommen, wie zu erwarten war. Als ihm beim Abschluß des Hubertsburger Friedens ein Bewunderer zu diesem Glückstage seinen Glückwunsch darbrachte, da hat er im Rückblick auf die überstandene siebenjährige ungeheuere Mühe und Sorge und im Vorblick auf die bevorstehende fast noch größere Sorge und Mühe gesagt: „Ach, der größte Glückstag des Lebens ist der, wo man es verläßt" — und wenige Stunden darauf schrieb er an sein „liebes Mütterchen", die Gräfin Camas, er sei in der siebenjährigen Kriegsstrapaze sehr „veraltert", sei „grau worden wie ein Esel und recht invalide." In der folgenden Zeit hat er in verdrüßlichen und kranken Stunden manchmal gebrummt, daß er „ein alter abgelebter Kerel" sei, daß die „verfluchte Maschine" (seines Leibes) nicht mehr recht gehen wolle, daß ihn „der Teufel bald holen werde," und Dergleichen mehr. Im März von 1780 schrieb er an d'Alembert: „Allerlei Krankheitsanfälle bereiten mich darauf vor, das abgetragene Futteral meiner Seele zu verlassen" (à quitter l'étui usé de mon ame). Es war still und stiller geworden auf den Terrassen und in den Gemächern von Sanssouci, in welche der Wolfgang Göthe im Mai 1778 „hineinguckte wie das Kind in den Raritätenkasten," wo dem Dichter „tausend Lichter aufgingen" und er „dem alten Fritz recht nah' worden," als er

dessen „Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissenen Vorhänge sah und über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hörte.“ Schon lange nicht mehr mischten sich im Speisesaale von Friedrich's Sommerschloß mit dem Champagnergeperle die perlenden Witze Voltaire's, schon lange war daselbst das Gelächter über La Mettrie's blasphemische Bouffonerien verhallt. Des alten Königs Ansicht über Franzosen und französisches Wesen war auch nicht mehr ganz so, wie die des jungen gewesen war. „Ich Will keine Frantzosen Mehr, sie seyndt gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen,“ hat er in einem Marginalbescheid von 1777 sich vernehmen lassen [13]. Möglich, daß der König in seiner späteren Zeit doch noch aufgehört hätte, „der Fremdling im Heimischen“ zu sein, wie ihn Klopstock mit Recht gescholten, wenn ihm die deutsche Literatur in Gestalt eines andern Repräsentanten nahegetreten als in der Person der armen Anna Luise Karsch, deren Audienz am 24. Oktober 1763 bei Friedrich in Sanssouci einen so tragikomischen Erfolg hatte [14]. Er, der nur von französischer Kultur wußte, sträubte sich geradezu gewaltsam gegen den Gedanken, daß die Deutschen auch zu etwas Anderem „Genie“ hätten als zum „Zuschlagen“, wie er in seinem 1780 verfaßten Libell „Sur la littérature allemande“ behauptete. Und dennoch rang sich, es ist merkwürdig zu sagen, durch das unvaterländische Wesen, durch die Unkenntniß und den Ungeschmack, welche in diesem Schriftstück sich breitmachen, die Ahnung hervor, daß es mit dem deutschen Geist eigentlich anders bestellt sei als der königliche Libellist zu Eingang seiner Auslassungen behauptet hatte, und so mächtig war diese Ahnung, daß er zum Schlusse statt wegwerfenden Tadels die prophetischen Worte sprach: „Wir werden classische Schriftsteller haben, die Jeder um seiner selbst willen lesen wird. Unsere Nachbarn werden Deutsch lernen und unsere Höfe es mit Vergnügen reden. Vielleicht werden es unsere guten Schriftsteller dahin bringen, daß unsere ausge-

bildete und verfeinerte Sprache von einem Ende Europa's bis zum andern wird gesprochen werden. Noch sind diese schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen" — (einiger Maßen doch, Ew. Majestät! Schade, daß Ihnen, von den Regierungsgeschäften zu schweigen, das mühselige Gestoppel französischer Verse keine Zeit ließ, einen Lessing und Göthe zu lesen) — „sie nähern sich aber bereits. Ich künde sie an, werde sie aber nicht sehen, denn ich bin zu alt dazu. Ich bin wie Moses, ich schaue das gelobte Land aus der Ferne, werde aber selbst nicht hineinkommen[15])." Sechs Jahre später, kurz vor seinem Tode, hat er einem Franzosen, der ihn freimüthig fragte, warum er für deutsche Literatur kein Interesse gezeigt, dieselbe nicht gefördert habe, zur Antwort gegeben, er „hätte für die deutschen Autoren nichts Vortheilhafteres thun können als gar nicht an sie zu denken und ihre Bücher nicht zu lesen." Und das war sehr wahr, wahrer als der König ahnte. „Von des großen Friedrich's Throne ging sie schutzlos, ungeehrt," die deutsche Muse, und das ist ihr Glück gewesen; denn hauptsächlich dadurch wurde sie vor dem Jammer bewahrt, eine französirende Hofmuse, eine Hofmuse überhaupt zu werden.

Die Lebensweise der Berliner Gesellschaft hat sich während der Regierung Friedrich's bedeutend ins Feinere, Reichere, Vielgestaltigere gewendet. Bequemlichkeit, Schönheitssinn, Luxus machten mehr und mehr ihre Forderungen geltend. Mit den bärenhaft-teutonischen Sitten der Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten entwich aber mehr und mehr auch die haushälterliche Ehrbarkeit, der mannhafte und begnügliche Sinn und mit den Pariser Moden hielten auch die Pariser Laster ihren Einzug in die preußische Hauptstadt. Bei Hofe freilich ging es, wenige Festzeiten ausgenommen, militärisch knapp und zugeknöpft her. Seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges sogar freudelos und düster. Der sorgenvolle, grämliche König, der immer auf dem „Qui-vive?" stehen mußte, um die schwer errungene und noch schwerer zu erhaltende Großmachtstellung Preußens zu be-

haupten, war kein Freudespender. Er hieß in der eigenen Familie nur der „alte Sauertopf[16]," und wenn der alte Sauertopf von Zeit zu Zeit sich veranlaßt sah, Feste zu veranstalten, so bemerkten die Gäste, „daß es scheine, der König wisse selbst, wie sehr seine Gegenwart alles Vergnügen verscheuche und bis zu welchem Grade er Furcht und Schrecken erwecke[17]." ... Hatten die Nerven des Alten, denen so viel zugemuthet worden war, in seinen letzten Lebensjahren ein beängstigendes Vorgefühl von dem weltgeschichtlichen Gewitter, dessen Wolken schon am Horizont gethürmt standen? Es scheint fast so oder vielmehr es ist gewiß, falls Wahrheit in einem Bischofsmunde wohnt[18]. An einem Abend seines letzten Sommers ist nämlich der alte Fritz mit seinem damals sechszehnjährigen Großneffen, nachmals Friedrich Wilhelm der Dritte, im Parke von Sanssouci spazieren gegangen und hat im Verlaufe des Gesprächs zu dem Jüngling gesagt: „Ich bin am Ende meiner Carriere und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu calmiren und zu exstirpiren. Die Massen fangen schon an, von unten auf zu drängen, und wenn dies zum Ausbruch kommt, ist der Teufel los!" ...: Einsamer und immer einsamer war es um den Bewohner von Sanssouci her geworden: von den alten Tischgenossen war einer nach dem andern weggestorben, ebenso von den alten Lieblingshunden, welche das Mobiliar des Königs zu Schanden kratzten. Dann und wann sprach noch ein Gast ein, der dem Alten einige Theilnahme abgewann. So in seinen zwei letzten Lebensjahren zwei Franzosen, deren Namen bald die Welt durchfliegen sollten, Lafayette und Mirabeau. Dieser wurde am 25. Januar 1786 dem König vorgestellt, dem Jupiter tonans des aufgeklärten Despotismus der Jupiter tonans der Revolution, mit Kanonen donnernd Jener, mit Worten Dieser und Jeder ein Echo wachrufend in unserer Welt,

das nie verhallen wird. Einstweilen war der künftige Donnerer vom 23. Juni 1789 nach Berlin gekommen, um, satt und übersatt der Kerkerlüfte seines Heimatlandes, auf preußischem Boden zu einer literarischen „Monarchie prussienne“ und einer ärgerlichen „Histoire secrète de la cour de Berlin“ die Materialien zu sammeln, vorerst mit der Feder blitzend, bis seine Zeit des Donnerns mit der Zunge käme. . . . . Derweil ging die Zeit und das mühvolle Tagewerk des großen Alten von Sanssouci zu Ende. Sein Sterben ein so schwerer Kampf, wie all sein Leben gewesen war. Er konnte zwar nicht, wie er seinem grotesken Latein zufolge gewollt, „stante pede morire,“ aber als Kämpfer und Held starb er. „Ich fühle, daß die Entschürzung des Knotens (le dénouement) nah' ist,“ sagte er Dienstags den 15. August 1786 zu seinem getreuen Hertzberg. Zwei Tage darauf, Donnerstags den 17. August um 10 Uhr 20 Minuten, hatte sich der Knoten entschürzt. „Cela sera bon, la montagne est passée!“ das waren die letzten Worte, welche Friedrich artikulirt sprach und, in Wahrheit, steil und rauh und voll mühsamen Klimmens war der Lebensberg gewesen, welcher hinter dem Todten lag. „Wann wird wieder ein so großer König das Szepter führen?“ Dieses Wort, von Feindes Mund gesprochen, vom Mund des Fürsten Kaunitz, als die Todesbotschaft nach Wien gelangte, ist eines der schwerwiegendsten Blätter in dem Lorberkranz auf dem Sarge des Heldenkönigs in der Gruft der Garnisonskirche zu Potsdam. Wie weit sein Ruhm gedrungen, wie leibhaft der große König in der Vorstellung der Völker Europa's lebte, erfuhr Göthe, als er im April 1787 fern im Süden durch die „wüste Fruchtbarkeit Siziliens bei heißem Sonnenscheine geritten,“ in das „wohlgelegene“ Caltanisetta einzog und dort auf dem Marktplatz, „wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen,“ die neugierigen Fragen des braunen Völkchens nach Friedrich dem Zweiten beantworten mußte. „Ihre Theilnahme an die-

sem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden." Daheim in Berlin freilich erging über den König, nachdem sein Körper kaum erkaltet war, ein nicht eben sanftes und billiges Todtengericht. Höfische Niederträchtigkeit unterstand sich sogar, die untergegangene Sonne herabzusetzen — („que Frédéric fut un homme ordinaire") — um der aufgehenden Scheinsonne zu schmeicheln, worüber empört, ein künftiger Donnerer Mirabeau den Federblitz geschleudert hat: „Oh, si ses grands yeux, qui portoient au gré de son ame héroique la séduction ou la terreur, se rouvroient un instant, auroient-ils le courage de mourir de honte, ces adulateurs imbécilles [19])?"

Der Aufgang der Scheinsonne wurde demnach mit den Jubelpsalmen und schlechten Versen, den Huldigungsadressen und Weihrauchwolken, kurz, mit all der geräuschvollen Unterthänigkeit begrüßt, welche die gedankenlose Menge neuen Herrschern entgegenzutragen gewohnt ist. Der Krückstock des alten Fritz hatte schwer auf seinem Volke gelastet, das ist wahr; aber dieser Krückstock war die Stütze gewesen, welcher die mehrerwähnte auf ihre Spitze gestellte Großmachtspyramide Preußen aufrecht erhalten hatte. Wußte man eine bessere Stütze an seine Stelle zu setzen? Nein. Alles, was man wußte und hatte, war weiter Nichts als eine wohlmeinende Pfuscherei. Man hob, um seinen guten Willen zu zeigen, die verhaßte französische Regie, sowie das Kaffee- und Tabaksmonopol auf, suchte auch anderweitig den eisernen Druck des von Friedrich geübten Merkantilsystems zu mildern, kam aber, als sich der hiedurch bewirkte Ausfall in den Staatseinnahmen bemerklich machte, bald dazu, die aufgegebenen Finanzkünste durch fast noch schlimmere zu ersetzen. Von einem großen, durchgreifenden Reformgedanken keine Rede. Die neue königliche Scheinsonne und das von ihren Gnadenstralen ausgebrütete Ungeziefer sie waren nicht

dazu gemacht, die „ununterbrochene Wachtstube“ Preußen in einen Rechtsstaat, wie die Zeit ihn forderte, umzuformen und aus einem zwar „organisch gegliederten,“ d. h. kastenartig gesonderten, aber im Grunde doch als eine gleich willen- und bestimmungslose Masse durch Soldaten und Schreibersknechte zusammenregierten Volke ein Volk von Bürgern zu machen. Erst mußte die Pyramide, nach langem, mitleidswerthem Schwanken, stürzen und fallen — in den Oktoberkoth von Jena — bevor die Einsicht durchgriff, daß ein gesunder und solider Staatsbau nicht von oben herunter, sondern vielmehr von unten herauf zu bewerkstelligen sei. Gescheidte Leute waren sich freilich von vorneherein darüber klar, was von dem neuen König zu erwarten sei. Sie brauchten nur die Menschen anzusehen, welche er zu seinen Vertrauten, seinen Rathgebern und Ministern wählte, einen „Laubfrosch“ Bischofswerder, einen Religionsedicts-Wöllner, — Ersterer ein Zwitterding von Soldat und Diplomat, mit den schlimmsten Eigenschaften beider, in die jesuitischen Dunkeleien der „Rosenkreuzer“ tief verstrickt, Geisterbeschwörungsgaukler, gelegentlicher Kuppler und obligater Stimulantienbäcker („Diavolini“); Letzterer eine Molluskennatur, von früh an in aller Heuchelei unterwiesen, in den entarteten Freimaurerlogen angelernt, sich selbst und Andere zu belügen und zu betrügen, erst ein sentimentaler Dorfpastor, dann Prinzenlehrer, vom Odem des Zeitgeists bis zur revolutionären Stimmung hinaufgeblasen [20]), endlich als Minister der Strateg der Dunkelmänner in ihrem Feldzug gegen die Aufklärung, welcher mit dem allbekannten Religionsedict vom 9. Juli 1788 und dem Censuredict vom 19. Dezember desselben Jahres begann. Damit war ausgesprochen, daß die preußische Politik vom aufgeklärten Despotismus in den sultanischen zurückgelenkt sei, und zwar in einen von lauter Anläufen lebenden, weichmüthigen, gedunsenen und zerfahrenen, so zu sagen wassersüchtigen Sultanismus.

Friedrich's Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm der Zweite, wurde bei seiner Thronbesteigung mit dem Hoffnungsnamen „der Vielgeliebte" begrüßt. Nicht eben ein glückverheißender Zuruf, denn auch der Hirschparks-Louis hatte ja seiner Zeit „le Bien-aimé" geheißen und, in Wahrheit, von diesem französischen Vielgeliebten hatte der preußische mehr als eine Ader. Friedrich Wilhelm war ein schöner Mann, herkulisch gewachsen und gebaut, aber „Häuser von sechs Stockwerken pflegen im obersten schlecht bewohnt zu sein." Der König war im Grunde ein „seelenguter" Mann, mildherzig, wie gern lebend so auch gern leben lassend, dabei stark angeflogen von dem, was man emphatisch „ritterlichen Geist" zu nennen pflegt. Ein wunderliches Ding, diese „Ritterlichkeit," sehr vieldeutig und doch, bei Licht betrachtet, Nichts bedeutend, vielleicht am besten zu verdeutschen mit „Don Quijoterie," jedenfalls ein Ding, welches mit Staats- und Regierungskunst Nichts zu thun hat. Ja, es ist nicht zu herbe geurtheilt, wenn wir die „Ritterlichkeit" des vierten Königs von Preußen nur als eine Handhabe bezeichnen, an welcher Frömmler und Charlatane, Plus- und Projectmacher, gewissenlose Diener und abgefeimte Gegner seine Charakterschwäche faßten und führten, nicht zum Vortheil, fürwahr, und nicht zur Ehre Preußens. Friedrich Wilhelm der Zweite hatte gute Tendenzen, keine Frage; unglücklicher Weise wurden sie aber alle weit überwogen durch die eine große Haupttendenz, durch seine zügellose Sinnlichkeit. Wir wollen nicht in das Serail eindringen, welches er sich im Schloßgarten zu Potsdam errichtet hatte und wo die zur Gräfin von Lichtenau erhobene Wilhelmine Encke, verheiratete Rietz, die preußische Dubarry, die Hierophantin eines Mysteriencultus der Wollust machte. Wollen auch nicht weiter davon reden, daß die preußische Dubarry von Seiten hochadeliger Damen denselben Neid und dieselbe Concurrenz zu befahren hatte, wie die französische, und zu welchen Preisansätzen die Aristokratie ihre Töchter in das königs-

liche Harem lieferte. An einer Szene jedoch, als an einer die Epoche Friedrich Wilhelms des Zweiten insbesondere kennzeichnenden, dürfen wir nicht vorübergehen ohne einen Blick darauf zu werfen, an der Szene, welche die Maitresse en titre, die Lichtenau, im Berliner Schlosse veranstaltete, als der kranke König i. J. 1797 scheinbar genesen aus Bad Pyrmont zurückgekehrt war. Das babylonische Weib trat dabei in griechischem Gewande auf, als Polyhymnia, und sang in elenden Versen eigener Fabrik den Monarchen an, der darob in solche Rührung gerieth, daß er seinen erstgeborenen Sohn, den vor Entrüstung bebenden Kronprinzen zwang, Angesichts des ganzen Hofes der Schamlosen die Hand zu küssen. . . . . . Aus derselben Zeit, wo, wie wir meinen, das Skandal der höfischen Unsitte in diesem erzwungenen Handkuß gipfelte, sind uns Schilderungen der Berliner Gesellschaft von zwei Augenzeugen übermittelt, die es so recht begreiflich machen, daß auch hier eine Sündflut vonnöthen und im Anzuge war. Die Muse der Geschichte hat ja das Vorrecht, sittengeschichtliche Pfützen und Sümpfe zu durchschreiten, ohne sich den Saum ihres Kleides zu beschmutzen. Hindurch also! . . . „Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten ging der Hof in Allem, was Luxus, Verschwendung, Ueppigkeit und Hintansetzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran. Die Hauptstadt stimmte mit ein und die Provinzen folgten bald nach. Man konnte Berlin das große B . . . . . des preußischen Staats nennen, worin wenige Weiber ihren Männern und umgekehrt getreu waren, wenige Mädchen unschuldig ins Ehebett kamen und selbst unnatürliche Laster täglich üblicher wurden. Man hat in der Residenz die physischen Genüsse bis zum höchsten Raffinement gesteigert. Es gibt hier eine Menge Leute aus dem Militär-, Civil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delicatessen des Auslandes nach den verschiedenen

Jahreszeiten recht frisch verschlungen und die feinsten Weine aus den heißen Zonen dazu genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mal bei einem französischen Koch ein und verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel, zu einer Spiel- oder Theegesellschaft zu gehen. Im Theater oder bei den Thee's bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern oder spinnt neue Liebesintriken an. Beim Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Gegen 10 oder 11 Uhr geht's in die Freudenhäuser oder zum Liebchen. Das Verderben der Sitten hat sich auf diese Weise allen Ständen mitgetheilt. Der Offizierstand aber, ganz dem Müssiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es in der Genußfertigkeit am weitesten gebracht. Sie treten Alles mit Füßen, diese privilegirten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen, vertauschen und wechselsweise verführen. Die Weiber ihrerseits sind so verdorben, daß selbst vornehme adelige Damen sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen und ihnen künstliche Präservative gegen Leibessegen zu verkaufen. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Dirnen zu sitzen, um sich hier Galane zu verschaffen. Mancher Zirkel ausschweifender Weiber von Stande vereinigt sich auch wohl, um ein möblirtes Quartier in Compagnie zu miethen, wohin sie ihre Liebhaber bestellen, um ohne Zwang Bacchanale und Orgien zu feiern, die selbst dem Regenten Duc d'Orleans unbekannt und neu gewesen wären." Die zweite Zeugenaussage, abgegeben von dem berühmten Bildhauer Schadow, ist kürzer gefaßt, lautet aber fast noch drastischer als die erste: — „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrschte die größte Lüder-

lichkeit. Alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien, fröhnte allen Lüsten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort suchten nur mit dem Könige, mit dem Hofe zu thun zu haben; Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adeligen waren am eifrigsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Theil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann sich jetzt — (nämlich am 16. September 1841, an welchem Tage der alte Schadow so zu Varnhagen sprach) — gar nicht mehr vorstellen, wie wohlthätig auf solche Ueppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms des Dritten kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin[21]."

Drittes Kapitel.

Kopenhagen. Stockholm. Petersburg.

Wie die menschliche Natur, ist auch die menschliche Gesellschaft voll von Gegensätzen und Widersprüchen. Wenn jener weise Rabbi des alten Testaments in einem Athem des Menschen Herz „ein verzagt und trotzig Ding" nannte, so hat er sich eben damit als ein rechter Kenner dieses Dings ausgewiesen. Der aufgeklärte Despotismus hätte bloß die Augen aufzuthun gebraucht, um zur Erkenntniß zu kommen, wie eitel sein Unterfangen sei, die Menschen, die Völker über einen Kamm scheeren zu wollen. Denn wie immer in Epochen, wo eine große Häutungsprozedur der Gesellschaft anhebt, traten auch damals die sozialen Gegensätze und Widersprüche in buntester Vielerleiheit, in äußerster Schärfe zu Tage.

Greifen wir aus dieser Masse schreiender Contraste zwei heraus, um sie etwas näher anzusehen. Der eine ist die Alles anfressende Skepsis, die kälteste Verstandesnüchternheit; der andere die Abenteuerlichkeit, die Abenteuersucht und das Abenteurerglück, welche jeder Berechnung spotten, aller Kritik ein Schnippchen schlagen und gegenüber dem gesunden Menschenverstand, gegenüber dem mit plattem Hochmuth sich breitmachenden Rationalismus des Jahrhunderts die tollsten Phantasmagorieen der Glücksritterromantik verwirklichen. Nachdem das Voltaire'sche Hohn-

gelächter, welches, wie man hätte glauben sollen, allen Gespensterspuk weggefegt hatte, ein halbes Jahrhundert lang durch Europa geschallt, setzt Cagliostro mit den von ihm citirten Gespenstern die aufgeklärten vornehmen Herren und Damen in Ehrfurcht und Schrecken und dieselben Freigeister, welche die Gottesidee für einen Blödsinn und jeden Gottesdienst für plumpen Pfaffentrug erklären, lassen sich von rosenkreuzerischen Schwindlern ein Narrenseil durch die Nase ziehen und sich an demselben in dem kostspieligen Laboratorium herumführen, allwo das „Aurum potabile,“ das „Transmutationspulver,“ der „Stein der Weisen“ und dergleichen schöne Sachen mehr fabrizirt werden. Zweifelsucht und Wundersucht spielen fortwährend in einander und man muß zugeben, daß die letztere nicht allein in dem unabläßig über die Schranken der Endlichkeit hinausstrebenden Gedanken des Menschen, sondern auch darin ihre Erklärung findet, daß im Jahrhundert des Zopfs und Puders die wundersamsten Erhebungen, Stürze, komische und tragische Glückswechsel aller Art auf der politischen Bühne so zu sagen alltägliche Erscheinungen waren. Der Boden, auf welchem die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts stand, besonders in der zweiten Hälfte desselben, war ein erdbebenhaft schwankender, ein vulkanisch brodelnder und auf diesem Boden spielten sich Abenteuer ab, wie aus dem Märchenbuch „Tausend und eine Nacht“ herausgeschnitten. Wer hätte — und damit lenken wir wieder zu unserer dermaligen Aufgabe zurück, die Spitzen der Après-nous-le-déluge-Civilisation aufzudecken — wer hätte z. B. dem Jungen, welcher i. J. 1737 dem sehr rechtgläubigen Pastor Struensee in der alten Stadt Halle geboren wurde, an seiner Wiege singen können, daß er aus einem simpeln Doctor der Großwesir eines Sultans von Dänemark, der Geliebte einer Königin und zuletzt ein Schaffotskandidat werden würde?

Im Jahre 1760 hatte in Dänemark eine Revolution von oben stattgefunden, welche die ständische Verfassung vernichtete

und den Staat in ein völliges Sultanat verwandelte, in ein um so unglücklicheres Sultanat, als Kopenhagen, ganz wie Warschau, ein Lieblingsschauplatz des Ränkespiels der Kabinettspolitik des Jahrhunderts war. Als Sultan Friedrich der Fünfte i. J. 1766 starb, war die Zerrüttung von Hof und Staat eine so heillose, daß die Verzweiflung sogar von einem Nachfolger wie Christian der Siebente Heilung und Besserung erwartete, obgleich es jedem Verständigen klar sein mußte, daß kein Ordner und Herrscher, sondern nur ein zwischen Wahnsinn und Blödsinn schwankender Knabe auf den Thron gestiegen sei, unmittelbar von der Schulbank weg. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Christians Geist schon in seinen Kinderjahren gestört und verdreht war. Bemerkte doch einer seiner Lehrer, der wackere Waadtländer Reverdil, beim Antritt seines Präceptorats mit Befremden, daß der junge Prinz sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt hatte, fest („dur“) zu werden, hieb- und schußfest [22]). Als er die Kinderschuhe ausgetreten, schien sich ein besserer Geist in ihm regen zu wollen. Wenigstens wußten die Gesandten fremder Höfe viel Vortheilhaftes nach Hause zu berichten von der „körperlichen Anmuth,“ dem „gewandten und einnehmenden Gebaren“ Sr. königlichen Hoheit, ebenso von dem „Geist,“ der „Klugheit“ und „Feinheit“ des Prinzen. Dicht daneben stand dann freilich wieder Bedenkliches. Die fünfzehnjährige königliche Hoheit ließ eine Blasirtheit merken, die einen redlichen Präceptor wie Reverdil erschreckte. Der Grund war, daß der arme Knabe durch seinen Kammerpagen Sperling zu heimlichen Sünden und allen Ausschweifungen verführt und angeleitet worden war [23]). So kam es mit ihm dahin, wohin es mit Menschen kommen muß, welche, bevor sie genußfähig geworden, schon alle Genüsse erschöpft haben. O, es liegt eine furchtbare Wahrheit darin, wenn Rousseau griesgrämig an einen Fürsten schrieb, welcher den Verfasser des Emil über die Erziehung seiner Kinder um Rath gefragt hatte: „Wenn ich das Unglück hätte, als Fürst geboren

zu sein". . . . Denn wie selten entgeht ein Prinz dem Fluche der Prinzenerziehung!

Am 8. November 1766 vermählte sich Christian der Siebente mit Mathilde, der Schwester Georgs des Dritten von England, der Siebzehnjährige mit der Fünfzehnjährigen, der entnervte Wüstling, welcher „alles Ernstes glaubte und sagte, es sei nicht guter Ton, seine Frau zu lieben," mit der Schönen, Lebensfrischen und Lebensfrohen, die ihm ihr junges Herz entgegentrug und Geist, Güte und Grazie genug besaß, einen Mann zu beglücken. „Un caractère déjà formé, une naïveté charmante, un air affable, des attentions délicates, lui gagnèrent tous les coeurs," meldet unser wackerer Waadtländer; aber er vergaß nur, beizufügen, daß die arme Mathilde bald genug erfahren mußte, sie habe doch nicht alle Herzen gewonnen und unter den nichtgewonnenen befände sich das ihres Gemahls und das seiner Stiefmutter Juliane, der zweiten Frau und Wittwe Friedrichs des Fünften, ein mit dem Grünspan des Neides überzogenes Herz, welches in Galle schwamm, daß ihr Stiefsohn Christian und nicht ihr rechter Sohn Friedrich König von Dänemark sein sollte. Sie saß draußen auf Schloß Friedensburg und harrte ihrer Zeit, welche denn auch richtig gekommen ist.... Der König, in seiner knabenhaften Leichtfertigkeit, wußte sich Etwas damit, ein „Ehemann nach der Mode" zu sein, wie er sagte, und warf mit Aeußerungen um sich, wie: „Bah, eine königliche Prinzessin — (eigentlich sagte er: „une personne royale") — in ihrem Bette ist mehr ein Gegenstand des Respects als der Zärtlichkeit." Die Geburt eines Prinzen, welchen Mathilde i. J. 1768 zur Welt brachte und der nachmals König Friedrich der Sechste geworden ist, führte Christian seiner armen Frau nicht näher, die sich in Verdruß und Langeweile verzehrte. Im genannten Jahr und im folgenden machte der König seine bekannte Reise durch Deutschland, Frankreich, Holland und England, überall sehr deutlich verrathend, wie es unter der Decke

seines Schädels aussah, auf welchen die Universität Oxford den Hut eines Doctors der Rechte setzte, ohne damit die Anarchie darunter zu bändigen. Ein angehender Narr war Christian abgereis't, ein angegangener kehrte er heim. Es begannen sich jetzt in den Gemächern des Königs mit den wüsten Orgien kindische Possen zu verbinden, welche ein Uebergangsstadium vom Aberwitz zum Blödsinn anzeigten. Unter Anderem dieser Art war es „un plaisir royal," daß Se. dänische Majestät die Rolle eines zum Tode durchs Rad verurtheilten Delinquenten spielte, wobei sein damaliger Günstling, der Graf von Holck, den Scharfrichter machte.

Christian hatte von seiner Reise den Pastorssohn aus Halle, Johann Friedrich Struensee, als seinen Leibarzt mit heimgebracht, einen schlauen, geschmeidigen, in der Modephilosophie des Jahrhunderts geschulten, nicht gerade gewissenszarten, doch auch nicht gerade schuftigen Mann. Etwas von einem aufrichtigen und wohlmeinenden Aufklärer, Etwas von einem Abenteurer und Industrieritter. Auf jeden Fall entschlossen, emporzukommen und sein Glück zu machen; aber, emporgekommen, auf dem schlaffen Glückseil leichtfertig tanzend, mitunter plötzlich vom Schwindel angefaßt, dann wieder von despotischer Gewaltsamkeit zu jämmerlicher Zaghaftigkeit, von dieser abermals zu dreister Zuversicht umspringend, schließlich in flennender Memmenhaftigkeit erlöschend, gleich unfähig, Glück wie Unglück zu ertragen. Binnen Kurzem hatte er sich des Königs vollständig bemächtigt. Die Königin haßte den neuen Günstling und sprach mit äußerster Verachtung von ihm. Die arme junge Frau war damals krank; man glaubte, sie leide an der Wassersucht. Der König schlug ihr vor, Struensee zu Rathe zu ziehen. Sie weigerte sich. Da drang ihr der König den Doctor förmlich auf. Der Doctor aber war, wie der englische Botschafter, welcher das neuaufgehende Günstlingsgestirn emsig beobachtete und unbefangen beurtheilte, nach London berichtete, „kühn und unternehmend."

Er war es auch bei den Frauen, welchen das, wie man sagt, gefällt; er wär es endlich auch bei der jungen Königin und es gefiel ihr, gefiel ihr sehr! Schon i. J. 1770 war er ihr vertrauter Freund, unlange darauf noch viel mehr. Kein Zweifel, Mathilde liebte den Doctor mit leidenschaftlicher Glut, sah, wie alle liebenden Frauen thun, nur noch mit den Augen dessen, der ihr Herz erfüllte, und gab ihm Alles, was eine Frau dem geliebten Manne zu geben hat. Bald war diese Liebschaft ein öffentliches Geheimniß, von welchem man an allen Höfen schwatzte. Als die Königin am 1. Juli 1771 eine Tochter gebar, wußte Jedermann, wer der wirkliche Vater des Kindes war. Die Königin Wittwe draußen auf Friedensburg begann sich zu rühren und zu regen. An sie zunächst gingen die Meldungen von den Ergebnissen, welche die von Hoffräulein und Zofen betriebenen Aufspürungen von Unnennbarem hatten [24]). Christian der Siebente muß so oder so auch davon erfahren haben. Aber weit entfernt von Eifersucht, nahm er die Sache in der That so, wie ein „Ehemann nach der Mode“ von damals derartige Thatsachen zu nehmen pflegte. Einmal sagte er zu Reverdil: „Struensee ist der Cicisbeo der Königin.“ Ein andermal zu demselben: „Glauben Sie, daß der König von Preußen bei der Königin Mathilde geschlafen hat?“ — „„Was? Wer soll denn der König von Preußen sein?““ — „Wer anders als Struensee?“ Man sieht, der arme Simpel von König hatte einen unmäßigen Respect vor dem Heilkünstler aus Halle: dieser war für ihn der große Fritz. Zuweilen hatte der unglückliche Scheinkönig das beelende Bewußtsein seines Zustandes. Er sagte dann in dreifacher Steigerung auf Deutsch — damals der Hofsprache in Kopenhagen — zu dem vertrauten Waadtländer: „Ich bin confus .... Es rappelt mir .... Ich bin ganz übergeschnappt!“ und fügte auch wohl, zwischen den Zähnen murmelnd, hinzu: „Ich kann es nicht länger aushalten. Soll ich mich ertränken? Soll ich mich zum Fenster hinausstürzen? Soll ich mir den Schä-

del an der Mauer einrennen?“ Er that weder das Eine noch das Andere noch das Dritte, sondern erhob den Cicisbeo seiner Frau zum Geheimen Kabinetsminister und zum Grafen, ja, in demselben Juli von 1771, wo Mathilde's unzweideutiges Töchterlein zur Welt kam, ließ der König ein Edict ausgehen, d. h. unterschrieb der Willenlose das Edict, kraft dessen alle Anweisungen und Befehle des Emporkömmlings dieselbe Gültigkeit haben sollten, als kämen sie von dem Monarchen selbst. Der Großwesir war dadurch zum Sultan geworden.

Er hatte an die Stelle des übermüthig und lässig gewordenen Holck als Spielkameraden den jungen Grafen Brandt gebracht, welcher eines Tages, als ihn Christian der Siebente mit Stockschlägen bedrohte, den König auf die Mensur forderte. Der arme Simpel verwarf Degen und Pistolen, ließ sich aber zu einem Duell auf Fäuste herbei und wurde bei dieser Gelegenheit von Brandt unbarmherzig durchgedroschen. Des Königs unter solcher Bewachung sicher, wie er wähnte, hatte dann Struensee nach den Vorschriften des erleuchteten Despotismus Dänemark rüstig zu sultanisiren begonnen. Der Erfolg ist bekannt; ebenso, daß Struensee's Reformen, obgleich durch die Art und Weise, wie sie ins Werk gesetzt wurden, eine Kette von Mißgriffen, dennoch in ihren Absichten und Anläufen wirkliche Wohlthaten für das Land waren. Sie würden sich als solche bleibend erwiesen haben, falls ein angestammter Despot sie ersonnen und durchgeführt hätte. Aber was einem solchen wahrscheinlich den Schmeichelnamen „der Große“ oder einen ähnlichen eingetragen haben würde, das ist natürlich dem „hergelaufenen deutschen Doctor“ als Verbrechen angerechnet worden. Der Reformer verdarb es mit dem Adel und der Geistlichkeit, mit den Offizieren und Beamten, und war das ganz in der Ordnung. Aber er gewann auch das Volk nicht für sich. Im Gegentheil, die stumpfe Menge wurde von Struensee's Feinden leicht dahin gebracht, in dem deutschen Doctor ihren grimmigsten Feind und

Verfolger zu sehen. Der keck auf dem Glückseil tanzende improvisirte Graf und Minister wurde freilich zeitweilig von dem Gefühl der Gefahr seiner Lage angefaßt. Er war nicht unbelesen im Buch der Geschichte und es scheint, das Schreckliche, was am 24. April 1617 in Paris am Fuße der Freitreppe des Louvre geschehen, habe sich nicht selten seinem Geiste bedrohlich dargestellt; man hat ihn mehr als einmal sagen gehört: „Ich werde das Schicksal des Marschalls d'Ancre haben." Aber er ging trotzdem noch unvorsichtiger als der Liebhaber der Mutter Ludwig des Dreizehnten seinem Verderben entgegen. Das kam denn auch, wie bekannt, in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772, wo die Eiterbeule des von der Königin Wittwe Juliane geleiteten Komplotts aufbarst. Denn mit so einem widrigen Wort ist diese widrige Sache zu bezeichnen. Die ganze Struensee'sche Episode der dänischen Geschichte bezeugt, daß damals nicht, wie zur Zeit Hamlet's, Etwas, wohl aber Alles „faul" war am Staate Dänemark. Daß Struensee und wie er emporkommen konnte, ebenso die Art und Weise seines Sturzes und seiner Vernichtung, — Beides beweis't erschreckend die gänzliche Entsittlichung, Ehr- und Gewissenlosigkeit der höfischen und aristokratischen Kreise.

Gewiß, es war eine der brutalsten Szenen einer an brutalen Auftritten überreichen Zeit, als nach der Verhaftung Struensee's durch den Oberst Köller der Graf Rantzau mit einer Rotte halb oder ganz betrunkener Offiziere in das Schlafzimmer der Königin drang und die Ueberfallene dahin brachte, daß sie, welche „der Zorn die Scham vergessen machte," halbnackt mit den Verschwörern um Freiheit und Leben rang. Die Prozedur gegen Struensee, Brandt und Mathilde ist eines der schmachvollsten Aktenstücke im unermeßlich großen Archiv menschlicher Unrechtspflege und wir wenden uns mit Ekel von den Einzelnheiten ab, wie den Gefangenen Geständnisse abgelistet, abgeschwindelt, abgepreßt wurden. Was Struensee angeht, so hat

er den Anspruch auf Mitleid durch die feige Infamie verwirkt, womit er seine königliche Geliebte verrieth, ihren Todfeinden gestehend, daß sie ihm d a s gewesen. Mathilde ihrerseits wuchs mit ihrem Unglück bis zur Höhe einer Heldin empor. Erst dann brach ihr Muth, erst da fühlte sie sich ins Herz getroffen, als man ihr die Geständnisse Struensee's vorhielt. Da biß sie sich die Unterlippe blutig, brach in Thränen aus und gestand, was man gestanden haben wollte; aber großmüthig bis zuletzt, fügte sie die Erklärung hinzu und beharrte fest dabei, sie sei nicht die Verführte, sondern die Verführerin („que c'était elle qui avait séduit son amant"). Wenn sie es in der Hoffnung that, dadurch dem verstrickten Manne das Leben zu retten, so war das Opfer umsonst gebracht. Am 27. April 1772 wurden die Justizmorde an Struensee und Brandt vollzogen: dieser starb mannhaft, jener frömmelnd und schlotternd. Drei Jahre darauf brachte in Celle, wohin sie verwiesen worden, der Tod die arme, geknickte Mathilde zur Ruhe, bevor sie ihr vierundzwanzigstes Jahr erreicht hatte .... Dänemark verfiel dem Mißregiment Juliane's und ihrer Bande. Christian der Siebente hat fortvegetirt bis zum 13. März 1808. Man hielt die Fiction seines Königseins aufrecht, auch nachdem sein herangewachsener Sohn die Regierung übernommen hatte, d. h. man bediente sich seiner als einer Unterschreibungsmaschine. Im Uebrigen überließ man ihn seinen gewohnten Kinderpossen oder auch seinem dumpfen Brüten. Zu seiner Aufwartung bestellte Pagen gingen ihn mit der Bitte an: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!" Eines Tages creirte er Angesichts des ganzen Hofes plötzlich den Hausknecht, der seinen Ofen heizte, zum Kammerherrn. Im Winter von 1806 sah ein preußischer Flüchtling den blödsinnigen König zu Kopenhagen im Theater, wie derselbe, „ein alter Mann mit starkem weißem Haar, in großer Frisur und Civilkleidern, an der Brustwehr seiner Loge saß und Grimassen ins Parterre herunter schnitt, dann aufstand und wie ein Kreisel herumlief,

wobei die Wendungen immer äußerst kurz, mit Herumwerfen des Kopfs und schnellem Umsehen geschahen, als ob er sich fürchte, daß Jemand hinter ihm sei [25]."

Zur nämlichen Zeit, wo in Kopenhagen das Struensee'sche Experiment mißlang, spielte in Stockholm Gustav der Dritte mit mehr Schlauheit, Energie und Erfolg den aufgeklärten Despoten .... Schweden war nach dem Tode Karls des Zwölften zu einer Adelsanarchie geworden, welche, obgleich der Verfassung gemäß neben den Edelleuten auch die übrigen drei Stände, die Geistlichen, die Bürger und Bauern in Staatssachen mitzusprechen hatten, an Verwirrung und Verworfenheit der polnischen wenig nachgab. Dieses Adelsregiment zerfiel, nachdem es den König zu einer Null gemacht, in eine wüste Factionswirthschaft, in welcher die Tendenzen bald der französischen, bald der englischen, bald der russischen Politik obenauf waren, je nachdem gerade von dieser oder jener oder von der dritten Seite her die Bestechungsgelder am reichlichsten flossen. Es kam so weit, daß die Bestechlichkeit („corruption") der Reichstagsmitglieder mit schamloser Offenheit als ein bedingendes und bestimmendes Motiv im schwedischen Staatswesen anerkannt wurde und daß ein schwedischer Edelmann und Fractionsführer mit dürren Worten behauptete, die Corruption sei der wahre Schutz und Schirm der Gesetze und der Freiheit [26]. Der König Adolf Friedrich nahm die ihm auferlegte Nullität so hin, obgleich seine Frau Luise Ulrike, eine Schwester Friedrichs des Großen, das durchbohrende Gefühl dieses Nichts schwedischer Königschaft nur mit äußerster Ungeduld ertrug. Ihr Sohn Gustav sollte sie jedoch an der übermüthigen Adelsoligarchie rächen.

Der Prinz war in der Philosophie des Jahrhunderts aufgewachsen. Seine Augen waren nach Sanssouci, aber mehr noch nach Paris gerichtet. Von letzterem Orte her schrieb ihm der schwedische Gesandte Graf Creutz, mit welchem er in vertrauten Briefwechsel getreten, im Jahre 1763, es „sei jetzt die

Zeit gekommen, wo die Philosophie auf den Thronen sitze," und Voltaire habe ihm gesagt: „Ich sterbe mit Vergnügen, denn nach fünfzig Jahren wird es keine Vorurtheile mehr in Europa geben." So hatte der Rausch der Aufklärung selbst ein so skeptisch organisirtes Gehirn, wie das Voltaire's war, befangen und benebelt. Nach fünfzig Jahren wird es keine Vorurtheile mehr geben! das hieß sagen: Nach fünfzig Jahren wird das Menschengeschlecht ausgestorben sein.... Kronprinz Gustav gefiel sich sehr darin, den Aufgeklärten und Vorurtheilslosen zu spielen, sogar vor sich selbst. In seinem Tagebuch vom Jahre 1768 spricht er von „Rois citoyens" und läßt sich mit Emphase über den Corsen Paoli aus: — „Er ist der größte Mann der Zeit. Könige der Erde kommt, um in der Schule eines einfachen Bürgers die Lehren der Tugend, des Muthes, der Gerechtigkeit und Seelengröße zu empfangen, die euch vielleicht unbekannt sind." Der jugendliche Schwärmer beschäftigt sich jedoch nicht nur mit solchen zeitgemäßen moralischen Erhabenheiten, sondern auch mit praktischen Dingen; vorab mit dem Gedanken, die königliche Autokratie in Schweden neu zu begründen. Diesen Gedanken hat er denn auch, als sein Vater Adolf Friedrich 1771 gestorben, als König Gustav der Dritte i. J. 1772 mittelst einer Militärrevolution glücklich in's Werk gesetzt, nachdem, wie es scheint, der Oberst Freiherr Magnus Sprengtporten, beim Reichstage Haupt des meistens aus jungen royalistischen Offizieren bestehenden Clubs Svenska Botten, den Plan dazu ausgearbeitet hatte. Von den ersten zehn Jahren der autokratischen Regierung Gustav's gilt das gute Zeugniß, welches ihm seine Mutter i. J. 1772 ausgestellt hat: — „Mein Sohn hat die besten Gesinnungen und Nichts liegt ihm so am Herzen als das Wohl seiner Unterthanen." Freilich konnten diese guten Gesinnungen nicht hindern, daß der erleuchtete Despotismus auch hier, wie anderwärts, durch sein Dreinspringen und Dreinfahren oft gerade seine besten Ab-

sichten vereitelte und seine heilsamsten Zwecke verfehlte. In der zweiten Hälfte seiner Regierung ist Gustav der Dritte aus einem aufgeklärten und arbeitseifrigen Despoten mehr und mehr ein ordinärer geworden.

Die natürliche Begabung des Königs war groß und er hatte seine Talente mit Erfolg in die Schule der französischen Literatur geschickt. Er war beredt und seine Stärke in der Rhetorik spiegelte ihm vor, daß er auch ein Dichter sei. In dieser Meinung hat er denn zwar keine Verse, aber doch eine Anzahl ernsthafter und scherzhafter Schauspiele in Prosa geschrieben, von denen einige lange auf der schwedischen Bühne sich hielten. Nicht allein aus Eitelkeit, sondern auch aus wirklicher Theilnahme mochte er gern im Lichte eines Schirmers und Schützers der Musenkünste erscheinen. Er war der Gönner des Liederspieldichters Kellgrén und des großen Liedersängers Bellman, dessen Lyrik frisch, keck und blüthenstrotzend durch die leblose Regelrechtigkeit der Gustavianischen Literaturperiode Schwedens brach, wie manchmal ein wilder Rosenstrauch mit Knospen und Blumen durch die regelrechtest beschnittene und steife Taxuswand eines Le Notre'schen Hofgartens. Aber die Schöngeister an Gustav's Hofe waren im Leben meist sehr wüste Gesellen und gerade Bellman's Liedersammlungen zeigen nur allzu häufig, welch rohe, ungezügelte, unflätige Sinnlichkeit in diesen Kreisen unter dem Firniß der Französirung ihr Wesen trieb. Die Sitten des Königs selbst waren als grundverdorbene allgemein bekannt. Nach heimlichen Ausschweifungen in der Jugend im Mannesalter zu widernatürlichen Lüsten getrieben, entschuldigte er diese mit der „Vorurtheilslosigkeit" seiner Philosophie, welche darauf hinauslief, daß für die Großen der Erde die „Moral des gemeinen Haufens" nicht verbindlich sei. Kein Wunder, daß nach dem Vorgang des Königs diese Philosophie in Stockholm zur Hofphilosophie wurde, welche furchtbare sittliche Verheerungen anrichtete. Mit seiner Frau, der Prinzessin Maria Magdalena

von Dänemark, völlig zerfallen, ließ sich Gustav später zu einer ganz eigenthümlichen „Versöhnung“ (raccommodement) mit ihr herbei. Denn es war und ist in Schweden allgemeine Ueberzeugung, daß mit Vorwissen des Königs der Kronprinz, nachmals Gustav der Vierte, seine Geburt dem Hofstallmeister Baron Munck verdankte und daß die Mittel, den Prinzen herbeizuschaffen, auch für ein zweites Kind der Königin in Anwendung gebracht worden seien. Gustavs des Dritten Mutter hatte dieser Sache gar kein Hehl und zerfiel darob gänzlich mit dem sonst von ihr angebeteten Sohn. Der Skandalchronik war das Alles noch nicht einmal genug: sie behauptete, es sei zuerst beabsichtigt gewesen, als Thronerben ein Kind der Aebtissin von Quedlinburg, der Schwester des Königs, unterzuschieben; aber unglücklicher Weise habe die Prinzessin einen — Negerknaben geboren[27]). Im Uebrigen kam Gustav der Dritte, gleich so vielen andern „Vorurtheilslosen“ seiner Zeit, in seiner Blasirtheit so weit, daß er sich von der Wahrsagerin und Kartenschlägerin Arvidsson vororakeln, daß er durch die jämmerlichsten Charlatane von Geheimbündlern und Geisterbeschwörern sich äffen ließ. So von dem Finnen Björnram und dem Schweden Plommenfelt. Der Erstere faselte von einem geheimnißvollen „klugen Alten“ in „Norrland“, von welchem er eine Flasche voll Lebenselixir erhalten habe. Es schmecke — schrieb der in diese Gaukeleien verstrickte Staatssekretär Schröderheim im Sommer von 1780 an den König — „wie saures Bier, welches aber Keiner von uns gebrauchen kann, weil wir keine Gesalbte sind.“ Zwei Jahre später belauschte der königliche Leibarzt Swen Hedin in der Lofökirche zu Drottningsholm eine Geisterbeschwörungsfarce, welche Björnram nächtlicher Weile vor dem König und den übrigen „Eingeweihten“ aufführte, nachdem der Lauscher gesehen, wie der plumpe Gauner die aus Papier und Linnen gefertigten Phantome der zu beschwörenden „Geister“ mittelst Pferdehaarfäden an den Kronleuchtern befestigt hatte[28]). Man

sieht, auch hier in Stockholm, wie anderwärts, schlug die überspannte Starkgeisterei und frivole Genußsattheit in köhlergläubische Absurdität um, — Symptom einer sozialen Zersetzung, wie es ja auch in den Zeiten des römischen Cäsarenthums gäng und gäbe gewesen war.....

Sie freilich, die Vorurtheilsloseste der Vorurtheilslosen, die aufgeklärte Despotin, welche ihren Planen alle ihre Herren Brüder von Gottes Gnaden dienstbar zu machen verstand, Katharina die Zweite, sie hat die blanke Schärfe ihres Verstandes niemals durch einen Anhauch von Mysticismus trüben lassen. Man kann vor der Heuchelei dieser Frau erschrecken, man kann sich von ihrer Menschenverachtung und daraus resultirenden Herzenskälte angefröstelt, von ihrer messalinischen Wollustgier angewidert fühlen, aber ihre bis zuletzt behauptete Geistesmacht wird man anerkennen und achten müssen. Ein unbedeutendes Wesen kann die Frau nicht gewesen sein, welche sich aus einer deutschen Miniaturprinzessin zur souverainen Kaiserin von Rußland gemacht hatte und lange Jahre hindurch die oberste Lenkerin der Politik des europäischen Festlands war.... Schon ihr Aeußeres hatte etwas Einnehmendes, Gewinnendes und sie wußte auch die Czarin aller Reußen, wo nöthig, höchst würdevoll zu repräsentiren. Sie war — sagt ein Mann, der sie zehn Jahre lang häufig zu sehen Gelegenheit hatte [29]) — zur Zeit ihres höchsten Glanzes von mittelgroßer Gestalt, dabei voll, aber frisch und keine Frau wußte sich schicklicher und anmuthiger zu kleiden. Ihr Haarputz war von antiker Einfachheit und nie paßte die Krone einem Frauenkopf besser als dem ihrigen. Sie wußte Alle, die vertraulichen Zutritt bei ihr hatten, in behagliche Stimmung zu versetzen und in ihrem engeren Kreise Heiterkeit zu verbreiten. Wo sie liebenswürdig sein wollte, war sie unwiderstehlich. Nicht allein gegenüber von Männern, sondern auch von Mädchen und Frauen. Man kann sich z. B. keine reizendere, gemüthlichere Plauderei denken als

die Briefe, welche Katharina an Fräulein Leoffschin, Zögling des von der Czarin gestifteten adeligen Fräuleinklosters, gerichtet hat[30]. Es war überhaupt während Katharina's Regierung am Petersburger Hof ein ungezwungener, leichter, fröhlicher Ton daheim, allerdings den Tatarismus nicht verbannend, sondern unter dem Pariser Lack nur verbergend, aber doch ziemlich geschickt und elegant verbergend. Wie bekannt, schöngeisterte die Czarin auch und verstand es, wenn es ihr gefiel, ihrem Hofhalt den Schein der Zwanglosigkeit und Jovialität eines Musenhofs zu verleihen. Aber wenn sie aus ihren Privatgemächern in die Staatsgemächer hinüberschritt, verwandelte sich die muntere, scherzreiche, bezaubernde Frau mit einmal in die majestätische Kaiserin, so daß, wer sie zum ersten Mal im Audienzsaal zu sehen bekam, unwillkürlich bei sich sagen mußte: „Ja, sie ist in Wahrheit die Semiramis des Nordens!"

Die Semiramis . . . Was die alte Sage von dieser assyrischen Gestaltung der großen semitischen Göttin Aschera-Astarte raunt, von der sagenhaften Gemahlin des Königs Ninos, dem vampyrisch-wollüstigen Weibe, welches die Werkzeuge seiner Lüste habe tödten oder lebendig begraben lassen, — das paßt freilich nicht auf Katharina. Diese ließ ihre Liebhaber keineswegs tödten, nein, sie ließ sie nicht nur leben, sondern machte sie auch zu Generalen, Marschällen, zu Grafen und Fürsten, unter Umständen sogar zu Königen. Sie war nicht einmal eifersüchtig. Einen trat sie einer Nebenbuhlerin ab, einem andern verzieh sie, als sie ihn auf ihrem eigenen Bette in den Armen ihrer Ehrendame überrascht hatte. Und dennoch läßt die Wirklichkeit von Katharina's Wandel Alles hinter sich, was die Mythe von dem der Semiramis, was die Sage von dem der Kleopatra zu flüstern weiß. Denn hier geschah das Beispiellose: die Stelle eines Beischläfers der Kaiserin war ein Staatsamt, das erste und oberste Staatsamt, dessen Besetzung mit schamloser Offenheit erstrebt und bis in's Einzelnste hinein geregelt war. Eine

derartige Hof- und Staatsaction hat es ein zweites Mal nie und nirgends gegeben. Der Glückliche, der sich vortheilhaft genug darzustellen gewußt, um die Blicke Katharina's auf sich zu ziehen, wurde durch den Leibarzt Rogerson und die Oberzofe Pratassow, genannt „L'éprouveuse," förmlich in seinen Beruf eingeschult. Dies geschehen, erschien die Czarin plötzlich Angesichts des ganzen Hofes am Arme des neuen Lieblings, eines jungen Mannes, den vielleicht gestern noch Niemand gekannt hatte und dem heute schon Rußland zu Füßen lag. Das hörte nur mit dem Tode Katharina's auf, denn selbst die Greisin war bis zuletzt mit ihrer ohne Zweifel krankhaften Genußsucht behaftet. Die Reihe der Günstlinge ist bekannt und bis auf Gregor Orlow im vorigen Buche gelegentlich angegeben worden. Orlow behauptete die Rolle eines ersten Liebhabers zwölf Jahre lang, mußte dann aber dem unbedeutenden Wassiltschikow weichen, welchen Gregor Potemkin sehr bald von seinem Posten verdrängte. Dieser Kraftmensch, Schlaukopf und lackirte Barbar überheuchelte erst die große Heuchlerin Katharina, dann tyrannisirte er sie, Anfangs an ihren zügellosen Begierden, später an ihrer Ehrsucht sie gängelnd. Die Todfeindschaft zwischen Potemkin und den Orlows wurde für die Czarin eine Quelle ärgerlichsten Verdrusses. Was mußte sie sich da nicht Alles sagen und gefallen lassen! Sie wünschte einen Sohn, welchen sie von Gregor Orlow hatte, mit einer Nichte Potemkin's zu verheiraten, als sie aber jenem diesen Vorschlag machte, schrieb er zurück, „qu'il ne consentirait jamais que son batard épousat la putain d'un drôle aussi méprisable que Potemkin [31])." Als die Czarin und Potemkin sich gegenseitig satt hatten, warf er sich auf die Leitung der Staatsgeschäfte und machte nebenbei den Zuführer seiner gewesenen Geliebten. Er brachte ihr den Sekretär Zavadovsky, den serbischen Husaren Zoritsch, den Gardesergeanten Korsakow, die aber nicht lange vorhielten. Den schönen, anmuthigen, milden und gütigen Lanskoi von der Chevaliergarde wählte sich Katha-

rina selbst. Ihn hat sie wirklich und wahrhaft geliebt. Stärkster Beweis hiefür der Umstand, daß, als der schöne Liebling — sei es in Folge übermäßigen Gebrauchs von Stimulantien, sei es von Potemkin vergiftet — unter furchtbaren Zuckungen in den Armen seiner kaiserlichen Liebhaberin starb, sein Amt ein volles Jahr lang unbesetzt geblieben ist. Nach Ablauf dieses Trauerjahrs kam Yermolow an die Reihe, dann Mamonow und endlich — witzelten im Mai 1789 im Vorzimmer von Czarskoje-Selo die Hofleute — schien die Kaiserin mit der platonischen Liebe aufhören zu wollen. Denn, gerade sechzigjährig, wählte sie jetzt den wohlgebauten und geschmeidigen Gardelieutnant Platon Zubow zu ihrem offiziellen Liebhaber, der das Dutzend voll machte und bis zum Ende Katharina's aushielt. . . Dort, in der Sommerresidenz Czarskoje-Selo hatte sich die Czarin die „Eremitage" eingerichtet, in welcher die „nordische Kybele ihre geheimen Mysterien feierte" oder, weniger mythologisch zu sprechen, ihre „Parties fines." Mechanische Vorrichtungen zur Tischbeschickung und Anderem versahen die Stelle der Dienerschaft in diesen Geheimgemächern, in welchen Katharina, während ihre Heere die Türken schlugen, sich mit den Schweden rauften und das unglückliche Polen zertraten, während das russische Volk allem Elend, das die Tyrannei im Gefolge hat, preisgegeben war, die Orgien der Orlow'schen Zeit erneuerte und zwar in Gesellschaft der drei Wüstlinge Platon Zubow, Valerian Zubow und Peter Saltykow, der Gräfin Branicka und der Eprouveuse Pratassow. Zwei oder drei Mal wöchentlich hatten die Herren und Damen des vertrauteren Hofkreises in der Eremitage Zutritt. Die Gesellschaft versammelte sich oft maskirt, man tanzte, musizirte, führte von Katharina verfaßte Proverbes auf, belustigte sich mit allerhand Spielen, so daß die „Parties fines" häufig unfein genug sich gestalteten; besonders, wenn der eulenspiegelische Leon Narischkin und Matrona Danilowna ihre privilegirten Zoten und Unflätereien losließen. Ueberhaupt trat die

souveraine Schamlosigkeit der Czarin in ihren alten Tagen immer offener hervor. Hat sie sich doch im Petersburger Winterpalast neben ihrem Schlafgemach zwei Zimmer eingerichtet, von denen das eine die Bildnisse aller der Männer enthielt, mit welchen sie „einen genaueren Umgang gehabt," und von denen das andere mit gemalten Obscönitäten austapeziert war [32].

Um einen sehr bemerkenswerthen Zug wird diese Skizze russischer Hofsitten zur Zeit Katharina's der „Großen" bereichert durch Hinweisung auf das Verhältniß der Czarin zu ihrem Sohne Paul. Es war das eines gegenseitigen ingrimmigen Hasses und aus dieser zwischen Mutter und Sohn stehenden schwarzen Wolke zucken unheimlich grelle Streiflichter. . . . Seit Katharina nach Rußland gekommen, ist es am russischen Hofe Brauch geworden, die Großfürsten mit deutschen Prinzessinnen zu verheiraten und die russischen Großfürstinnen mit deutschen Fürsten. Es gehörte das von da ab mit zur russischen Politik und werden wir seiner Zeit aus dem Munde des Czars Alexander des Ersten hierüber ein naives Bekenntniß vernehmen. Als die Czarin den Großfürsten Paul verheiraten wollte, wurde durch Agenten der deutsche Prinzessinnenvorrath gemustert. Friedrichs des Großen Rath lenkte die Aufmerksamkeit Katharina's auf den darmstädtischen Hof, wo die „große Landgräfin," die Frau jenes grotesken Soldatenspielers, welcher (seit 1757) das Städtchen Pirmasens zu einer „Menagerie für allerlei soldatisches Gethier" gemacht hatte, drei mannbare Töchter besaß. Der Freiherr von Asseburg wurde von russischer Seite mit den Unterhandlungen betraut und brachte das Geschäft glücklich zu Stande. (In der bezüglichen Correspondenz heißt die Czarin „le libraire," der König von Preußen „l'associé du libraire," die beabsichtigte Vermählung „la souscription d'un ouvrage à publier," die Töchter der Landgräfin „les volumes de cet ouvrage".) Das „Geschäft" offenbarte nebenbei die ganze Bettelhaftigkeit deutschfürstlicher Verhältnisse von damals. Die Czarin mußte

erst 80,000 Gulden Reisegeld schicken, bevor sich die Landgräfin mit ihren drei Töchtern nach Petersburg aufmachen konnte, um dieselben dort zur Schau und Auswahl zu stellen [33]). Katharina wählte die Prinzessin Wilhelmine, welche bei ihrer griechischen Umtaufe den Namen Nathalia erhielt und im Oktober 1773 mit dem Großfürsten vermählt wurde. Die junge Prinzessin entging auf dem schlüpfrigen Boden des russischen Hofes weder dem dort herrschenden Sittenverderben noch dem Argwohn ihrer Schwiegermutter. Es ist ausgemacht, daß sie auf ihren launischen, grillenhaften Gemahl sehr viel Einfluß gewann, und es steht zu vermuthen, daß sie politische Plane hegte, sich eine Partei zu bilden suchte und wirklich bildete. Daher die entschiedene Abneigung der Czarin gegen ihre Schwiegertochter, welche Abneigung bei dem am 26. April 1776 erfolgten Tode der Großfürstin die schlimmsten Deutungen zuließ. Nathalia starb in den Wochen und zwar, wie böse Zungen wisperten, auf Veranstaltung der von Katharina bestochenen Hebamme. Der Großfürst war untröstlich, der Verzweiflung nahe. Die Czarin, welche, um Erben für die Krone zu erhalten, seine Wiedervermählung wünschte, ließ ihm, um ihn seinem Kummer um die Todte zu entreißen, ein Paket Briefe zustellen, welches in einem geheimen Schranke der Großfürstin Nathalia gefunden worden war. Diese Briefe hatten einen Jugendfreund Pauls, den Grafen Andreas Rasumowski, zum Verfasser, waren an die verstorbene Großfürstin gerichtet und bewiesen unwiderlegbar, daß zwischen ihr und dem Grafen ein Liebesverhältniß bestanden hatte. Beim Lesen dieser Briefe hatte der Großfürst Paul einen Anfall von Wuth und Raserei und Wissende datirten von jener Stunde den Anfang seiner Geisteszerrüttung [34]). Kurz darauf heiratete er die Prinzessin Dorothea von Würtemberg. Das Verhältniß zu seiner Mutter wurde deßhalb nicht besser. Ueberzeugt, der Sohn Peters des Dritten zu sein, sah er in seiner Mutter nur die Verderberin seines Vaters. Sie ihrerseits

umgab ihn mit allen Schranken und Vorsichtsmaßregeln, welche ein nie schlafender Argwohn zu ersinnen vermochte. Er wußte es und sagte es Jedem, der es hören wollte. Als er im Mai 1782 Frankreich besuchte und zu Versailles der Gast Ludwigs des Sechszehnten war, fragte ihn der König taktlos genug, ob es wahr sei, daß er, der Großfürst, auf die Treue keiner Person seines Gefolges sich verlassen könne. „Völlig wahr — entgegnete Paul vor der ganzen zahlreichen Gesellschaft — so wahr, daß ich bedauern müßte, auch nur einen treuen Pudel bei mir zu haben; denn ich bin überzeugt, ich könnte Paris nicht verlassen, ohne daß auf Veranstaltung meiner Mutter das Thier mit einem Stein am Halse in die Seine geworfen würde [35].“

Viertes Kapitel.

Vom Rhein bis zum Tiber und Tajo.

„Nur auf Sitten erbaut erhält sich der Staat, so gut wie der einzelne Mensch." Der Satz hat jeder Zeit Geltung gehabt und wird sie jeder Zeit haben; allein wenn es scheinen könnte, daß in unseren Tagen, wo wir trotz Alledem im Vorschritt zum festgefugten National- und Rechtsstaat begriffen sind, die Bedeutung dieses Satzes eine beschränktere sei, so muß doch festgehalten werden, daß sie im vorigen Jahrhundert eine unermeßlich wichtige war. Denn damals, wo der Staat, wenigstens in den Augen der herrschenden „Staatsraison," nur ein zufälliges oder willkürliches Nebeneinander von so und so vielen Quadratmeilen Landes mit so und so vielen Bewohnern war, damals konnte der Mangel guter Sitten im Nothfall nicht ersetzt werden durch den nationalen Gedanken oder die Rechtsidee, weil beide nicht vorhanden oder wenigstens nicht in thatsächlicher Uebung waren. Hieraus sollte, meinen wir, deutlich genug erhellen, welche weltgeschichtliche Bedeutung den Sittenzuständen der Gesellschaft des Ancien Régime zukommt und warum wir dem Leser zumuthen, wie in den drei vorstehenden, so auch in diesem Kapitel noch diese Sittenzustände mit uns einer Musterung zu unterziehen [36]).

Versetzen wir uns zunächst an zwei der geistlichen Kurhöfe

des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, damit wir auch von dem eigenthümlichen Mißduft, in welchem die Fäulniß des vornehmen geistlichen Lebens mit dem des vornehmen weltlichen zusammenrann, eine Vorstellung bekommen. Man weiß, wie vaterlands- und reichsverrätherisch die beiden letzten Kurfürsten von Köln baierischen Stammes zu Werkzeugen des Versailler Hofes sich hergegeben haben, und nicht minder, wie die ganz auf französischem Fuß eingerichteten Hofhaltungen dieser erzbischöflich-kurfürstlichen Herren, Joseph Clemens und Clemens August, zu Bonn und auf Schloß Brühl nur eine wüste Satire auf das apostolische Wort: „Ein Bischof soll unsträflich sein!“ gewesen sind. Joseph Clemens erklärte ganz öffentlich, er werde weder Messen lesen noch sonst eine geistliche Handlung vornehmen, wenn ihm sein Beichtvater den Umgang mit seiner Buhlerin, der Frau Ruisbeck, verwehren wollte. Clemens August seinerseits übertraf in rasender Verschwendung und schamloser Ausschweifung den Vorgänger weit. Sein Hof, auf wahrhaft sybaritischen Sinnengenuß gestellt, war, von lüderlichen Damen und Dirnen jedes Grades wimmelnd, so recht eine Stätte, wo sich ein Genußkünstler und Wollüstling wie Casanova, der i. J. 1760 Köln und Bonn besuchte, behagen konnte, in Abenteuern sich tummelnd wie jenes skandalöse mit der Frau Bürgermeisterin von Köln, welches zeigt, wie sehr die Sittenlosigkeit nicht allein in den höfischen, sondern auch in den städtischen Kreisen um sich gefressen hatte. Die Sittenstrenge von Clemens Augusts Nachfolger Max Friedrich hielt auch nicht lange vor: er wurde bald und völlig in das ausschweifende Leben hineingerissen, das sich zu Bonn einheimisch gemacht und dessen Ausgelassenheit sogar Pariser Gästen auffiel. Besser oder wenigstens viel anständiger ging es am kurkölnischen Hofe her unter der Regierung des letzten Kurfürsten, Max Franz, des jüngsten Sohns von Maria Theresia. Ziemlich frivol freilich sah es aus, wenn der Kurfürst, um sich seine erzbischöfliche Beobachtung der kirchlichen

Bräuche möglichst bequem zu machen, auf seinem Jagdzelter sitzend vor der Kirchthüre die Messe mitanhörte. Doch waren seine Bemühungen, aufzuklären und zu reformiren, im Ganzen wohlgemeint und im Einzelnen nicht ungeschickt. Ein Bruder Kaiser Josephs, theilte er dessen Neuerungssinn in kirchlichen Dingen, wies die Anmaßungen des päpstlichen Stuhls energisch zurück und unterzeichnete im August 1786 gemeinsam mit den Erzbischöfen von Salzburg, Mainz und Trier zu Ems die berühmten 23 „Emser Punctationen," welche, wenn festgehalten, das Fundament einer katholischen deutschen Nationalkirche zu werden vermochten. Auch der letzte Kurfürst von Trier, der sächsische Prinz Clemens Wenzel, verdient eine Ehrenmeldung. Obwohl in Mitten der „grauenhaften" Sittenlosigkeit aufgewachsen, welche unter des Grafen Brühl Ministerschaft Dresden zu einem Pestpfuhl machte, hatte er sich Mäßigkeit und Strebsamkeit bewahrt. Auch er war ein wackerer Aufrütteler der geistigen und materiellen Verschlammung des rheinländischen Priesterstaatswesens, wobei es allerdings nicht ausblieb, daß manchen zweckmäßigen Anordnungen im Sinne des erleuchteten Despotismus hinwiederum solche zur Seite gingen, welche kundgaben, wie kleinlich-lächerlich solche wohlmeinende Herren bemüht waren, ihren Unterthanen das Fallhütchen landesväterlicher Fürsorge aufzusetzen. Ließ doch Clemens Wenzel noch im Jahre 1785 ein Edict ausgehen, kraft dessen, zur Verhütung von Unglücksfällen, das Schleifen auf dem Eise, „sowohl mit Schlittschuhen als ohne," Männiglich verboten wurde. Viel ernsterem Tadel unterliegt der letzte Kurfürst von Mainz, des trefflichen Aufklärers und Jesuitenfeindes Joseph Emmerich von Breitenbach Nachfolger Friedrich Karl Joseph von Erthal, welcher vom geheuchelten Zelotenthum plötzlich zum Liberalismus umsprang und zwar nur aus windiger Eitelkeit. Diese vermochte ihn, sich mit dem Nimbus eines Gönners von Wissenschaft, Literatur und Kunst zu umgeben und sein Mäcenatenthum von Leuten

wie Heinse und Johannes Müller ausposaunen zu lassen. Seine sittliche Führung entsprach der Oberflächlichkeit und Hohlheit seines ganzen Wesens. Sie war nicht entfernt eine bischöfliche, auch wenn man sein Verhältniß zu seiner „Oberhofmeisterin“ und „Nichte,“ Frau von Eudenhofen, keiner genauen Analyse unterwerfen will. Sein Hof flimmerte von kostspieligem Prunk und rauschte von sich drängenden Lustbarkeiten. Das Mainzer Domkapitel hat unter seiner Regierung die theologischen Exercitien ganz offen und zuchtlos mit denen der Galanterie nach französischer Mode vertauscht und die hochadeligen Domherren gingen darin so weit, daß sie mittelst einer unmöglich näher zu bezeichnenden Form der Bandschleifen ihrer Prälatenkreuze ihre Wüstlingschaft aller Welt schamlos vorpralten.

Es hieße in Monotonie verfallen, weiter vom deutschen Hofleben damaliger Zeit zu reden. Wie das Mark und der Schweiß des armen Volkes unter Brühl in Dresden — der Kurfürst und polnische Königsschemen August der Dritte war eine tabakschmauchende, unzurechnungsfähige Null — und unter Karl Theodor in München verpraßt, verjubelt, verludert ward, ist allgemein bekannt. Wie es am Stuttgarter Hof unter Karl Eugen herging, der aus einem wüsten Tyrannen in seiner späteren Zeit ein pedantisch-schulmeisternder Despot wurde, ist ebenfalls sattsam beschrieben [37]). Ueberschreiten wir also auf unserem Gange nach dem Süden den Rhein, um die Erfahrung zu machen, daß auch republikanische Verfassungen die Sittenverderbniß der Epoche keineswegs abhielten. Auch hier, in der Schweiz, stoßen wir Schritt für Schritt auf eine gealterte, verknöcherte, der Wiedergeburt höchst bedürftige Gesellschaft. Denn wenn zugestanden werden mag, daß unter den Bevölkerungen der Hochalpen noch die Gesundheit naturwüchsiger Zustände heimisch war, so konnte es doch nur der Schmeichelkunst eines Johannes Müller beikommen, die rosenfarbenen Brillengläser zuzuschleifen, durch welche er Unkundige die schweizerischen

Städtearistokratieen, vorab die von Bern, erblicken ließ. Allerdings gab es zwischen diesen Städtemagnatschaften bedeutende Unterschiede und folglich auch zwischen den von ihnen hervorgerufenen sozialen Zuständen. Wo, wie in Zürich, Basel, St. Gallen, die herrschende Stadtaristokratie nicht eine bloß auf Kosten der Landschaft consumirende, sondern eine produzirende, in Industrie und Handel thätige war, bewahrte schon diese Thätigkeit und, mit ihr verbunden, eine mehr oder weniger rege Betheiligung an den geistigen Strebungen des Jahrhunderts vor einer sittlichen Fäulniß, wie wir sie in Bern, Freiburg und Solothurn vorfinden, Orten, deren eifersüchtig geschlossene Familienoligarchie sich wie nur irgend ein Junkerthum in der Welt berufen glaubte, „fruges consumere." Wie harmlos und unschuldig waren des im Herbst von 1752 nach Zürich gekommenen Wieland's Beziehungen zur dortigen Frauenwelt und wie bestätigt gerade das, was er von seinem züricher „Serail" an Zimmermann meldet, diese Harm- und Schuldlosigkeit! Wie unerträglich fand der venetianische Abenteurer, welcher i. J. 1760 Zürich besuchte, die daselbst herrschende Sittenstrenge! Ganz anders behagte er sich in Solothurn, Bern, Lausanne und Genf. Solothurn war als Sitz der französischen Gesandtschaft, welche die Pensionen und sonstigen Bestechungsgelder an die schweizerischen Magnaten auszubezahlen hatte, der Mittelpunkt des Corruptionsnetzes, in dessen Maschen Frankreich die damalige Eidgenossenschaft gefangen hielt. Stellung und Lebensführung der Berner Aristokratie waren so, daß man sich verwundern muß, wie sie — wir werden seines Ortes davon hören — die Kraft behielt, wenigstens mit leidlichen Ehren unterzugehen. Die Erziehung der jungen Patrizier war elend. „Die Leitung meiner Kindheit — hat Bonstetten seinem Freunde Zschokke bekannt — war halb wild halb pedantisch. Nicht ein lebendiger Gedanke kam in diese Papageierziehung." Die Resultate mußten sein, wie sie gewesen sind. Die Stadtjunker wuchsen der Mehrzahl

nach zu unwissenden Modegecken nach Pariser Schnitt heran, deren müssiges, äffisches, unvaterländisches Gebaren und Treiben sogar einem schmiegsamen Lavater einen Zornausbruch entlockte [38]. Das ganze Streben dieser jungen Faulenzer war darauf gerichtet, möglichst bald zum mühelosen Mitgenusse des staatlichen und stattlichen Brotkorbs zu gelangen, etwa durch Heirat mit einer „Barettlitochter,“ d. i. mit der Tochter einer jener patrizischen Familien, welche so oder so einen Sitz im „souverainen Rathe,“ dem „Urquell aller öffentlichen Einnahmen,“ zu vergeben hatten. Was aus solchen Jungen für Männer oder Unmänner wurden, ist unschwer zu errathen. Das öffentliche Leben zum engherzigsten Kastenwesen erstarrt, das privatliche französisch zerrüttet, in Grund und Boden verdorben. Haller's schneidende Satire „die verdorbenen Sitten“ ist nur eine lebenswahre Zeichnung der Sittenzustände seiner Vaterstadt. Das Verhalten des Berner Patriziats gegen den Genannten, den berühmtesten Berner, kennzeichnet endlich recht deutlich die gänzliche Geistverlassenheit dieser Aristokratie. In der Stadt Calvin's treffen wir zu dieser Zeit keineswegs reinere Sitten als in der Haller's, wohl aber bedeutend viel mehr Heuchelei oder, wie Voltaire sagte, Duckmäuserei („cagotérie“), hinter deren übrigens ziemlich durchsichtigem Schleier Einheimische und Fremde zu lascivster Aufführung hinlänglich Raum fanden. In dem ganzen Höllenbreughel'schen Gemälde der Sittenlosigkeit des Ancien Régime kommt an toller Verruchtheit vielleicht keine zweite Szene jener gleich, welche der Venetianer mit der jungen Theologin und ihrer Freundin in Genf aufgeführt hat. Auf seinen nahgelegenen Villen zu Ferney, zu Tournay und in den Délices hielt damals der „Patriarch der Aufklärung“ abwechselnd seinen literarischen Hof und auf dem letztgenannten Landsitz spielte ebenfalls um das Jahr 1760 oder unlange zuvor eine nicht minder sittengeschichtlich charakteristische Szene, welche uns einen Wink gibt, wie weit die vornehmen und gebildeten Kreise,

deren Lieblingsbücher die „Pucelle d'Orleans," „Les bijoux indiscrets," „Le Sopha" und ähnliche gewesen sind, über alle Schranken hinwegwaren. Der französirte Pastorssohn aus Regensburg, Monsieur Friedrich Melchior Grimm, zugenannt Tyran le Blanc, eine Art eleganter Allerweltsspion, offiziell Pariser-Neuigkeiten-Zufertiger für eine erkleckliche Anzahl gekrönter Häupter, hat diese Szene, deren Hauptacteur ein „étalon danois bien vieux" war, als Gast Voltaire's mit angesehen und ergötzlich genug geschildert. Er mag sie in seinem nicht erröthenden Französisch schildern, aber „bei Seite" [39]). Hier sei nur bemerkt, die Hochkomik des einzigen Genrebildes bestand darin, daß eine Zuschauerin des „spectacle le plus auguste," Madame de Blots, eine der feinsten Pariser Damen war, welche sonst die unglaubliche Prüderie affectirte, nur Milch von „schuldlosen Lämmlein" genießen zu wollen und keineswegs von einer „vache, une lourde bête à cornes;" auch den Wunsch verlauten ließ, die Tauben möchten Milch geben. Im Uebrigen waren die Späße, welche sich der alte Kyniker in der Umgebung von Genf mit seinen Gästen machte, immer noch unschuldiger Natur, verglichen etwa mit dem frostig unzüchtigen, durch Verquickung mit sentimentaler Bemutterung noch widerlicher gemachten Verhältniß, worin drüben im nahen Annecy oder vielmehr Chambery Rousseau zu Madame de Warens gestanden, welche die Verführung zu einem pädagogischen Experiment hinaufraffinirt hatte.

Der arme Jean Jacques! Nie hat er sich hölzerner, vierecfiger angestellt, als wenn er, seinem ganzen Wesen Gewalt anthuend, zeigen wollte, daß auch er ein Adept der Ausschweifung seines Jahrhunderts sei. So in Venedig, wohin er 1743 als französischer Gesandtschaftssecretair gekommen und wo die „illustre" Courtisane Zulietta den blöden, grübelnden Schäfer mit den mitleidig-verachtungsvollen Worten verabschiedete: „Lascia le donne e studia la matematica!" Die Lagunen-

stadt hatte zu dieser Zeit das „Szepter der Wollüste“ schon mehr als halb an Paris abgetreten, trotzdem jedoch war sie noch lange eines der Lieblingsstandquartiere der vornehmen Wüstlinge von ganz Europa. Hier war es, wo in dem üppigen Casino von Murano die blasphemischen Orgien Nero's und Heliogabal's durch Casanova, den künftigen Kardinal Bernis und ihre zwei Nonnen erneuert wurden. Hier vergeudeten deutsche Fürsten den ihren Unterthanen entpreßten Raub. Die älteste Republik der Christenheit vom Range der Beherrscherin der Meere zu dem einer Hochschule der Unzucht herabgesunken; das Staatswesen eingeschnürt in die Fesseln einer oligarchischen Tyrannei, welche die eine Hälfte der Bewohnerschaft als Spione besoldete, um die andere zu überwachen; der Leichtsinn mit allen Mitteln zur Zügellosigkeit gesteigert; Senatoren in rother Amtsrobe den Spielbänken vorsitzend; patrizische Jungfrauen in Nonnenklöstern zu potenzirten Courtisanen abgerichtet; mit dem sündhaften Tumult eines ewigen Carnevals die nur allzu begründete Angst vor dem nahen Untergang übertäubend, — welch ein entsetzliches Schauspiel! Und nicht einmal ein Schauspiel, das Mitleid wachrufen, nein, nur gränzenlose Verachtung erwecken konnte.... Weniger in's Auge stechend und weniger geräuschvoll, aber darum nicht minder groß als die der venetianischen Nobili war die Verkommenheit der lombardischen. Was für einen Abgrund von Gemeinheit thun die Erlebnisse des Signore de Seingalt in den Kreisen der Nachkommen edelster Lombardenhäuser auf! Wie erschreckend hat Giuseppe Parini in seinem berühmten geistvollen Gedicht („il giorno“) die Ursachen, Thatsachen und Wirkungen der moralischen Versunkenheit seiner Landsleute aufgezeigt! Alfieri's Jugenderinnerungen sodann beweisen, daß es im benachbarten Piemont nicht besser war, sondern die Sittenlosigkeit in Turin nur in weit roheren Formen zu Tage kam als in Mailand und Venedig. Weiter die Halbinsel hinab ist in Florenz das Erlöschen des Stammes

der Medici von den garstigsten Erscheinungen begleitet gewesen. Die letzte Hoffnung des Hauses auf Fortpflanzung war, bei hoffnungsloser Zerrüttung der Ehe des Prinzen Giovanni Gaston, auf den Prinzen Franz Maria gestellt, welcher deßhalb vermocht wurde, seinen Kardinalshut abzulegen und sich zu vermählen. Aber die Braut, Eleonora Gonzaga, verwehrte dem Entklerisirten beharrlich den Zutritt zum ehelichen Thorus, weil sie befürchtete, mit einem häßlichsten Angebinde von ihm beschenkt zu werden. Zur gleichen Zeit oder unlange darauf spielten in der Arnostadt und in Rom die Eheskandale der letzten Stuarts, des Chevalier de St. George, welchem seine Frau Marie Clementine Sobieska i. J. 1725 davonlief, und des Prätendenten Karl Eduard, der aus einer ritterlichen Romanfigur, als welche er beim berühmten Jakobiteneinfall in Schottland und England i. J. 1745 sich dargestellt, ein ganz gemeiner Säufer geworden. Man muß es begreiflich und verzeihlich finden, daß seine Frau, die arme Luise von Stolberg-Gedern, einem solchen Trunkenbold von Gemahl den Poeten Alfieri vorzog und, nachdem „Carolus III. Magnae Britanniae Rex“ die „endlosen gegen seine Gemahlin geübten Quälereien bei einem tobenden Bacchanal am Sanct Andreasabend 1780 bis zum Unerträglichen gesteigert hatte,“ die Flucht ergriff, eine Krone von Goldschaum gerne mit dem Loose vertauschend, die Geliebte eines Dichters zu sein. Der römischen Gesellschaft von damals wird Zwanglosigkeit, Beweglichkeit und Heiterkeit nachgerühmt und zwanglos, heiter und beweglich hatte sie auch schon Winkelmann gefunden, welcher, der engen, nebelgrauen Existenz eines norddeutschen Magisters entflohen, mit Entzücken südliche Luft und Sonne einathmete und des Schlaraffenlebens in Rom mit höchstem Behagen genoß. Aber auch aus den behaglichen Schilderungen des entzückten Aesthetikers duftet der Marasmus einer Epoche sittlicher Entartung stark genug, und man braucht kein Zelot zu sein, um sich an so unzweideutigen Verhältnissen zu stoßen, wie das des Kardinals Albani zu seiner

Cecca Cheroffini, und an so unheimlich-zweideutigen, wie das Winkelmann's zur römischen Frau seines Freundes Mengs gewesen sind. In Neapel endlich waren die Bestrebungen des Ministers Tanucci im Sinne des aufgeklärten Despotismus zwar bis zur Vertreibung der Jesuiten gediehen; allein das ganze Reformwerk ging wieder zu Schanden unter der späteren Regierung des gekrönten Lazzarone, Ferdinands des Vierten, oder vielmehr seiner herrschsüchtigen Frau, Karolina's von Oestreich, welcher wir als der „Furie des Absolutismus" weiterhin wieder begegnen werden. Der König war in der That der Lazzarone der Lazzaroni, im Grunde gutherzig, aber wie alle die willenlosen, indolenten, „gutherzigen" Menschen, viel leichter schlimmen als guten Einflüssen zugänglich, dabei schlecht erzogen, unglaublich unwissend, roh, ein leidenschaftlicher Fischer, wüster Jäger oder vielmehr Schlächter, ungeschlacht von Manieren, in seinem Munde das neapolitanische Rothwelsch, welches er sprach, noch vergemeinernd. Joseph der Zweite, als er auf seinen Reisen auch Neapel besuchte, entsetzte sich über das lazzaronische Gebaren seines königlichen Schwagers. Wie dasselbe beschaffen und was für eine Art von Ton damals am neapolitanischen Hofe herrschte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der König, am Morgen nach seiner Hochzeitnacht frühzeitig zum gewohnten Waidwerk eilend, auf die Frage der Hofleute nach dem Befinden seiner jungen königlichen Gemahlin die in ihrer Art classische Antwort gab: „Sie schläft wie eine Ermordete und schwitzt wie eine Sau" (dorme come un'ammazzata e suda come un porco [40]).

Der Oheim dieses Prachtexemplars von König, ebenfalls ein Ferdinand und zwar der Sechste von Spanien, war in seiner Weise auch so ein Exemplar und hat in der Bildergalerie der gekrönten wunderlichen Heiligen seines Jahrhunderts unbedingt sein bescheidenes Plätzchen anzusprechen. Der Zauber von des geliebten Farinelli süßer Discantstimme hat doch zuletzt den

Dämon des Wahnsinns in dem armen Manne nicht mehr niederzuhalten vermocht. Als vollends aus Paris die Nachricht kam, daß Damiens den Hirschparks-Louis verwundet habe, und aus Lisboa die andere, daß auf König Joseph den Zweiten geschossen worden sei, da erfolgte der Ausbruch. Ferdinand der Sechste, die bedenklichen Depeschen immer wieder lesend, stellte sich in seinem Kabinette so, daß er Frankreich zu seiner Rechten und Portugal zu seiner Linken hatte, brach dann nach einem langen Stillschweigen in die Worte aus: „Von dorther gestochen, von daher geschossen, und ich in der Mitte.... Wehe mir!“ (Stilettata di quà, pistolettata di là, ed io in mezzo — Oime!) und kroch mühsam unter das Bett der Königin, unter welchem man ihn nur mit Gewalt wieder hervorholen konnte. Die Erkrankung seiner Frau, welche von den Pocken weggerafft wurde, steigerte sein Uebel auf den Gipfel. Vom Furor aphrodisiacus besessen, konnte er nur mit Mühe abgehalten werden, „de violer l'agonie de cette pauvre reine.“ Er ist ihr bald nachgestorben, den Thron seinem Bruder lassend, Karl dem Dritten, dem einsichtsvollsten und bravsten aller Bourbons, nicht allein der spanischen. Ein Ausbund von Häßlichkeit[41]), vernachlässigte er noch dazu sein Aeußeres im höchsten Grade und ging in Lederhosen und grobwollenen Strümpfen einher, eine Wolke von Schnupftabak um sich verbreitend, wozu er freilich seine guten Gründe hatte in diesem conservativen Madrid, allwo, wie anderes Altehrwürdige und Heilige, auch der Schmutz in des Wortes schmutzigstem und übelriechendstem Sinne als ein „organisch Gewordenes und Gewachsenes“ das historische Recht der Conservirung in Anspruch nahm. Und zwar mit Erfolg. Denn hatte nicht noch i. J. 1760 ein erster schüchterner Versuch der Regierung, die Straßen der Hauptstadt von Unflath und Gestank zu säubern, allgemeine Entrüstung und Opposition hervorgerufen? Hat nicht ein wohlweises Collegium der Aerzte bei dieser Gelegenheit mit der ganzen Facultätsgravität erklärt,

besagte zwei historisch gewordenen und gewachsenen Dinge seien beileibe nicht wegzuschaffen, weil sie die Atmosphäre von Madrid gesünder machten? Der dritte Karl wußte jedoch auch hier zum Ziele zu kommen, wie er trotz seines unlieblichen Aeußeren mittelst seiner schlichten Güte und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen und zu erhalten verstand, ausgenommen die der Feinde der Vernunft und des Staatswohls. Er ist ohne Frage der beste König gewesen, welchen Spanien seit Isabella von Castilien gehabt, und er war ein besserer als die genannte ausgezeichnete Frau, weil er einer vorgeschritteneren, humaneren Zeit angehörte und sich zu den Grundsätzen derselben aufrichtig bekannte. Eine ungeheuere Arbeit erwartete ihn, als er im Dezember 1759 in Madrid einzog, und er hat sie bis zu seinem Tode im Dezember 1788, neunundzwanzig Jahre lang, nicht minder redlich gethan als Friedrich der Große die seinige that. Nicht vergeblich; denn das unsäglich verfallene Spanien war unter seiner Regierung auf bestem Wege, im Innern zu gesunden und nach Außen wieder zu einer Achtung gebietenden Machtstellung zu gelangen. Den religiösen und politischen Ansichten der Aufklärungsperiode von Herzen zugethan, wurde der König von Männern wie Feyjoo, Campomanes, Aranda und Floridablanca berathen, unterstützt und bedient, und wenn man einerseits die fast unüberwindlichen Hindernisse in Anschlag bringt, welche der kolossale Reichthum einer bis zu stupidestem Bonzenthum entarteten Klerisei [42]), die gänzliche physische und moralische Verkommenheit der Grandezza, die krähwinkelige Verwahrlosung des Städtebürgerthums, der Fetischismus, die Faulenzerei und Bettelarmuth des Volks den Reformen Karls des Dritten entgegenstellten, andererseits aber betrachtet, was durch diesen Monarchen und seine Minister wirklich beseitigt und abgethan, sowie geschaffen, gegründet und gefördert worden, wenn man die materiellen und intellectuellen Verbesserungen aller Art werthet, welche unter Karl dem Dritten angebahnt oder durchgeführt

wurden: die Weckung und Kräftigung der öffentlichen Meinung, die Beschränkung der Inquisition[43]), die Entfernung der Jesuiten, die Verminderung des zu Myriaden angewachsenen, das Land heuschreckenartig kahl fressenden Klerus[44]), die Organisation des Unterrichts, der Armenpflege, des Gemeindewesens, der Gesetzgebung und Rechtswaltung, die Hebung der landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen Kräfte, die Reorganisation des Heeres und der Marine, — wenn man das Alles erwägt und würdigt, so ist man nur gerecht, wenn man sagt, daß das Werk des aufgeklärten Despotismus nirgends ein schwierigeres war als in Spanien und daß es nirgends besser verrichtet wurde als hier. Und wie durch den wackern dritten Karl und seine Berather und Minister für Spanien, so schien auch für das benachbarte Portugal zu derselben Zeit eine Epoche der Wiedergeburt heraufgeführt zu werden durch den viel, viel zu viel gescholtenen Dom Sebastian Joseph Carvalho, weltberühmt unter dem Titel eines Marques de Pombal, in dessen Händen während des Scheinkönigthums Joseph Emanuel's (1750—77) die ganze Regierungsgewalt lag. Nicht thatenlos wahrlich, und wenn man dem gewaltigen Marques sein despotisches, allerdings oft bis zur Grausamkeit harsches und herbes Durchgreifen zum Vorwurf macht, so vergißt man nur, daß der bergehoch auf Portugal gehäufte mittelalterliche Unrath und Unflath mittelst milder Säuselungen sicherlich nicht wegzuwehen war. Da bedurfte es eines reinigenden Orkans und Wolkenbruchs und leider hat derselbe nicht lange genug gedauert. Es ist richtig, des Ministers Verfahren in der, überdies kaum rechtskräftig erhärteten Verschwörungs- und Attentatsgeschichte von 1758 schmeckt bedenklich nach den „Ausmerzungen" eines Czars Iwan des Schrecklichen; aber gerade dieses auf die Häuser Aveiro, Tavora und andere hochadelige vernichtend niederfallende Ereigniß, diese wollüstige Null von König, diese feilen Marquesen und Condessen, diese ganze aus Buhlerei

und Meuchelei zusammengesetzte Lissaboner Hofgeschichte thut klärlich dar, daß auch am Tajo die Spitze der Gesellschaft in eine moralische Eiterbeule auslief, welche den Versuch, sie mit Höllenstein auszubrennen, wohl hervorrufen und rechtfertigen konnte. Und dann muß man nicht vergessen, daß bei einer anderen, furchtbareren Katastrophe Pombal als ein Heros des Erbarmens, als ein wahrhaft großer und guter Mensch sich erwiesen hat. Als am ersten November 1755 jenes schreckliche Erdbeben Lissabon geradezu vernichtete und 30,000 Menschen unter den Trümmern der Stadt begrub, da hat der Marques sein Genie, seine Thatkraft und Herzensgröße hülfreich bethätigt. Von da an habe, heißt es, der König seinen Minister für ein Wesen höherer Art angesehen. Es war im Palast von Belem, wo, nachdem das Grauenvolle geschehen, die königliche Familie und der Hof versammelt waren, starr vor Angst, zitternd, in Thränen schwimmend. Pombal trat ein und der König rief ihm entgegen: „Was ist zu thun, um diesem Strafgericht des Himmels zu begegnen?" „Die Todten begraben und für die Lebenden sorgen" (enterrar os mortos e cuidar os vivos), entgegnete der Marques. Und er that Beides, that es mit einer Weisheit und Kraft, die ganze Berge von Elend und Jammer bei Seite schafften, that es so, daß eine gerechte Bewunderung dankbar von ihm gesagt hat, er sei wie ein höheres Wesen überall zugleich gewesen, die Aengstlichen ermuthigend, die Trostlosen tröstend, die Bösewichter verscheuchend, die Sorglosen schirmend, die Verwundeten pflegend und den Balsam des Friedens und der Hoffnung in die Seelen der Verzweifelnden und Gramverzehrten träufelnd, der Aufhelfer und Aufrechterhalter, der Regenerator und gute Geist seiner Nation[45]. So ein Walten soll nie vergessen werden unter Menschen. Was Pombal als tyrannischer Reformer fehlte, hat seine Zeit mitverschuldet; aber was er 1755 gethan, gehört ihm allein und ist sein reinstes und glänzendstes Verdienst.......

Unsere rasche Wanderung durch die Höfe und die vornehme Gesellschaft des Ancien Régime ist hier zu Ende. Das ist, fürwahr, kein Wandern über Blumenanger und durch blühende Gärten gewesen, sondern durch Wüsten und Sümpfe, in deren Umfang nur selten eine grüne Oase oder eine bodenfeste Insel sich vorfand. Ein saurer, mühsamer Gang! Aber derselbe hat, hoffen wir, sein Ziel und seinen Zweck erreicht, — den Zweck, zu dem Text: „Après nous le déluge“ — den Commentar zu liefern. Denn wessen Ohr nicht verstockt ist gegen die Resultate und Lehren der Sittengeschichte, dem wird, wohin er es in der Epoche des Rococo wenden mag, allüberall und in allen Tonarten entgegenschallen: „Nach uns die Sündflut!“

Die nächste Aufgabe wird nun sein, zu zeigen, wie inmitten dieser dem Tode verfallenen Gesellschaft der „guten alten Zeit“ die Keime einer neuen gepflanzt und gepflegt worden sind. Wir haben in diesem zweiten Abschnitt vorliegender Schrift einem Schauspiel angewohnt, dessen meiste Szenen nur niederschlagend wirken konnten; der dritte dagegen wird den erhebenden Beweis führen, was für Kräfte der Verjüngung, welche Waffen zur Bekämpfung des Schlechten, welche Werkzeuge zur Beseitigung des Abgelebten und zu Schaffung von Rechtem und Zeitgemäßem der Menschheit eigen sind. Denn wir stehen jetzt an der Schwelle zum Eingang in eine Epoche der Weltgeschichte, welcher an zerstörerischer wie an schöpferischer Macht nur wenige andere gleichkommen, wenn überhaupt eine. Der aufgeklärte Despotismus, kann man sagen, hatte durch sein ganzes Thun und Lassen die Revolution heraufbeschworen und fühlte sich derselben bei ihrem ersten Erscheinen noch so ziemlich verwandt. Sie aber, zur ganzen Riesengröße ihrer Flammengestalt sich aufrichtend, machte ihn sein schreckensbleiches Antlitz mit den Händen bedecken und rief ihm zu: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, — nicht mir!“

Drittes Buch.

Freiheit!

Erstes Kapitel.

Der Zweifel.

Das kirchliche und politische System der Bevormundung, welches als brutaler Despotismus den Staat in der Person des Fürsten aufgehen ließ, als erleuchteter dagegen, wenigstens in seinen besten Trägern, zu der Formel sich bekannte: „Alles für das Volk, aber Nichts durch das Volk" — dieses System war auf den Glauben gegründet, also auf die Hingabe der Menschen an für wahr gehaltenes Unbegriffenes und Unbegreifliches, auf das blinde Hinnehmen von Ueberliefertem, auf das denkträge Beharren beim Herkömmlichen. Der Glaube erzeugte den Dogmatismus und dieser das Autoritätsprinzip, welches in ewiger Wiederholung den Menschen vorpredigte: „Alle Herrschergewalt ist von Gott; folglich, weil ihr an Gott glaubt, müßt ihr euren Herren unterthan sein!" Hätte diese Lehre keine Gegenlehre wachgerufen, so mußte sie Tod und Versteinerung der Gesellschaft zu ihrer unausweichlichen Folge haben.

Aber wie in der Brust jedes einzelnen Menschen, der über die Stufe eines nur thierischen Daseins sich erhoben hat, ein Etwas lebt, welches ihn treibt und drängt, nach Vervollkommnung zu streben, so auch im Bewußtsein der Menschheit. Dieses Etwas, nenne man es sittlichen Instinkt, Gewissen oder Vervollkommnungstrieb, stellt dem gedankenlosen Ja des Glaubens

das tapfere Nein des Zweifels entgegen und diesem kühlen Nein entquillt der Strom menschlichen Vorschritts, wie den Gletschergrotten die Ströme der Erde entquellen.

In Wahrheit, der Zweifel war, ist und wird allzeit sein die große Triebfeder jeder Kulturbewegung in der menschlichen Gesellschaft. Der Zweifel mit seiner Zwillingsschwester, der „großen Meisterin" Noth, ist es gewesen, der den ersten Vorschrittsgedanken in der Menschenbrust anregte. Der Zweifel war es, der im Verlaufe der Zeiten dem Glauben das Denken, dem Fürwahrhalten die Untersuchung, dem Wähnen das Wissen, dem Dogma die Kritik, dem Prinzip der Autorität das der freien Selbstbestimmung des Menschen, dem Katholicismus den Protestantismus, dem Fanatismus die Toleranz, dem System der fürstlichen Autokratie das der Selbstregierung der Völker, der Monarchie die Demokratie gegenübergestellt hat. Unter unendlichen Wandelungen der Waffen und Kampfweisen durchzieht die Fehde dieser zwei großen Prinzipien: Dogmatismus und Skepticismus, Unterwerfung und Freiheit ruhe- und rastlos die ganze Weltgeschichte. Aber energischer, unerbittlicher und umfassender denn jemals entbrannte sie im 18. Jahrhundert, das die Fahne, unter welcher im 16. und 17. die Deutschen gegen Rom, die Niederländer gegen Spanien, die Engländer gegen die Stuarts gekämpft, wieder erhob und höher trug als sie jemals der Menschheit vorangeflattert war.

Jedermann weiß, daß und wie sehr es der europäischen Gesellschaft schon zur Zeit der Renaissance in dem engen Gehäuse der mittelalterlich-dogmatischen Weltanschauung zu eng und schwül, unerträglich eng und schwül geworden war. Der Zersetzungsprozeß dieser Weltanschauung und der sozialen Einrichtungen des Mittelalters war im Laufe des 14. Jahrhunderts weit vorgeschritten. Im 15. wurde mälig die Kultursaat einer neuen Zeit bestellt. Durch politische Umgestaltungen, welche das Lehnssystem untergruben, durch große physikalische und geo-

graphische Entdeckungen kündigte sie sich an. Die hemmenden Fesseln wurden gesprengt, in welchen die Autorität der unzulänglichen antiken Erd- und Naturkunde die Geister nahezu anderthalb Millennien lang festgehalten hatte. Bevor das Jahrhundert zu Ende ging, hatte Gutenberg jene „Schwarze Bande" organisirt und in Bewegung gesetzt, welche der Civilisation die weite Welt erobern sollte, und hatte Colon der Erdkugel ihre zweite Hälfte hinzugefügt, fünfundvierzig Jahre ehe Kopernik den Menschen den Einblick in die Unermeßlichkeit des Universums aufthat und einem Galilei und Newton die Bahn wies zu Findungen von unberechenbarer Tragweite. Und es kam die Zeit, wo, wieder erweckt durch die humanistischen Studien, der Genius von Hellas den Sonnenstral seiner Schönheit in eine mit dunkeln Kutten verhangene Welt warf; die Zeit, wo ein Hutten enthusiastisch ausrief: „O Jahrhundert, die Geister erwachen, die Wissenschaften blühen; es ist eine Lust, zu leben!" Die Zeit ferner, wo ein Luther in der Kraft seiner Ueberzeugung die Energie fand, seine Thesen gegen Papst, gegen Kaiser und Reich standhaft zu behaupten, und ein Zwingli, der geisteshellste der Reformatoren, seinen Protestantismus und Republikanismus glorreich mit seinem Blute besiegelte. Aber die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts und das folgende brachten unter Kriegstrübsalen, welche manche Gegenden Europa's zeitweilig in die Barbarei des Naturzustandes zurückwarfen, den großen Rückschlag. Lutherthum und Calvinismus, dem eigenen Prinzip untreu geworden, fielen in den starren und seellosen Dogmatismus zurück, gegen welchen sie früher aufgestanden. Die wissenschaftlichen Errungenschaften der Renaissance-Periode kamen in Gefahr, durch die ungeheuren, von Seiten eines kleingeistigen, zänkischen und brutal-unduldsamen Theologismus aufgewühlten Staubwolken wieder verschüttet zu werden, und das Unheil wurde nur abgewandt durch den wiederum mit neuer Kraft seine Arbeit anhebenden Zweifel. Man verspürte die Thätigkeit des

„trefflichen Minirers“ gar wohl sogar in den neuen Bewegungen innerhalb des Kirchenthums selbst, in der englischen Quäkerei, im französischen Jansenismus, im deutschen Pietismus. Deutlicher jedoch und gewaltiger in den großen Ergebnissen der mathematischen und physikalischen Forschung, welche das Vorschreiten des modernen Skepticismus und Kriticismus ermöglichten.

Nachdem derselbe als seine Wegbahner und Formulirer einen Rabelais, Montaigne und Cherbury, einen Bacon und Descartes vorgesandt hatte, schickte er als Propheten des gesunden Menschenverstandes, des „Common Sense,“ den John Locke aus und richtete sich die zwei Waffen zu, mittelst welcher seither alle geistigen Feldzüge geführt und die herrlichsten Siege erfochten worden sind: — die moderne Naturforschung und die moderne Geschichtswissenschaft. Diese Beiden nun begannen energisch aufzuräumen unter den Marionetten der „göttlichen Komödie“ des Mittelalters. Die segensreiche Verheerung und Zerstörung des ganzen romantischen Welttheaters hob an. Eine gränzenlose Unruhe bemächtigte sich der Gesellschaft; es wurde ihr abermals zu enge in ihrer dogmatischen Haut. Nachdem sie so lange himmelwärts gestarrt, bis ihr schwindlig geworden, bis sie vor lauter Himmel die Erde nicht mehr gesehen, wandten sich endlich ihre Blicke niederwärts zu dieser und begann sie diese ihre Heimat sich näher anzusehen und sich wohnlicher als bisher darin einzurichten. An die Stelle der Beschäftigung mit willkürlichen Voraussetzungen, die immer nur wieder gleich willkürliche Voraussetzungen zur Stütze hatten, trat die Beschäftigung mit realen Objekten, an die Stelle der Phantastik die Verstandesthätigkeit, an die Stelle der Hypothese das Experiment, an die Stelle windiger Einbildungen die wissenschaftliche Arbeit. Mit einem Worte, das Leben hörte mälig auf, theologisch zu sein, und fing mälig an, human zu werden. Enttheologisirung und Humanisirung der Gesellschaft, das war der Kulturcharakter der wundersamen und contrastvollen Epoche des aufgeklärten

Despotismus und der Revolution. Ein kühner und edler Geist der Neuerung, mit der vollen Frische, Elasticität und Unbezähmbarkeit der Jugendkraft auftretend, manifestirte sich im ganzen Bereiche menschlicher Intelligenz als ein nicht zu beschwichtigender Drang der Forschung, als ein mittelst keiner dogmatischen Formel abzuspeisender Trieb der Untersuchung. In der That, überall, wo man bisher zu glauben sich begnügt hatte, hob man jetzt zu prüfen an. Das Resultat dieser neuen Thätigkeit war eine Kritik, welcher kein Mysterium mehr zu mysteriös, kein Priesterrock und kein Prophetenbart mehr zu ehrwürdig, kein Tabernakel mehr zu heilig war. Es ist auch, wenn wir recht erwägen, ganz in der Ordnung gewesen, daß die Leute oft hell auflachten über ihren bisherigen Unverstand, so sie erkannten, daß so Manches, was die theologische Jonglerie ihnen bislang für ein Wunder ausgegeben, das natürlichste Ding von der Welt sei. Warum sollte der Köhlerglaube, in dem zunehmenden Lichte, welches Natur- und Geschichtswissenschaft verbreiteten, in seiner ganzen grotesk-kläglichen Mißbildung dastehend, nicht Voltaire'sches Hohnlachen erregen? War ja doch dieses Hohnlachen des Zweifels nichts Anderes als endlich das mit Nothwendigkeit eingetretene welthistorische Echo dessen, was man so viele Jahrhunderte hindurch in den Wald des Glaubens hineingeschrieen hatte.

Und was war nicht Alles anzuzweifeln in dieser Zeit des Rococo! Was nicht Alles kritisch zu analysiren vom Heiligsten an bis herab zum Profansten! Was nicht Alles zu bespötteln und zu verhöhnen in dieser Welt der Reifröcke, der falschen Coiffuren, des Puders und der Schminke, wo Alles und Jedes danach angethan und darauf berechnet war, das Sein hinter dem Schein verschwinden zu machen [1])! Schon das ist für Held Zweifel keine geringe Arbeit gewesen, den Menschen der Rococo-Periode die Unnatur der herrschenden Trachten und Moden zum Gefühl und Bewußtsein zu bringen, was auch langsam

genug geschah. Wahr ist's, die elegante Gesellschaft jener Zeit hatte in Wohnweise, Erscheinung und Gebaren mit ihrer Verschwendung von Stuccatur und Vergoldung, ihrem Porzellan, mit der zopfigen Flitterpracht ihrer Möbeln und Equipagen, mit ihren in grellen Kleiderfarben herausstaffirten Mohren und mißgestalteten Zwergen in türkischem Anzug, mit ihren riesengroßen, über und über in Gelb gekleideten Heiducken, ihren schneeweiß angethanen Läufern, welche, hochwehende Straußenfedern auf der Mütze, mit ängstlich keuchender Brust vor den unbarmherzig hinter ihnen dreinjagenden Kutschen ihrer Herrschaften ihre zierlichen Stäbe einhertrugen, ferner mit ihrem wohlabgemessenen Ceremoniel, ihrer nicht ohne Erfolg geübten Anmuthsdressur, mit ihren Komplimenten, Handküssen und Menuetpas, — ja, diese Gesellschaft hatte etwas Putzig-Phantastisches, was, durch den Pinsel eines Boucher oder Wateau zur Anschauung gebracht, nicht gerade ungefällig wirkt. Mag also zuerst ein „Beau" von damals und dann eine „Belle" uns vor Augen treten, im Staatsanzug, versteht sich. Da seht euch einmal den zierlichen Herrn an. Unter dem Arme hält er das kleine schwarzseidene Dreieck, Chapeaubas genannt. Seine höchst sorgfältig gehaltene und dichtgepuderte Frisur endigt in einem Haarbeutel, von welchem ein sehr breites schwarzes Band ausgeht, der sogenannte Postillon d'amour, leise und locker seine Wangen umspielend und dann auf der Brust im breiten, kunstvoll gekräuselten Jabot sich verlierend. Der Seide- oder Sammetrock, an allen Säumen, auf allen Nähten, sogar rings um die zahllosen Knopflöcher mit Gold gestickt, ist scharlachroth, rosenfarben, violett, himmelblau, schneeweiß, grasgrün oder schwefelgelb. Dazu noch die Kleinodien: der große Solitair am kleinen Finger, die lang herabbaumelnde Uhrkette, die den ganzen Oberfuß bedeckenden funkelnden Steinschnallen. Junge Modeherren hatten schon angefangen, den Perücken völlig den Abschied zu geben, um ihre Haare „en aile de pigeon" frisirt zu tragen, — jene Taubenflügelfrisur

also, mit welcher noch Robespierre behaftet war, als er die Wiedereinsetzung Gottes proclamirte. Die Haarbeutel indessen hielten sich noch, jedoch in kleineren Dimensionen und mit Wegfall des Postillon d'Amour. Manschetten und Jabots von Brüsseler Spitzen ein unerläßliches Zubehör des männlichen Putzes. Ebenso, bei Alt und Jung, der Degen, ohne welchen kein Mann der höheren Stände, auch der bürgerlichen, auf der Straße sich hätte sehen lassen.... Während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten hatten die Pariser Modisten und Modistinnen, welche ganz Europa mit Unsinn versahen, die Frauentracht glücklich bis zum Wahnwitz hinaufgegipfelt und das Aeußerste, was in dieser Art zu leisten war, leistete insbesondere der Kopfputz der Damen. Diese armen Frauenköpfe sahen genau so aus wie die Köpfe der Pferde bei maskirten Schlittenfahrten und die Frisuren hatten allmälig eine so ungeheuerliche Höhe gewonnen, daß ihre Trägerinnen, wenn sie zu Hofe oder zu Balle oder ins Theater fuhren, auf den Boden der Kutschen niederknieen mußten, um das fabelhafte Haargebäude nicht an dem Kutschendach einzustoßen [2]). Aber lassen wir eine jugendliche Rococoschöne im Paradeanzug uns sich selber vorstellen, eine noch dazu, die zu ihrer Zeit ein scheinendes Romanlicht auf dem Theeklatschtisch deutscher Frauenliteratur gewesen ist. „Ein ungeheurer — so schildert sie ihre Erscheinung, als sie zu ihrem ersten Ballbesuch angekleidet war — ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm setzte über meinem Haupte meiner Länge mindestens eine Elle zu. Die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen suchten dagegen am andern Ende meiner Person dieses Mißverhältniß auszugleichen. Die Stelzchen waren hoch genug, um mich fast nur mit den Fußspitzen den Boden berühren zu lassen. Ein aus dicht an einander gefügten Fischbeinstäbchen gefertigter Harnisch, fest und steif genug, um

einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Und nun der Reifrock und über diesem der mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen fast bis an's Knie hinauf garnirte seidene Rock und über diesem noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid vom nämlichen Stoffe. Das letztere ging vorn weit auseinander und war zu beiden Seiten ebenso garnirt wie der Rock. Hals und Brust wurden freier — (in der That sehr viel freier [3]) — getragen als man es jetzt schicklich finden würde. Die Aermel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Bändern reich garnirt. Ein großer Strauß von künstlichen Blumen vollendete den Putz [4])." Zur Vervollständigung desselben muß noch das Perlmutterdöschen angeführt werden, worin die Damen stets einen gehörigen Vorrath von Schönpflästerchen („Muschen") mit sich führten. Es gab deren von kleinerem und größerem Format, in Gestalt von Sonnen, Monden und Sternen, von Täubchen und Amoretten, welche letztere „Assassins" hießen, vermuthlich ihrer mörderischen Wirkung auf die Männerherzen wegen. Diese Muschen wurden auf Stirne, Wangen, Kinn und an die Mundwinkel geklebt, ja sogar auf den Busen [5]). Die richtige Wahl und Platzanweisung dieser schwarzen, aus englischem Pflaster geschnittenen Dinger machte eines der wichtigsten Geheimnisse der Toilettekunst und Koketterie aus.

Rococo, dein Name ist Unnatur! Dein Körper hieß Schnörkel, deine Seele Frivolität. Und nicht nur das! Ein breiter Zug von Inhumanität und Rohheit geht durch diese Schnörkelei. Die verschiedenen Stände und Gesellschaftsklassen hindostanisch-kastenmäßig von einander getrennt, quarantaineartig gegen einander abgesperrt, die unteren mit einer Brutalität behandelt, welche schon daraus erhellt, daß Diener, gleich den Soldaten, durchweg „Kerle" und Dienerinnen durch-

weg „Menscher" genannt und gerufen wurden. Schob man Flitter und Formeln bei Seite, so stieß man in dieser Gesellschaft fast überall auf einen empörend plumpen und gemeinen Ton, dessen Zotenhaftigkeit freilich mit der in den vornehmen Kreisen heimischen Lüderlichkeit ganz gut harmonirte. In seiner frechsten Saftigkeit machte sich dieser Ton an den meisten der geistlichen Höfe laut, wie z. B. an jenem fürstlichen Bischofssitze Fulda, dessen sittliche Versunkenheit unmittelbar vor der französischen Revolution uns unglaublich erscheinen müßte, wenn sie nicht so authentisch bezeugt wäre. Hier konnte man bei öffentlichen Festen sehen, wie vornehme Geistliche und vornehme Buhlschwestern vor allem Volke mittelst Fingerspiels einander die gröbsten Zoten zutelegraphirten. Hier traf der Bauernjunge, welcher, Nonnen mit ihrem Beichtvater über die Straße gehen sehend, seinen Vater fragte: „Nicht wahr, der Braune ist der Nonnerich?" in seiner Einfalt das Richtige. Hier durfte eine über das prälatische Leben entsetzte Bäuerin mit Fug ausrufen: „Es ist ein Gotteswunder, daß noch ein Streifchen blauen Himmels über dem Volk hangen bleibt[6])." Und mit der Rohheit und Gemeinheit des geselligen Tons wetteiferte hier und anderwärts ein Kanzleistyl, dessen Grobianismus, von dem in orientalischen Despotieen herrschenden unmöglich zu übertreffen, in Deutschland auch nach der französischen Staatsumwälzung noch lange heimisch blieb[7]).

Also selbst in schlichten Bäuerinnen regte sich beim Anblick des sittlichen Verderbens der alten Lebensmächte der Stachel des Zweifels. Kehren wir daher von unserer episodischen Abschweifung zu dem trefflichen Minirer zurück, um raschen Ganges seinen Gängen nachzugehen[8]). . . . . Wie Jedermann weiß, ist die segensreiche skeptische Bewegung der Geister von England ausgegangen, wo das Aufkommen der Locke'schen Erfahrungsphilosophie mit dem Siege des constitutionellen Prinzips über Stuart'schen Absolutismus zusammenfiel. Vermöge seiner gan-

zen Lage und Weise war England vorzugsweise berufen, diese Philosophie des gesunden Menschenverstandes zu pflegen und ihre Schlußfolgerungen zu ziehen. Dies geschah zunächst durch die sogenannten Freidenker (Free-thinkers), die Collins und Toland, weiterhin die Tindal, Morgen, Chubb und Andere, welche den Maßstab des gesunden Menschenverstandes an die religiösen Ueberlieferungen legten und im Fortgang ihrer Polemik gegen dieselben an die Stelle der geoffenbarten Religion den Deismus, an die Stelle des dogmatischen Christenthums das ethische setzten oder geradezu die sittlichen Grundsätze des Christenthums als eine „Naturreligion“ geltend zu machen suchten. Die auf diesem Wege gewonnenen Anschauungen und Ueberzeugungen wurden aus den Stuben der Gelehrten und Halbgelehrten in die Kreise der Gebildeten hinübergepflanzt und in der vornehmen Welt in Mode gebracht durch die weltmännische Schriftstellerei von drei großen Herren, den Lords Shaftesbury, Bolingbroke und Chesterfield, welche, jeder in seiner Weise und mit am meisten Genialität Bolingbroke, für den Skepticismus Propaganda machten. Common sense wurde überhaupt die Losung der englischen Literatur und alle Gattungen derselben waren von dieser rationalistisch-realistischen Strömung stark beeinflußt: so die Verstandespoesie Pope's und seiner Schule, die Romandichtung eines Defoe, Fielding und Smollet, die bürgerliche Tragik Lillo's und die Volkspossenkomik Foote's, die geschriebene Satirik Swift's und Johnson's wie die gezeichnete und gemalte Hogarth's, endlich und ganz insbesondere die popularisirende Publizistik, wie solche Steele und Addison in ihren berühmten Wochenschriften (Tatler, Spectator, Guardian) handhabten. Es konnte nicht ausbleiben, daß in England ein solches Gewoge skeptischer Meinungen, welches einen Hume und Gibbon zu ihren historischen Forschungen, einen Smith zu seinen nationalökonomischen Untersuchungen anregte, bald auch auf das politische Gebiet praktisch hinübergriff, und wir sehen nach

der Thronbesteigung des dritten Georgs, dessen Hohlschädel der Droit-Divin-Dunst so dick anfüllte als nur irgend die Schädelhöhle eines festländischen Autokraten, eine Opposition auftauchen, deren Sprachrohre nach einander Wilkes, Junius [9]) und Burke wurden, eine Opposition, die, für das englische Staatswesen von einschneidender Wirkung, zugleich für das Festland, insbesondere für Frankreich, einen Gegenstand der Verwunderung, der Bewunderung und der Nachahmung abgab.

England ist überhaupt schon in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts für die Franzosen erst ein Gegenstand der Neugierde und Verwunderung, dann der Bewunderung und Nachahmung gewesen und von zwei bedeutendsten Stimmführern der französischen Aufklärung weiß man mit Bestimmtheit, daß sie die nachhaltigsten Anregungen von jenseits des Kanals sich geholt haben. Montesquieu hatte allerdings schon zuvor durch seine „Lettres persanes" (1721) bewiesen, daß und wie sehr der Sauerteig des Skepticismus zu dieser Zeit bereits unter den denkenden Leuten in Frankreich in die träge Masse der Vorstellungen kirchlicher und politischer Orthodoxie gährungskräftig eingegangen war. Allein erst nach seiner Heimkehr aus England (1729) machte er sich, der dort empfangenen Eindrücke voll, an jene Arbeit, deren epochemachenden Ergebnisse die „Considérations" über römische Geschichte (1734) und der „Esprit des lois" (1748) waren. Das letztere Buch, auf die Verfassung Englands basirt, ist bekanntlich eines der wirkungsreichsten aller jemals von Menschen geschriebenen geworden. Die Bibel des constitutionellen Monarchismus, hat der „Geist der Gesetze" die Idee der gesetzlichen Freiheit, zu verwirklichen durch ein Zusammenwirken des Volkswillens mit dem Königthum, der brutalen Thatsache autokratischer Bevormundung entgegengestellt. Mittelst Montesquieu's Meisterwerk übertrug der Skepticismus, spätere Entwickelungsphasen vorwegnehmend, seine Anzweifelung und Kritik des Bestehenden auf das staat-

liche Gebiet. In Voltaire dagegen, dem Zeitgenossen des Genannten, arbeitete er mehr vielseitig, ja so zu sagen allseitig.... Dieser große Mann, welcher, falls man sich die Mühe gibt, die Schale seiner Eitelkeit und Gefallsucht zu durchbrechen, im Kern auch als ein guter sich erweis't und thatsächlich unbedingt ein besserer Christ war als Irgendeiner aus der schwarzen Rotte, in deren Augen und Ohren er ein Gräuel gewesen und ist, — dieser große Mann (geb. am 21. November 1694 zu Paris), welchen zu schmähen heutzutage nur noch die Unwissenheit, die Heuchelei und der Knechtsinn berechtigt sind, hat, nachdem er als junger Mensch mittelst einer durchaus ungerechten, auf den bloßen Verdacht der Autorschaft einer Satire hin ihm zuerkannten Bastillehaft von achtzehn Monaten mit der Tyrannei handgreiflich bekannt geworden und dann als vierundzwanzigjähriger Poet in seiner Erstlingstragödie Oedipe (1718) den ersten weithinhallenden Schuß gegen Dogma und Bonzenthum losgebrannt[10]), auch ebenso handgreiflich fühlbar in seinem Streithandel mit dem Duc de Rohan die feige Brutalität der Grandseigneurie seines Landes erfahren hatte, seine Schule ebenfalls in England gemacht (1726—29). Hier eignete er sich die Grundsätze und Forschungsresultate des Deismus an, sowie die aus dem englischen Parlamentarismus entspringenden politischen Prinzipien. Er wurde also ein Deist und ein Liberaler und es weis't bedeutsam auf die englische Schule zurück, daß er noch kurz vor seinem Tode sein Glaubensbekenntniß ebenso bündig als wahr mit den englischen Worten „God and Liberty“ formulirte. Aus England brachte er auch festgehämmert und wohlpolirt die Waffe mit heim, mittelst welcher er sich die geistige Souverainetät über ein Halbjahrhundert erobern sollte, jenes Schwert des Witzes, wie es weder vor noch nach ihm so blank und schneidig jemals wieder in der Hand eines Menschen blitzte. Er hat dann, wie bekannt, seinen zerstörerischen Witz zu einer weltgeschichtlichen Macht erhoben, und zwar zu einer wohlthätigen,

weil aufräumenden und luftreinigenden Macht. Allein er war keineswegs ein bloß verneinender Geist. Zeugniß für sein auch positives Wirken gibt, abgesehen von Anderem, schon der Umstand, daß er zu einer Zeit, wo die Wissenschaft der Volkswirthschaft noch kaum existirte, in einer Zeit der bornirtesten Monopoliensucht den großen Grundsatz des Freihandels zur Geltung zu bringen sich bemühte [11]). Indem Voltaire, die ethische Seele des Christenthums hochachtend, dessen dogmatischen Leib mit schonungslosem Spott in Fetzen riß, hat er freilich allzusehr übersehen, daß der kenntnißlose und darum denkträge große Haufen wie die hüllenlose Schönheit, so auch die nackte Wahrheit nicht vertragen zu können und zur Aneignung sittlicher Begriffe der Vermittelung durch mythologische Vorstellungen allzeit zu bedürfen scheint. Aber es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß Voltaire's Moral eine humane und edle war, wenn er sie in die mannhaften Worte zusammenfaßte: „Sei rechtschaffen, hülfreich und wohlthätig, allem Maßlosen feind, nachsichtig gegen deine Mitmenschen, streng gegen dich selbst. Wo du herkommst, wo du hingehst, verzichte darauf, es zu wissen, und erwarte den Tod ohne Furcht und ohne Hoffnung [12])!" Endlich dürfen auch die großen Verdienste des Mannes um die Geschichtswissenschaft nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Von der großen Epoche der Aufklärung datirt überhaupt die Begründung der modernen Geschichtsforschung und Geschichtschreibung. Weder das Alterthum noch das Mittelalter hat eine wissenschaftliche Historik gekannt. Was das letztere insbesondere angeht, so ist es unthunlich, von der „Wissenschaft" einer Zeit zu sprechen, deren beste Köpfe sich unablässig mit Einbildungen und Hypothesen beschäftigten. Am Ende des Mittelalters und während der Reformationszeit machte sich allerdings jener Realismus, jener Geist der Thatsächlichkeit, ohne welchen es kein Wissen und keine Wissenschaft gibt, auch in

der Geschichtschreibung bereits fühlbar. Schon in den Chroniken eines Froissart, eine so kindliche Freude derselbe auch an dem ritterthümlichen Apparat noch haben mag, und entschiedener in denen eines Tschudi und Frank will sich die realistische Anschauung aus der theologischen entpuppen. Die Spezial- und Lokalhistorik wurde da und dort schon mit jener modernen Nüchternheit betrieben, welche zu dem romantischen Rausche des Mittelalters einen so schroffen Gegensatz bildet. Es genügt, an Macchiavelli und Zurita und weiterhin an de Thou und Burnet zu erinnern. Allein von einem Begreifen und Fassen der welthistorischen Entwickelung, von einer Einsicht in die wirklichen Motive derselben war noch keine Rede und konnte keine Rede sein. Der Grund ist sehr einfach: ohne Verständniß der Naturgesetze gibt es kein Verständniß der Gesetze, welchen gemäß der Prozeß menschlicher Kultur vor sich geht; daher ohne Naturwissenschaft keine Geschichtswissenschaft. Nachdem nun gegenüber den hierarchischen Dunkelungen eines Bossuet, welcher noch zu Ausgang des 17. Jahrhunderts es unternahm, die Weltgeschichte nach der theologischen Schablone zuzuschneiden — („Discours sur l'histoire universelle" 1681) — der große Zweifler Bayle die moderne Universalhistorik wirklich begründet hatte — („Dictionnaire historique et critique" 1696), — zog Voltaire in seinen geschichtlichen Werken die Summe dessen, was von da an bis zu seiner Zeit auf diesem Felde gewonnen worden. Auch hier vollbrachte er eine aufräumende, klärende und befreiende Riesenarbeit, wie beträchtliche Mängel auch immer im Einzelnen seinen Geschichtsbüchern anhaften mögen und wirklich anhaften. Er, und mit ihm sein großer Zeitgenosse Montesquieu, hat die Geschichtschreibung von der theologischen Observanz, von dem Gängelbande biblisch-kirchlicher Tradition völlig losgemacht. Er erweiterte, ganz vorzüglich durch sein bezügliches Hauptwerk, den „Essai sur l'esprit et les moeurs des nations," den Horizont der Geschichte unendlich und zugleich

humanisirte er sie, indem er, immer in Parallele mit der gleichzeitigen Thätigkeit Montesquieu's, mit Geist und Glück es unternahm, an die Stelle einer bloßen Geschichte der Höfe, der Kabinette, der Vorzimmer und der Feldlager eine Geschichte der Gesellschaft zu setzen. Voltaire ist recht eigentlich der kühne und geschickte Pfadfinder der Kulturhistorik gewesen, einer durchaus modernen und äußerst fruchtbaren Wissenschaft. Sodann war auch die Form von seinen geschichtlichen Schriften von hoher Bedeutung, denn vermöge seiner Darstellungsweise trat die Geschichte aus den Gelehrtenstuben heraus in den Kreis aller Gebildeten und nach Bildung Strebenden. Mit anderen Worten, Voltaire hat zuerst die Historik zu einem Zweig der Nationalliteratur gemacht, ein Verdienst, welches sich nachmals in Deutschland Schiller um die Geschichte erwarb. Alle civilisirten Länder Europa's hatten ihren Antheil an der außerordentlichen Regsamkeit, die sich jetzt auf dem Felde historischer Studien kundgab, und allenthalben wich in dem Grade der Ertragsfähigkeit geschichtlicher Untersuchung und Darstellungskunst der abergläubische Respect vor der Vergangenheit, eine Hauptstütze also des Systems religiöser und politischer Bevormundung der Völker. In Italien waren Muratori, Giannone und Tiraboschi thätig, in Schottland Hume und Robertson, in Deutschland Möser, Schlözer und Spittler. In einem und demselben Jahre (1776) erschien in England Smith's „Wealth of nations,“ der historischen nicht minder als der volkswirthschaftlichen Forschung unermeßliche Gebiete aufschließend, und der erste Band von Gibbon's unsterblichem Geschichtswerk. Vier Jahre darauf gab Müller den ersten Band seiner Schweizergeschichte heraus, die, wie groß auch ihre sachlichen Irrthümer und wie verwerflich die Affectation ihres Styls, zur Anregung des demokratischen Geistes dennoch wesentlich mitgewirkt hat, und wiederum vier Jahre später trat Herder mit seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (1784) hervor, jenem kühnen und originellen,

wenngleich mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Versuch, einen neuen Grundbau der Historik zu schaffen, zum ersten Mal eine universale Kulturgeschichte höchsten Styls zu schreiben....

Abermals uns rückwärts wendend, finden wir, daß die Literatur des Zweifels, wie sie durch Voltaire, als ihren Hauptstimmführer, zum Agens und Factor der öffentlichen Meinung gemacht worden, in das staatliche und kirchliche Leben gewaltig eingegriffen hat. Immerhin jedoch nur so, daß die fürstliche Autokratie vorderhand unangetastet blieb. Voltaire selbst, obgleich, wie wir bei Gelegenheit hören werden, von dem Herannahen einer Revolution vollständig überzeugt, war weit entfernt, zu fordern, daß das Bevormundungssystem fallen gelassen und mittelst allmäliger Betheiligung des Volkes am öffentlichen Wesen der Gefahr einer Umwälzung begegnet werde. Er wollte, die Fürsten sollten die Freiheit geben; er verlangte von diesen nur freisinnige Verwaltungsgrundsätze und eine wohlwollende Uebung derselben, und seine politischen Ideen haben sich im Ganzen nirgends über das Niveau der rationellen, wahrhaft patriarchalischen Schafzucht erhoben. Hiebei jedoch konnte die einmal in Fluß gerathene, vorwärts drängende öffentliche Meinung nicht stehen bleiben und wir sehen, daß sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf den Spitzen ihrer Wogen immer deutlicher den demokratischen Gedanken trägt, die Forderung einer aktiven Betheiligung der Völker am Staatswesen. Die Bewegung der Geister schlug also von dem religiösen Gebiet auf das staatliche hinüber, allein es geschah dies erst da, als auf jenem der Skepticismus durch seine späteren Evolutionen reinen Tisch gemacht hatte.

Voltaire war ein standhafter Deist geblieben: er hatte den Glauben an einen persönlichen Gott und an eine von demselben

ausgehende göttliche Weltregierung festgehalten. Jetzt aber wuchs aus dieser idealistisch-deistischen Anschauung eine materialistisch-atheistische heraus, und zwar durch die Triebkraft der außerordentlich eifrig betriebenen Naturwissenschaften. Erfolge, wie sie auf diesem Gebiete ein Buffon, ein Lavoisier hatten, ließen den Realismus und Sensualismus zu immer größerer Kühnheit sich erheben und zu materialistischen Folgerungen vorschreiten, deren Aussprechen bezeugte, daß in den Ansichten und Gefühlen der Menschen seit dem Beginne des Jahrhunderts eine ungeheure Umwälzung sich bewerkstelligt haben mußte. Die verschiedenen Stufen und Schattirungen der materialistischen Schule werden angedeutet durch die Namen d'Alembert, ein scharfsinniger Mathematiker und milder Skeptiker, Diderot, einer der liebenswürdigsten Menschen seiner Zeit, vielseitig, beweglich, französischer Esprit höchster Potenz, gutmüthig, hochherzig, unermüdlich, noch stark vom Idealismus angeflogener Optimist; ferner Condillac, ein wirklich philosophischer Denker unter einer Schaar sogenannter „Philosophen," und sein Consequenzenzieher Cabanis („Les nerfs voilà tout l'homme"); weiter der freche Genußprediger La Mettrie und der feinere, „das Geheimniß von aller Welt ausplaudernde" Selbstsuchtsapostel Helvetius („Sur l'esprit" 1758). Die Summe der materialistischen Weisheit, welche nach und nach sich ansammelte, war diese: — Es gibt nur Etwas, die Materie. Diese ist einzig und ewig. Ein von derselben Getrenntes, Unabhängiges, was die Menschen Seele oder Geist nennen, existirt nicht. Weil Alles Materie ist, kann es unmöglich ein rein geistiges Wesen, einen sogenannten Gott geben, es sei denn, daß er die Materie wäre. Seelen- oder Geistesleben des Menschen ist nur eine Thätigkeit seines Gehirns. Mit dieser hört jenes auf und die Unsterblichkeit der sogenannten Seele ist also eine Fabel .... Die politischen aus dieser Lehre gezogenen Schlüsse konnten natürlich dem Ancien Régime nur feindselig sein. Es gibt

kein Jenseits, folglich auch keine jenseitige Entschädigung der im Diesseits Beladenen, Mühseligen, Uebervortheilten und Unterdrückten; folglich müssen wir uns das diesseitige, das einzig wirkliche Dasein möglich gut und bequem und menschlich einrichten; folglich muß Alles beseitigt werden, was diesem Neubau der Gesellschaft entgegen steht; folglich fort mit der Aristokratie und ihren Vorrechten und fort mit Thron und Altar!

Es sollte ein Tag kommen, wo diese Consequenzen des Materialismus nicht nur so formulirt, sondern auch die Formeln verwirklicht wurden. Einstweilen spielte man in den Salons von Paris mit dem Feuer, insbesondere in jenen literarischen Salons, wie sie früher von Madame Tencin, der herzlosen Mutter d'Alembert's, später von Madame Geoffrin, Madame Du Deffand und Mademoiselle l'Espinasse eröffnet und gehalten wurden. In diesen „Bureaux d'esprit," deren Vorsitzerinnen eines europäischen Rufs genossen und von Kaiserinnen und Königinnen beschmeichelt wurden [13]), bildete sich die Gesellschaft des Rococo allmälig zur Gesellschaft der Revolution um. Aber diese Umbildung beschränkte sich keineswegs auf die Mitglieder dieser in Esprit und Witz schwelgenden Kreise. Denn zur gleichen Zeit that die Philosophie der Epoche dem großen Publikum einen ungeheuren literarischen Salon auf, in welchem sich jeder des Lesens Kundige die Resultate der skeptisch-materialistisch-revolutionären Arbeit aneignen konnte. Man erräth leicht, daß damit die große, von Diderot und d'Alembert redigirte „Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers, par une Société de Gens de Lettres" gemeint ist, deren erster Band i. J. 1751, deren letzte zehn Bände 1766 erschienen, nachdem der Fortsetzung und Vollendung des Werkes von Seiten der Geistlichkeit alle möglichen Schwierigkeiten bereitet und dieselben schließlich nur durch ein „kleines Hofmanöver" beseitigt worden

waren [14]). Dieses umfangreiche Werk hat, wie bekannt, die Metallbarren der Philosophie des Jahrhunderts — gleichviel freilich, ob es gediegene oder sehr beschlackte waren — in der Form allwärts gangbarer Scheidemünze in Umlauf gesetzt. Damit gingen der Zweifel an dem Bestehenden und die Ueberzeugung, daß ein Weltaltertag seinem Ende sich nahe, hinaus in alle Welt und wirkten nach unten hin um so gewaltiger, als die Encyklopädisten die sogenannte physiokratische Doctrin Quesnay's und seiner Anhänger aufgenommen und popularisirt hatten, eine Doctrin, welche sich dem sogenannten Merkantilsystem, das den Reichthum und die Armuth eines Landes lediglich nur nach dem in demselben vorhandenen Baarvorrath an Gold und Silber bemaß, schroff entgegenstellte, indem es in der allnährenden Erde, d. h. im Bodenertrag, die einzige wirkliche Quelle des Reichthums und der Volkswohlfahrt sah und folgerichtig darauf drang, die Productionskraft von Grund und Boden durch Beseitigung der Feudallasten zu steigern und dadurch zugleich das Loos der ackerbauenden Bevölkerung zu vermenschlichen .... Nach Alledem erübrigte zum Abschluß der skeptisch-materialistischen Arbeit nur noch, das oben bereits mitgetheilte Endresultat derselben aus allen Mäntelchen und Verklausulirungen herauszuschälen und mit dürren Worten vor das Publicum hinzustellen. Dies geschah durch den reichen, wohlthätigen, gastfreien „Maitre d'hôtel de la philosophie,“ den Baron Paul Heinrich Dietrich von Holbach, von Geburt ein Pfälzer, aber frühzeitig nach Paris gekommen und ganz verparisert. Er nämlich ist, wie jetzt unzweifelhaft feststeht, der Verfasser des i. J. 1770 unter dem Namen Mirabaud's gedruckten „Système de la nature,“ welches den nackten Atheismus rücksichtslos verkündigte und Tugend und Moral in der Kunst, glücklich zu sein und glücklich zu machen, aufgehen ließ. Im Grunde lief die ganze hier vorgetragene Lehre auf die Aufforderung hinaus: „Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir

todt!“ und so zerrann die materialistische Philosophie in ein gähnendes Nichts, in eine graue, todtenhafte Oede, vor welcher zurückgeschaudert zu sein Göthe in den Denkwürdigkeiten seines Lebens bekannte, in ein trostloses „Gaffen der Gähnungen“ (ginnungagap), von welchem in alter Zeit die Sibylle der germanischen Bibel, die Döla der Edda, orakelhaft geredet hatte.

Zweites Kapitel.

Die Begeisterung.

Aber auf seinem Wege zu diesem Abgrund des Nichts hatte der revolutionäre Gedanke schwindelnd innegehalten. Oder vielmehr, dem seinen letzten Consequenzen hastig zustürmenden Zweifel suchte die Begeisterung sich in den Weg zu stellen.... Keiner, dem Sinn für Wahrheit innewohnt, wird leugnen wollen, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unzählige Herzen unter dem Anhauch der großen Vorschrittsgedanken der Zeit von edelster Begeisterung glühten und daß die hoffenden, strebenden, nach Licht, Luft und Freiheit ringenden Geister der ganzen gebildeten Welt wie durch eine elektrische Kette mit einander verbunden waren. Darum, wo immer ein Funke vom echten Feuer des Genius auf diese Kette fiel, durchzuckte der Schlag mit Blitzesgewalt ganz Europa.

Eine solche Wirkung thaten die Schriften Rousseau's, des „Citoyen de Genève“. Der Prophet des Gefühls löf'te den Propheten des Witzes ab. Wo Voltaire zerstört hatte, suchte Rousseau aufzubauen. Wo jener den Verstand zur Empörung gestachelt, regte dieser die Triebkraft des Gemüthes auf. Wo jener gehöhnt, tröstete dieser; wo der Patriarch von Ferney unter Scherzen und Gelächter überredet hatte, überzeugte der Geächtete der Petersinsel und flammte die Herzen mit der

Glut des eigenen Enthusiasmus an. Rousseau ist recht eigentlich der Mann gewesen, welcher der weltgeschichtlichen Frivolität des 18. Jahrhunderts ein weltgeschichtliches Pathos entgegensetzte und zwar siegreich entgegensetzte, indem er seine Zeitgenossen, wenigstens die Empfänglichen, aus dem Sumpfe gemeiner Instinkte auf die Aetherhöhe edler Leidenschaft emporhob. Noch einmal, er hat seine Zeit Begeisterung gelehrt, — eine unsterbliche That, ein Verdienst, dessen ganzer Umfang Einem klar wird, wenn man sich vergegenwärtigt, was für eine entsetzliche Zucht- und Ruchlosigkeit die Gesellschaft des Ancien Régime mit ihrer Philosophie der Blasirtheit bemäntelte. Man überwinde seinen Ekel und werfe einen Blick auf die Schmutzromanliteratur von damals — mit deren Produkten, auch ein Zeichen der Zeit, die Pariser Polizei einen heimlichen Handel trieb[15]) — man sehe sich die Erzählungen des jüngern Crebillon an oder eine „Thérèse philosophe“ oder gar des Marquis de Sade „Justine“ und „Juliette“, das Scheußlichste, was jemals ein Menschengehirn ausgeheckt; man beachte, daß selbst Geister ersten Ranges, ein Voltaire, ein Diderot, ein Mirabeau nicht verschmähten, in diesem Schmutz mitherumzuplatschen, und man wird erkennen, was es heißen wollte, wie viel es zu bedeuten hatte, wenn ein genialer Mann auftrat und mit der feierlichen Beredtsamkeit einer Riesenglocke, deren Klang zugleich etwas von dem Schreckhaften des Sturmglockengeläutes hatte, in den orgiastischen Tumult der „Vorurtheilslosigkeit“ hineintönte: Natur und Freiheit! Gott und die Familie! Nur in der Rückkehr zu diesen ist Heil!.... Freilich, es ist wahr, leicht mag das Naturevangelium von Jean Jacques, genau angesehen, heute mehr Achselzucken als Sympathie erregen. Nicht so fast deshalb, weil wir daran etwas Gemachtes herauszufühlen meinen, sondern vielmehr darum, weil wir das Unhaltbare des Enthusiasmus für „naturwüchsige“ Zustände erkannt haben, weil wir wissen, daß der Mensch nicht für die Barbarei des Natur-

zustandes, sondern für die Segnungen der Civilisation da ist. Aber vergessen wir darob nicht, daß die Gesellschaft des Rococo, so, wie sie war, einem Manne von Geist und Herz wohl den Wunsch einflößen konnte, in Wildnisse und unter Wilde zu fliehen. Vergessen wir auch nicht, daß die Sehnsucht, aus den verkünstelten, raffinirten, häufig geradezu widernatürlichen Verhältnissen herauszukommen, eine allgemein verbreitete war. Brauchte man doch nur eine Rococo-Schöne, wie wir oben eine vorgeführt, anzusehen, um Angesichts solcher Unnatur nach Natur zu dürsten und zu seufzen. Wie sehr dieses schmerzlich-drangvolle Sehnen nach Naturgenuß und naturgemäßeren sozialen Zuständen, einfacheren Gewohnheiten und reineren Sitten, nach Wiederherstellung der zerrütteten Häuslichkeit und des geschändeten Familienlebens Tausende von Herzen erfüllte, bezeugt die Literatur, bezeugen die Töne, welche in England Thomson, Cowper, Young, Gray und Goldsmith, in Deutschland Klopstock und seine Schule, in Italien Parini und Cesarotti anschlugen, bezeugt der außerordentliche Beifall, welchen das Genre des Richardson'schen Familienromans, sowie die ebenfalls nach englischen Mustern durch Diderot in Frankreich, durch Schröder und Iffland in Deutschland aufgebrachten dramatischen Familiengemälde fanden. Alle diese Strömungen und Strebungen faßten sich zusammen in der von Rousseau verkündigten frohen Botschaft der Natur und Freiheit. Allerdings ist dabei viel Schiefes und geradezu Falsches mituntergelaufen und es hätte dem Propheten der Naturwüchsigkeit und Naturgemäßheit nicht begegnen sollen, daß er die Staatsgesellschaft auf das künstliche Fundament eines Vertrags stellt, während die Natur sie aus ihrer natürlichen Wurzel, aus der Familie, hervorgehen ließ. Ueberhaupt ist die von Rousseau construirte Demokratie eine Chimäre, die nur etwa durch lauter Rousseaus verwirklicht oder auch dann erst recht nicht verwirklicht werden könnte. Allein wenn des vielgeschmähten, vielgehetzten und, freilich nicht ohne

eigenes Verschulden, tiefunglücklichen Mannes Politik ihrem ganzen Wesen nach der unmittelbaren Fruchtbarkeit ermangelte, so hat dagegen seine Autorschaft im Ganzen und Großen eine unberechenbare Fülle von Anregungen über die Welt ausgegossen. Es war in seinen Büchern eine wahrhaft erstaunliche emanzipative Kraft. Mittelst seiner „Nouvelle Heloise“ emanzipirte der geniale Genfer das Gefühl von dem hölzernen Joch der conventionellen Lüge; mittelst seines „Emile“ befreite er die Jugend von dem Baculus einer strohernen Pedanterei, gab den Kindern Kindheit und Kindlichkeit zurück und weckte in der Brust des armen großen Heinrich Pestalozzi jenen Funken himmlischen Erbarmens, der seinem Träger zur Findung seiner glorreichen Volkserziehungsmethode leuchtete; mittelst seines „Contrat social“ endlich erlös'te Rousseau die Welt von dem lastenden Wahn, das angebliche göttliche Recht der Könige existire anderswo als in dem Köhlerglauben der Völker. Es war eine heldische Ader in dem ruhelos Umgetriebenen, bestreite das, wer kann und mag. Nicht eine Sonderlingsgrille, nein, Heroismus ist es gewesen, was Rousseau dem Triumphzug des Materialismus das Banner des Idealismus kühn entgegentragen ließ. Der kennt, fürwahr, jene Zeit schlecht, welcher nicht anerkennen wollte, daß Muth erforderlich war, um inmitten der Saturnalien des Atheismus die „Profession de foi du vicaire Savoyard“ zu schreiben, das schönste Blatt, welches Rousseau geschrieben, das wärmste, welches das Buch der französischen Literatur aufzuweisen hat. Und Muth gehörte auch dazu, im schöngeistigen Salon von Mademoiselle Quinault mitten in die witzigen Blasphemieen der modischen Skeptiker und Skeptikerinnen hinein, wie eines Tages Rousseau that, das Wort zu werfen: „Ist es eine Erbärmlichkeit, zu dulden, daß von einem abwesenden Freunde schlecht gesprochen werde, so ist es eine Niederträchtigkeit, zu dulden, daß von Gott schlecht gesprochen werde, der anwesend ist[16].“ Gewiß haben d i e recht, welche behaupten, daß

in dem Rousseau'schen Idealismus und Enthusiasmus, obschon derselbe gegen die dogmatische Seite des Christenthums nicht weniger scharf anging als der Voltaire'sche Skepticismus, die Keime einer Reaction der Romantik gegen die Aufklärung gelegen hätten. Aber gewiß ist auch, daß ohne den Idealismus, die Begeisterung, die Leidenschaft, welche Rousseau in die Herzen der Menschen pflanzte, das Revolutionsgewitter nicht zum Ausbruch gekommen wäre. Die Skepsis, der Witz, die Ironie allein werden niemals eine weltgeschichtliche That vollbringen. Nachdem der Zweifel seine preiswürdige Minirarbeit gethan, waffnete sich der Enthusiasmus zu seiner titanischen Sturmarbeit. Das ist, unparteiisch gewerthet, die Bedeutung von Rousseau's Wirksamkeit gewesen. Des Mannes Sendung war wirklich und wahrhaft eine schicksalsmächtige . . . .

Während die vornehmen Kreise im ganzen civilisirten Europa noch unter dem Einflusse des Voltaireismus standen und als ein modisches Zubehör zu ihrem übrigen Luxus das Getändel mit der skeptisch-revolutionären Literatur hinzufügten oder — anders ausgedrückt — Aufklärung und Vorurtheilslosigkeit als neue und zeitgemäße Privilegien der Aristokratie in Anspruch nahmen, riefen die von Rousseau und seinen Gesinnungsgenossen verkündigten Grundsätze in den bürgerlichen Klassen eine tief und weit greifende Bewegung hervor. Es ließe sich, wäre hier Raum, eingehend davon zu handeln, unschwer darthun, wie die Befreiungsliteratur des Jahrhunderts, von Frankreich her in alle benachbarten Länder eindringend, den bürgerlichen Mittelstand so zu sagen erst geschaffen hat, indem sie demselben das Bewußtsein seiner selbst und der Zeit gab. Von der großen Umformung an, welche in dieser Epoche mit den religiösen, politischen und sozialen, mit den landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen, mit den naturwissenschaftlichen und geschichtswissenschaftlichen, mit den pädagogischen und ästhetischen Anschauungen und Begriffen vor sich ging, ist das wiederge-

borene Bürgerthum an die Spitze der Civilisation getreten, hat auf allen Gebieten ganz vorzugsweise die Kulturarbeit geleitet und gethan, hat eine Nestel und Spange des Zwangshemdes der Bevormundung nach der andern gelös't und zersprengt und überall die Furchen gezogen, in welche die in unseren Tagen langsam, aber kraftvoll aufwachsende Saat der freien Selbstbestimmung und Selbstregierung der Völker gestreut wurde.

Der Vorschritt der Aufklärung über Europa hin, das ist, mit Kant zu reden, das Herausschreiten des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, fühlte den von Seite des Rousseau'schen Naturevangeliums empfangenen Antrieb auf's Gewaltigste. Ueberall eine unstillbare Erregung der Geister, überall die Regung und Bewegung der besten Instinkte der Menschennatur, an allen Ecken und Enden der Krieg, welchen eine edle und jugendfrische Begeisterung für das Ideal und gegen die der Verknorpelung und Verrottung verfallene Wirklichkeit führte. Wie unwiderstehlich dieser Krieg alle Besseren zu seiner Fahne lockte, wie allgemein der vorwärts drängende Enthusiasmus war, erhellt schon daraus, daß die begeisterte Strömung auch in die Reihen der Privilegirten mehr und mehr sich Bahn brach, daß Edelleute aufrichtig zu dem Glauben sich bekannten, der Titel „Bürger" überwiege alle Adelstitel der Welt, und daß Prälaten stolz darauf waren, dem Illuminatenorden anzugehören. Es war etwas so Zwingendes, so Bewältigendes in dem Sturm und Drang der Zeit, wie es eben nur in Epochen vorkommt, wo die Gemüther über aller „feigen Gedanken ängstliches Schwanken" weit hinweg und in die Aetherhöhen reinsten Wünschens und Wollens emporgeflügelt werden. Solche Zeiten sind Frühlinge der Menschheit, und wenn nicht alle „Blüthenträume" reifen, warum verzagen? Etliche reiften und reifen doch allzeit und immer kehrt der Frühling wieder, von neuen Blüthen schwer.

Sie erschlossen sich damals im heißen Süden Europa's

und im kalten Norden. Denn durch alle Lande ging der Odem des Frühlingssturms des Jahrhunderts und in zahllosen Variationen kehrte das Thema der Befreiung und Erlösung wieder. Freiheit des Fühlens, Denkens und Glaubens, Duldsamkeit, Erziehung, Bildung, Vermenschlichung der Volkszustände, Erbarmen mit dem Elend, der Armuth, mit dem Verbrechen sogar, Emporhebung der Unterdrückten zur Stufe und zum Bewußtsein der Menschenwürde, Herbeiziehung Aller zur Tragung der öffentlichen Lasten, Anerkennung und Verwirklichung der Idee der Bruderschaft der Menschen, — das waren die Ziele der emanzipativen Literatur. Und die Verkündiger dieser frohen Botschaft sollten nicht bessere Menschen, ja, wenn man darauf einen Werth legt, sogar bessere Christen gewesen sein als alle ihre Gegner im weißen Chorrock oder in schwarzer Pastorskutte? Es gehört, fürwahr, ein vollgerüttelt Maaß von Dummheit, Unwissenheit und Unverschämtheit dazu, das unermeßliche Verdienst dieser weltgeschichtlichen Befreiungsarbeit zu verkennen oder gar zu schmähen . . . . In Italien widmeten, angeregt durch den Vorgang der französischen Schriftsteller, die Verri, Beccaria, Genovesi und Filangieri ihr Talent und ihre Begeisterung der Reform der Volkswirthschaft und der Rechtspflege und dasselbe Jahr 1749, welches uns Deutschen den Göthe gab, schenkte den Italienern ihren Alfieri, dessen Poesie für seine Landsleute ein läuterndes Fegfeuer wurde, welches ihnen das sklavenhafte Behagen an der Knechtschaft ausbrannte. Auch in Spanien brach nach den wegbahnenden Aufklärungsversuchen eines Macanaz und Feyjoo die energische und zugleich besonnene, durch den vortrefflichen dritten Karl aufgemunterte und praktisch nutzbar gemachte nationalökonomische Schriftstellerei des preiswürdigen Grafen Campomanes den Bann mittelalterlicher Erstarrung. Dieses Mannes und seiner durch ihn herangebildeten Schüler aufklärerischen Bestrebungen ist es hauptsächlich zu danken, daß das unglückliche Spanien sogar die Re-

gierung des vierten Karls oder vielmehr die der Königin Maria Luisa und ihres Leibgardisten Godoy zu überstehen vermochte, eine der furchtbarsten Prüfungen also, die jemals über ein Land verhängt worden sind. . . In England kündigte sich das Wehen des neuen Geistes durch die Emanzipation der nationalen Muse vom Pope'schen Schnürleib und Reifrock an, eine Emanzipation, deren Vorläufern wir schon oben begegnet sind. In einer schottischen Lehmhütte am Ufer des Ayr kam zu Anfang des Jahres, gegen dessen Ende zu Schiller in der Bäckerstube zu Marbach geboren wurde, Robert Burns zur Welt, der unvergleichliche Liedersänger, die Morgenlerche eines neuen glänzenden Tages englischer Dichtung. Macpherson traf mit den nebelhaft elegischen Gesängen seines Ossian ganz gut die Stimmung der europäischen Gesellschaft, welche sich gerne in die Mondscheinnacht der Schwärmerei vertiefte, als könnte sie darin die Ahnung vom Herankommen einer ungeheuren Katastrophe loswerden. Zu dieser Zeit geschah es auch, daß für England und die Welt ein großer Schauspieler den Shakspeare wieder entdeckte oder wenigstens durch sein Spiel neu belebte, und wohl hat sich damit Garrick sein Grab in der Westminsterabtei verdient. Der Januartag von 1779, wo er dort bestattet wurde, gibt, will mir scheinen, auch einen kulturgeschichtlichen Markstein ab. Ein Komödiant in Westminster! Zu Grabe geleitet von der hochmüthigsten, nackensteifsten Aristokratie der Erde! Ein Symptom des Jahrhunderts, wohl werth der Beachtung. Die fromme Hannah More hat etliche zwanzig enggedruckte Bände mit Romanpredigten oder Predigtromanen angefüllt: sie mögen der Guten verziehen sein, weil sie, vom Begräbnisse Garrick's kommend, diese Zeilen niederschrieb: — „Die Glocken der Westminsterabtei ließen einen Klang erschallen, der mir tief in die Seele drang. Es war gerade drei Uhr, als die großen Thorflügel aufsprangen mit einem Geräusch, welches die Decke erschütterte. Die gewaltige Orgel erhob ihr Gedröhne und ein Vollchor stimmte die feierlichen

Weisen Händel's an. Die Prozession nahte sich dem Grabe, voran die Geistlichkeit unter beständigem Gesange. Dann kam Sheridan, als erster Leidtragender; hierauf der Sarg, umgeben von zehn Lords, welche die Enden des Leichentuches hielten; endlich das übrige Trauergeleite. Fast kein Auge blieb trocken, selbst die Schauspieler, deren Beruf Verstellung ist, vergossen aufrichtige Thränen. Sobald der Sarg niedergesetzt war, begann der Bischof das Gebet mit feierlicher und andächtiger Stimme. Es waltete eine so ehrfurchtsvolle Stille, daß jedes Wort hörbar war. Wie fühlte ich mich bewegt!" Es ist ein Hauch vom Idealismus jener Zeit in diesen Worten. Nicht aber bloß ein Hauch, nein, ein voller Strom desselben ging durch die Glanzentfaltung parlamentarischer Beredtsamkeit, welche England damals erlebte. Edmund Burke, zu dieser Zeit noch nicht genöthigt — (wie er es durch seinen spätern Abfall vom Freiheitsprinzip wurde) — sein entweihtes Genie in die Dressur der Sophisterei zu geben, sah mit neidloser Freude im Unterhause eine Gruppe junger Redner ersten Ranges erstehen: — den „liebenswürdigsten Mann innerhalb der Küsten Großbritanniens," Charles Fox, der „geboren war, geliebt zu werden," den seine Freunde vergötterten und für den Herzoginnen mittelst Küssen bei Fleischern und Bierbrauern Wahlstimmen warben; ferner Richard Brinsley Sheridan und William Pitt den Jüngeren. Fox und Sheridan hielten standhaft zur Fahne weltbürgerlichen Freisinns und sie haben ihr Leben lang die Sache der Humanität bei jeder Gelegenheit mit glänzendem Talent und uneigennütziger Hingebung vertreten. Die englische Beredtsamkeit hat wohl niemals einen edleren Triumph gefeiert als an jenem Junitag von 1787, wo Sheridan — nebenbei bekanntlich auch Dichter der besten englischen Charakter-Komödie („the school for scandal") — als einer der vom Unterhause bestellten Ankläger des Warren Hastings vor dem Oberhause seine große Anklagerede gegen die verbrecherische Tyrannei des gewesenen

Generalgouverneurs von Ostindien hielt („the famous Begum-speech“), ein Verdict gegen die Unterdrückung, dessen unerhörte Wirkung um so höher angeschlagen werden muß, als es zugleich auf die britische Selbstsucht geschleudert war. Aber der jüngere William Pitt, dessen großer Vater i. J. 1778 in der Westminsterabtei seine Ruhestätte gefunden, trug es über alle seine Mitstrebenden davon, auch über seinen genialsten Gegner, Charles Fox, wie es eben die Interessen am Ende immer über die Ideen davonzutragen pflegen. Mit beispiellos frühreifer Verstandesschärfe erfaßte und eroberte Pitt, gegenüber der weltbürgerlich-liberalen Anschauungsweise von Fox, die Stellung eines obersten Leiters der englisch-egoistischen Interessenpolitik, eine Stellung, welche ihm eine weltgeschichtliche Bedeutung gab. Der in demselben Jahre mit Burns und Schiller Geborene hielt schon am 26. Februar 1781 seine Jungfernrede im Unterhause und er hielt sie so, daß Burke entzückt ausrief: „Das ist kein Span von dem alten Block, das ist der alte Block selbst.“ Ein neben Fox Sitzender sagte: „Der junge Pitt wird einer der ersten Redner des Parlaments werden.“ „Er ist es bereits,“ gab Fox zur Antwort, in dessen Seele für Neid kein Platz war [17]. Bevor er sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, stand Pitt als erster Lord der Schatzkammer und Leiter des Unterhauses an der Spitze des englischen Staatswesens und hat dann, eine Unterbrechung von wenigen Jahren abgerechnet, bis zu seinem Tode die contrerevolutionäre Politik Englands und der festländischen Mächte gelenkt. Nicht so souverain freilich, wie französische Geschichtschreiber der Welt einzubilden suchten und wirklich eingebildet haben. . . .

Aus der Weite, Größe und Belebtheit des englischen Lebens den Blick nach Deutschland hinüberlenkend, muß uns da der kleinliche Zuschnitt aller Verhältnisse, die Schneckenhäuslichkeit des ganzen Daseins doppelt auffallen. Das deutsche Rococo war nicht so tief unsittlich, nicht so ganz vom Marasmus zer-

fressen wie das französische; aber dafür war es viel starrer, plumper und anspruchsvoller als jenes. Gallomanisch in Allem, nur nicht in der Annahme der liebenswürdigen Beweglichkeit der Franzosen. Es war eine herkulische Arbeit, den auf Deutschland lastenden Bann der Ausländerei zu brechen und den Ideen des Jahrhunderts Bahn zu schaffen. Hatte sich doch, um nur einen Fingerzeig nach dieser Richtung hin zu geben, in den höheren Gesellschaftskreisen die Französirung so festgesetzt, daß vorab in Berlin noch um 1785 die deutsche Sprache für gemein galt, ja daß an dortigen höheren Schulen Franzosen mit derselben umgehen durften wie jener Monsieur Naudé, der noch i. J. 1798 den Schülern des Joachimthal'schen Gymnasiums vorübersetzte: „Cäsar hazardirte es, den püblikenTresor zu spoliiren [18]." Welchen Muth mußte es fünfzig Jahre früher erfordern, inmitten der kastenmäßigen Scheidung der Stände, des Hochmuths der Aristokratie, der Unduldsamkeit der Pfaffheit, der Unwissenheit und trägen Gleichgültigkeit des Volkes und der eifersüchtigen Despotie der Fürsten den Gedanken zu fassen, Deutschland vom Einflusse des Auslands zu emanzipiren und es dem Gefühle und Bewußtsein seiner Nationalität zurückzugeben?

Dieser Gedanke wurde, unter der bezüglichen, früher berührten Einwirkung des Waltens von Friedrich dem Großen, alles Ernstes gefaßt; aber seine Verwirklichung ist nur dadurch möglich geworden, daß in Deutschland, so, wie die Verhältnisse lagen, den wahrhaft ursprünglichen, selbstständigen und selbstbewußten Kräften nur ein Feld öffentlicher Wirksamkeit offen stand, das der Literatur. Weil auf diesem Felde die genialsten Gaben und besten Strebungen der Nation sich vereinigten, ist es nicht bloß gelungen, eine deutsche Nationalliteratur von unvergleichlicher Tiefe, Kraft und Schönheit zu schaffen, sondern es ist auch in Deutschland die geistige Befreiung so ernst, so umfassend und so vollständig durchgeführt worden wie sonst nirgendwo. Die deutsche Gemüthstiefe verlieh dem Skepticis-

mus selbst eine idealistische Färbung, und wer nur immer ein Organ dafür hat, wird leicht wahrnehmen, daß in der deutschen Befreiungsliteratur des 18. Jahrhunderts die schneidende Stimme des Zweifels von dem vollen Brustton der Begeisterung überwältigt wird. Selbst bei Wieland, dem eigentlichen und verdienstvollsten Vertreter des französischen Esprit, ist das grinsende Hohnlachen der Skepsis zum urbanen Lächeln der Ironie gemildert. Und wer fühlte nicht die verhaltene, aber intensive Glut der Begeisterung in Lessing's glorreicher Kriegsführung gegen die Dummheit, Lüge und Heuchelei, sei es, daß er seinen guten Kampf der Vernunft und des Patriotismus mittelst Streitschriften, sei es, daß er ihn mittelst Dichtungen kämpfte? Wo hätte sich denn der Enthusiasmus eines Befreiers jemals edler geoffenbart als im „Nathan?" Und der Mann, welcher, wie Lessing die deutsche Aufklärung zu nationalliterarischem, so dieselbe seinerseits zu wissenschaftlichem Abschlusse brachte, Immanuel Kant, hat er etwa sein Riesenwerk ohne Begeisterung zu Stande gebracht? Er, welcher der von der Illusion des Uebersinnlichen befreiten „reinen Vernunft" als Stab und Stütze den „kategorischen Imperativ" gab und im höchsten Gefühle der Menschenwürde an die Stelle der gemeinen Nützlichkeitslehre von jenseitiger Belohnung das strengsittliche und erhabene Befehlswort der Pflicht setzte.

Es entsprach dem deutschen Idealismus, daß die Poesie es sein mußte, welche den seit dem dreißigjährigen Kriege währenden Winterschlaf des deutschen Volksgeistes beseitigte. Nachdem die kritischen Bemühungen der Züricher, wie zahm und philistern sie den Menschen von heute vorkommen mögen, die Eiskruste des „falschen Regelzwangs" der Gallomanie gebrochen, brachte die Dichtung Klopstock's die frohe Frühlingsbotschaft. Ihre soziale Wirkung überwog weit ihren ästhetischen Werth. Sie veredelte vermöge des von ihr aufgestellten Liebesideals die Stellung der Frauen und das Verhältniß der beiden Geschlech-

ter; sie schwang, selber von Begeisterung getragen, das Feuer des Enthusiasmus in alle jungen Herzen und lehrte die heranwachsende Generation an weibliche Tugend und männliche Würde, an Freundschaft und Vaterland, an alles Gute und Hohe glauben, was „des Schweißes der Edlen werth.“ Man vergegenwärtige sich Klopstock's Besuch in Zürich i. J. 1750 und man wird eine sprechende Probe haben von der tiefgreifenden Einwirkung des Dichters auf seine Zeitgenossen. Dem wohlmeinenden Bodmer freilich war das Gebaren des Messiassängers „nicht heilig“ genug und er fand es profan, daß derselbe weit lieber im Kreise fröhlicher Zecher tüchtig mitzechte — („er trinkt sehr stark und mag den Wein wohl vertragen,“ seufzte der gute alte Bücherwurm und Wasserpoet) — ja, und lieber hübschen züricher Mädchen „Mäulchen raubte“ als den gelehrten Auseinandersetzungen des verdienstvollen, jedoch über die Maßen breitredseligen Literators zuhörte [19]). Aber es war ein Stück verwirklichte Klopstock'sche Poesie, es war eine Kundgebung der Erlösung der Menschen von dem Schnürleib der Rococo-Unnatur, als der Dichter mit seinen Freunden, ihren Frauen und Töchtern jene Sommertagsfahrt die „Traubengestade“ des Zürichsee's entlang machte, welche ihn zur schönsten seiner Oden begeisterte [20]). Unwillkürlich geben wir dem lockenden Reize der Gegensätze nach, indem wir neben diesem freilich nur angedeuteten Bild idealisch-idyllischer Schwärmerei an das classische Perückenstück erinnern, welches sechszehn Jahre später der junge Göthe als Leipziger Student erlebte, als er Bodmer's Todfeind, den in seiner Art einzigen und keineswegs verdienstlosen Großpedanten Gottsched besuchte [21]). Schwankte ja doch zwischen solchen Contrasten das deutsche Leben jener Tage und wir dürfen nicht vergessen, wie schwer es selbst einem Göthe wurde, die Convenienz des Rococo völlig zu überwinden. Es muthet uns ganz seltsam an, wenn wir erfahren, daß der Dichter des Götz und Werther zwanzig Jahre nach dem Erscheinen dieser Sturm- und Drangdichtungen,

im Jahre 1793 noch, einen „langen" und wohlgepuderten Zopf getragen hat[22]). Armer Zopf, als du im Nacken von Leuten wie Lessing und Kant, Göthe und Schiller, Washington und Fox, Rousseau und Mirabeau baumeltest, ließest du dir nicht träumen, daß du dereinst zu einem Symbol der Unvernunft und Knechtschaft werden solltest.

Klopstock's Messias bewährte weit in das Jahrhundert seines Entstehens hinein seine die Seelen lösende und das Gefühl entbindende Kraft. Wie hat das Gedicht z. B. auf den östreichischen Aufklärer Feßler gewirkt, dem es in der Kapuzinerkutte zu enge und schwül wurde; wie auf den kraftgenialischen Schwaben Schubart, der noch in den siebziger Jahren zu Augsburg mit dem Vortrag des Messias so große Erfolge erzielte: („Mit jedem neuen Gesange mehrte sich meine Zuhörerschaft, der Messias wurde reißend aufgekauft, man saß in feierlicher Stille um meinen Lesestuhl her, Menschengefühle erwachten, wie sie der Geist des Dichters erweckte, man schauerte, weinte und ich sah's mit süßestem Freudegefühl im Herzen, wie offen die deutsche Seele für jedes Schöne, Große und Erhabene sei.") Und wie wirkte diese pathologische Dichtung erst auf die Jugend! Zur gleichen Zeit, vielleicht in denselben Stunden, wo Schubart zu Augsburg den Messias vortrug, las in der Klosterschule zu Blaubeuern der junge Paulus, nachmals ein weithinscheinendes Licht auf dem Leuchter des Rationalismus, in heimlichen Dämmerstunden auf seiner Zelle das Gedicht „mit gedämpfter Stimme" einem Mitklosterschüler vor, „abwechselnd ganz Entzücken und ganz Schauder[23])." Vom Klopstock'schen Pathos angeregt, gründete die Schaar begeisterter Jünglinge, welche sich zu Göttingen um Voß gesammelt hatte, i. J. 1772 den „Hainbund," dessen dichterische Resultate allerdings nicht viel zu bedeuten hatten, der aber merkwürdig bleibt als ein Versuch des deutschen Idealismus, mitten in der Prosa des Lebens sich förmlich realistisch zu organisiren. Der Hainbund ist bekanntlich ein Stück „Sturm und Drang" ge-

wesen, eine Manifestation jener wundersamen Zeitstimmung, in welcher die Eingebungen Lessing'schen Freisinns, des durch Hamann und Herder in Deutschland um- und weitergebildeten Rousseau'schen Naturevangeliums und die Bewunderung Shakspeare's zu begeistertem, zu „kraftgenialischem," zu bacchantischem Ausbruche kamen.

Natur und Freiheit! Haß den Despoten! Verderben den Pfaffen! Krieg den Philistern! das waren die Schlagworte und Losungen, welche in Deutschland umgingen. In allen Tonarten, da mondscheinzart säuselnd, dort gewitterstürmisch brausend. Ein Grundton durchklang das verworrene Concert: Erlösung von der Lüge des Rococo, und zwar des Rococo im denkbar weitesten Umfange des Begriffs. Dieses idealistische Sehnen nach Befreiung von der Konvenienz greisenhaft abgelebter, schon nach Verwesung duftender Zustände, es waltete und herrschte, trieb und gohr allüberall. Seine Kundgebungen waren bunt bis zur Tollheit, aber in ihrem Wesen immer dieselben. Ja, es war diese idealistische Sehnsucht, welche etliche Jahre nach der Stiftung des dichterischen Hainbunds im protestantischen Norddeutschland, im katholischen Süddeutschland den revolutionären Illuminatenorden aus der aufklärerischen Freimaurerei hervorgehen machte. Sie war es, welche den Lorenzo-Dosen-Brüdern des Gleim'schen Kreises in Halberstadt und des Jakobi'schen in Pempelfort die Ueberschwänglichkeiten ihrer Freundschaftlerei eingab, sowie sie jene Hofdame der Frau Erbprinzessin von Hessen-Homburg antrieb, ein weißes Lämmlein am rosenrothen Bande auf die Hügel von Bergzabern zur Weide zu führen. Sie war es ferner, welche einem Herder das kosmopolitische Verständniß des Getöns der Riesenharfe aller Völkerpoesie erschloß, einem Göthe seine süßesten Jugendlieder auf die Lippen lockte, einem Jerusalem-Werther das selbstmörderische Pistol und einem achtzehnjährigen Schiller die Feder in die Hand gab, womit er unter den Bedrängnissen der von Schubart nicht mit Unrecht „Skla-

venplantage" gescholtenen Militärakademie die „Räuber" aufs Papier warf, das genial-unbändigste Manifest der Sturm- und Drangzeit, deren Schmerzen und Hoffnungen, deren Verzweiflung und Begeisterung, deren titanisches Wollen und Ringen Göthe in seines Faust's erstem Theil später zur modernen Universaldichtung gestaltet hat. Sie, die Sehnsucht nach dem Ideal, war es endlich auch, welche den „wohlduftenden" Lavater inspirirte, als „Sanct Lavatus" in der Welt umherzuaposteln, und welche den mystisch-katholischen Kreis der Fürstin Gallitzin zu Münster, sowie den vornehm-pietistischen der Stolberg und Reventlow in Holstein beseelte. Auch diese Menschen suchten das Licht und die Freiheit, wennschon nach einer Richtung hin, wo das Dunkel und die Knechtschaft lagen [24]).

Das Auftreten Göthe's am Hofe zu Weimar, seine Dutzbruderschaft mit dem prächtigen Karl August, das kraftgenialische Wesen und „Wüthen" in der Residenz an der Ilm, dieser Musenhofhalt mit seinen kommenden und gehenden „Genies," mit seinen Ossian-Werther-Faust-Clavigo'schen Stimmungen und Manifestationen, mit seinen Shakspeare'schen Humoren und Aristophanischen Burlesken, mit seinem Klinger'schen Titanismus und seinen Lenz'schen „Affenstreichen," mit seinen Komödien- und Liebesspielen, seinem Reiten und Jagen, seiner über alle konventionellen Schranken hinwegsetzenden und doch auch wieder in seinen wildesten Auslassungen idealisch angehauchten Keckheit, — war das Alles nicht ein erklecklich Stück einer sozialen Revolution? Einer Revolution, welche freilich nicht allein die herkömmlich-geselligen Formen, sondern mitunter auch die sittlichen Grundbegriffe so sehr erschütterte, daß selbst eine so hochsittliche Natur, wie Schiller war, auf die barocke Idee einer Doppelehe mit zwei Schwestern verfallen konnte [25]). Man beachte die Stellung, welche die Frauen in der Weimarer Glanzperiode einnahmen: — diese geist- und gemüthvolle Herzogin Amalie, diese Lotte von Kalb, die „Titanide," die Geliebte Schiller's

und Jean Paul's, die Freundin Göthe's, Fichte's und Hölderlin's, welche ihre Genialität bis ins Uralter bewahrte[26]); diese Lotte von Stein, die „beste von allen," die „große Flamme" Göthe's — (welche Flamme aber doch recht bedenklich trüb aufqualmte, als der Geliebte so frei war, in den Armen der „hübschen, frischen, quabbeligen" Christiane Vulpius seine „Römischen Elegien" zu dichten) — ferner die nach unserem Sinne „beste" der Lotten, Lotte von Lengefeld, mit ihrer hoch und schön erregten Schwester Karoline; endlich Emilie Berlepsch, eine Emanzipirte par excellence, und Amalie von Imhof, die Dichterin, welche in ihrer Jugendschöne in den Dichterkreis am Weimarer Musenhofe trat, „im weißen griechischen Gewande, mit goldenen Spangen, das braune wundervolle Haar griechisch gescheitelt und gewunden, während vor innerer Bewegung ihre großen blauen Augen stralten, ihre Wangen glühten, ihr Busen flog und wallte[27])." Man gehe den Beziehungen dieser und anderer mehr oder weniger genialen Frauen jener Zeit zu den hervorragendsten Männern nach, man sehe sich die ganze auf das Ungewöhnliche, Poetische, Phantastische abzielende Lebensführung der deutschen Sturm- und Dranggesellschaftskreise an und man wird begreifen, daß Jean Paul zur Zeit seines zweiten Aufenthalts in Weimar (1798) im Hinblick auf die französische Staatsumwälzung an seinen Freund Otto schreiben konnte: „Eine geistige und größere Revolution als die politische und nur ebenso mörderisch wie diese schlägt im Herzen der Welt." Selbstverständlich soll damit den deutschen Frauen ihr herrliches Verdienst, durch ihre lebhafte Betheiligung an der geistigen und sozialen Revolution, aus deren Gährungen unsere classische Literatur hervorging, die Gemüthsvertiefung und den hochfliegenden Idealismus dieser Classik wesentlich mitgefördert zu haben, nicht verkümmert werden. Im Gegentheil!

So finden wir denn die beiden großen Richtungen der geistigen Bewegung des Jahrhunderts an einem und demselben

Ziele angelangt: die Literatur des Zweifels und die Literatur der Begeisterung, der Materialismus und der Idealismus haben zu ihrem Ausgangspunkt den Gedanken einer Revolution. Und zwar schwankt dieser Gedanke nicht mehr unbestimmt in nebelgrauer Ferne, nein, er stellt sich vielmehr in der Form bestimmter, unzweideutig und scharf ausgeprägter Weissagung vor die Gesellschaft des Ancien Régime hin, von dem Propheten des Skepticismus mit nicht geringerer Sicherheit und Bestimmtheit ausgesprochen als von dem Propheten des Idealismus. Dieser, Rousseau, schrieb schon 1760, an seinem „Emil" arbeitend, die Worte nieder: „Ihr vertraut auf den bestehenden sozialen Zustand, ohne zu bedenken, daß derselbe unausweichlichen Umwälzungen ausgesetzt ist. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch ein Unterthan werden. Wir nähern uns der Krisis und der Epoche der Revolution" (nous approchons de l'état de la crise et du siècle des révolutions). Und vier Jahre später, am 2. April 1764, äußerte Voltaire in einem Brief an Mr. de Chauvelin: „Alles, was ich sehe, streut den Samen einer Revolution, welche unfehlbar kommen wird (jete les semences d'une révolution, qui arrivera immanquablement) und von welcher Zeuge zu sein ich leider nicht das Vergnügen haben werde. Das Licht ist allmälig so allgemein geworden, daß es bei erster bester Gelegenheit eine Explosion geben wird. Hübsch geräuschvoll wird es dabei hergehen (ce sera un beau tapage). Die jungen Leute sind recht glücklich; denn was werden sie nicht Alles sehen und erleben!"

Drittes Kapitel.

„Le roi est mort... vive le roi!"

Zehn Jahre nach dem Tage, wo der Patriarch von Ferney die herankommende Revolution vorhergeschaut hatte, nicht in Gestalt eines Flammen hauchenden und Alles verschlingenden Drachen, sondern vielmehr in Gestalt einer lächelnden, segnenden Göttin, erschien die Stunde, wo der Tod zum Dubarry-Louis sagte: Fort! Verpeste nicht länger die Welt!....

Die Orgie der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten war zuletzt von immer häufiger eintretenden Pausen der Melancholie unterbrochen worden. In einer solchen Pause hat die Haupt- und Staatsmaitresse — wispert es im „Ochsenauge" des Versailler Schlosses — dem melancholischen Sultan zu seiner Zerstreuung ein blutjunges Mädchen zugeführt und das Opfer hat dem König-Moloch den Keim der Kinderblattern in bösartigster Form eingepflanzt. Genug, Ludwig liegt im Sterben und macht den Palast zu einer Pesthöhle, während draußen der Mai seine Millionen duftender Blüthenkerzen aufgesteckt und angebrannt hat. Das Werk des Königs ist gethan: er hat die französische „Gesellschaft" vergiftet bis in's Mark und die Staatsschuld auf 4 Milliarden Livres gebracht. Das ärgerliche Ränkespiel, welches die Partei des untergehenden Schwefelgestirns der Dubarry und die der „aufgehenden Sonne" des

Dauphin um das Bett des zu einem athmenden Aas Gewordenen her aufführte, ist vorbei, seit man erkannt, daß sein Zustand ein hoffnungsloser. Das „scharlachene Weib“ hat sich am 4. Mai in den Wagen geworfen und sich zu ihrem würdigen Herzensfreund, dem Duc d'Aiguillon, nach Ruelle zurückgezogen. Auch der noch ärgerlichere Zank, ob dem Könige die Sterbesakramente gegeben werden sollten oder nicht, ist verstummt: der Abbé Mondou und der Großalmosenier Roche-Aymon haben sie ihm gegeben, und wenn sie sich dabei möglichst sputeten, so kann es ihnen wahrlich nicht verdacht werden. Denn die Nähe des Kranken ist unerträglich und todbringend. Der Herzog von Liancourt trifft im Vorzimmer einen der königlichen Kammerdiener in Thränen zerfließend. „Ah, Ihr weint um Euren Herrn?“ „O nein, nicht um den, aber um meinen armen Kameraden, welcher die Blattern noch nicht gehabt, davon angesteckt werden und sterben wird.“ Der Schwarm der Hofleute späht nur noch vorsichtig aus der Ferne den Corridor nach dem Krankenzimmer herauf, ungeheuer große Riechflacons vor allen den hochadeligen Nasen. Im Oeil-de-Boeuf vornehmes Gedränge bis zu völliger Stopfung. Wer wird so glücklich sein, den beiden königlichen Hoheiten, welche im nächsten Augenblicke schon königliche Majestäten sein können, zuerst sich zu Füßen zu werfen? Wem wird es gegönnt sein, zuerst das huldigende: „Le roi est mort . . . vive le roi!“ anzustimmen?

Derweil stirbt der fünfzehnte Ludwig einsam und verlassen. Doch nein! Denn es fällt sogar in dieses Sterbezimmer ein Stral vom Lichte des Ewig-Menschlichen. Seine Kinder, seine rechtmäßigen Töchter, von ihm mit pöbelhaften Unnamen verunglimpft, sie halten bei ihm aus, sie thun den eckelhaften Krankendienst, ein Heroismus der Pflicht, welcher vergessen macht, daß die armen Prinzessinnen häßliche und einfältige alte Jungfern sind. Endlich, am Nachmittag des 10. Mai 1774, verscheidet der König. „Ihr werdet — sagt der erste Kammer-

herr, der Duc de Villequier, zum ersten Wundarzt — Ihr werdet den königlichen Leichnam öffnen und balsamiren.“ „Wohl, ich bin dazu bereit — erwidert Mr. Andouillé — aber während ich operire, werdet Ihr den Kopf des Leichnams halten; Euer Amt schreibt Euch das vor.“ Der Duc macht sich im höchsten Schrecken davon und das Grauenhafte, was von Ludwig dem Fünfzehnten übriggeblieben, wird eiligst in einen Bleisarg mit doppelten Wänden geworfen. Trotzdem geht ein Pesthauch von den Ueberresten des Königs aus, welcher — sagt ein Hofmann von dem kaum erkalteten Todten — „durch seine Pflichtvergessenheit und seine schmachvollen Ausschweifungen ein Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden war.“ Zwei Tage später eilt der Leichenzug so zu sagen im Galopp nach Saint-Denis, mehr der Beiseiteschaffung eines Dinges gleichsehend, das man möglichst rasch los sein will, als der Bestattung eines „allerchristlichsten“ Königs. In den Schenken am Wege, den der Zug eiligst zurücklegt, gibt sich die allgemeine Freude über den Hingang des Ex-„Vielgeliebten“ geräuschvoll kund. „Was — schreit ein Betrunkener, dem der Wirth nicht mehr einschenken will, weil der königliche Leichenzug soeben vorüberkommt — was? Dieser Hundesohn (ce B..... là) hat uns während seines Lebens verhungern lassen und möcht' uns bei seinem Tode auch noch verdursten lassen!“... Das war die volksthümliche Grabrede des „Bien-aimé!“ Das Requiem sangen ihm ein Hundert oder mehr Pariser Spottdrosseln, deren stachelige Couplets die Wände der Königsgruft von Saint-Denis wildjubelnd umgellten [28]).

Während der Abscheuliche und Verabscheute seine letzten Athemzüge röchelte, harrten Dauphin und Dauphinesse im andern Flügel des Riesenschlosses beklommen des ersten Augenblicks ihrer Königsschaft. Drunten auf den Höfen stehen alle Equipagen angespannt, um den ganzen Hof, sowie das „Le roi est mort . . . vive le roi!“ erklungen wäre, nach Choisy zu bringen,

aus der verpesteten Atmosphäre des Palastes weg. Plötzlich ein Gedonner und Gestampfe vom Ochsenauge her und der junge Prinz und seine junge Frau wissen, daß sie jetzt König und Königin sind. Denn das ganze Rudel der Hofleute kommt dahergestürzt, um die neuen Majestäten zu begrüßen. Bevor aber die Flügelthüren aufgehen — erzählt Madame de Campan, erste Zofe Marie Antoinette's, und warum sollte sie diesen einfach und rein menschlichen Zug erfunden haben? — werden der zwanzigjährige Ludwig der Sechszehnte und seine noch nicht ganz neunzehnjährige Königin von der Wucht des Moments so erdrückt, daß sie sich auf die Kniee werfen und in Thränen und in das gemeinsame Gebet ausbrechen: „O Gott, leite und schütze uns! Wir kommen zu jung auf den Thron!" Nun tritt die erste Hofdame, die Frau Gräfin von Noailles herein — („Madame Etikette" ist sie von einer ihren Muthwillen nicht immer gehörig zähmenden Dauphinesse zubenannt worden) — und begrüßt Ihre Majestäten zuerst, mit der Bitte, die Huldigungen der Prinzen und des Hofes empfangen zu wollen. Auf ihren Gatten gestützt, das Taschentuch vor den Augen, macht die neue Königin von Frankreich diese Ceremonie durch. Warum soll sie nicht glauben, daß die Glückwünsche und Ehrfurchtsbezeugungen und Treuschwüre, die zu dieser Stunde ihr entgegengebracht werden, aufrichtig seien und glückverheißend? Warum soll sie nicht hoffen dürfen, daß ihre schönen Tage von Aranjuez, will sagen von Klein-Trianon jetzt beginnen würden? Was sollte sie fürchten? War sie nicht, auf ihrem Brautzuge von Straßburg nach Versailles, überall in Frankreich wie eine triumphirende Göttin empfangen worden? Hatte doch, als sie an einem der Festtage ihrer Hochzeit vom Balkon des Pariser Stadthauses auf die zahllos unten auf dem Grèveplatz wogende und das enthusiastische „Vive la Dauphinesse!" zu ihr emporjubelnde Volksmenge niedersah, der Marschall von Brissac, der noch dazu kein Schmeichler war, zu ihr gesagt: „Madame, diese

zweimalhunderttausend Menschen sind alle in Sie verliebt." Ein Omen anderer Art war es freilich gewesen, daß an einem dieser Festtage in Folge eines panischen Schreckens auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten Hunderte von Menschen todtgedrückt oder tödtlich gequetscht wurden. Ein Omen anderer Art auch, daß bei einem über alle Beschreibung glänzenden Vermählungsballfest in den Sälen des Versailler Schlosses der Finanzminister Abbé Terray dem ihn schmunzelnd antretenden Dubarry-Louis auf die Frage, wie er, der Generalcontroleur der Finanzen, alle diese Lustbarkeiten fände, die Antwort gab: „O, Sire, ich finde, daß sie unbezahlbar sind[29])." Unbezahlbar, ja wohl, gerade wie die vier Milliarden der Staatsschuld. Aber was wußte damals eine fünfzehnjährige Kronprinzenbraut, was wußte jetzt eine neunzehnjährige Königin davon, daß es in Frankreich oder sonstwo in der Welt ein ungeheuerliches Ding gäbe, welches seinen absonderlich-häßlichen Namen Defizit den Leuten bald so zudringlich-kreischend in die Ohren schreien würde?

„Wir sind zu jung!" In Wahrheit, nur so junge Leute wie der neue König und seine Königin waren, merkten nicht, daß und wie sehr der Boden unter ihnen zitterte, bebte und schwankte. Der alte Hirschpark-Ludwig sogar hatte mitunter ein fröstelndes Vorgefühl vom nahen Bankerott der allerchristlichsten Königsfirma empfunden. Als er i. J. 1771 durch seinen Kanzler Maupeou die Parlamente hatte aufheben lassen, welche Gerichtshöfe ihrer Verknöcherung ungeachtet doch immerhin gegen das Handiren mit „Lettres de cachet" und andere Graßheiten des Sultanismus noch einige Opposition zu machen gesucht, drang das Getöse der Mißbilligung durch die Wände des königlichen Serails. Einen Augenblick stutzte der Sultan. Dann aber sprach er das „Nach uns die Sündflut!" seiner in ihrem schmachbedeckten Grabe verschollenen Pompadour in seiner Weise nach: — „Bah, mich wird es wohl noch aushalten; mein Enkel

jedoch mag sich in Acht nehmen[30]." War aber der Enkel der Mann dazu, sich gehörig in Acht zu nehmen? Oder war damit das Verhängniß abzuwenden? Die Geschichte hat beide Fragen verneint.

Mit der nicht aus Niederträchtigkeit, sondern aus Hoffnung und Vertrauen entspringenden Freigebigkeit, womit die Völker neuen Königen schöne Namen zutheilen, begrüßten die Franzosen ihren sechszehnten Ludwig bei seiner Thronbesteigung als „Louis le désiré." Eitelkeit der Eitelkeiten! Der „Ersehnte" blieb es lange nicht so lange als sein Großvater der „Vielgeliebte" geblieben war. Und doch war Ludwig der Sechszehnte ein guter Mann, sittlich in seiner Führung, einfach in seinen persönlichen Bedürfnissen, seinem Volke mit Herzlichkeit zugethan, des Ernstes seiner Königspflicht wohl bewußt, auch entschlossen, derselben Genüge zu thun — nach Kräften. Aber eben mit den Kräften war es nicht so bestellt, wie es hätte bestellt sein müssen, wenn der Versuch, das herandrohende Verderben abzuwenden, mit einiger Aussicht auf Erfolg gemacht werden wollte. Der König hatte die Sünden seiner Väter zu tragen und er war dieser Last nicht gewachsen. Er lebte in einer Zeit, deren gesammte Geistesrichtung, deren Denken und Fühlen durch Voltaire und Rousseau bestimmt war, und er hatte hievon keine klare Erkenntniß. Er brachte auf den Thron die Neigungen und Tugenden eines Privatmanns mit — und es war das auch Etwas, was unter andern Umständen hätte heilsam wirken können — aber nicht die Willens- und Thatkraft eines Herrschers, und zwar eines Herrschers, wie ein in völliger Zersetzung begriffener Staat ihn bedurfte. Gutmüthige Schwäche, Mangel an Selbstvertrauen, Unsicherheit und Bestimmbarkeit, das waren Todsünden für einen Nachfolger Ludwigs des Fünfzehnten und gerade mit diesen Todsünden war sein Nachfolger behaftet. Dennoch ist man — sei es gleich hier gesagt — verleitet durch das Zerrbild, welches eine einseitig revolutionäre

Geschichtschreibung von dem sechszehnten Ludwig entworfen, dem unglücklichen Mann nicht hinlänglich gerecht geworden. Wer immer die Wahrheit achtet und die Gerechtigkeit liebt, wird nicht allein dem Menschen Ludwig sein Mitleid, sondern er wird auch dem König Ludwig seine Achtung zollen, wenigstens was die Zeit seiner Regierung betrifft, welche dem Ausbruch des Orkans vorherging, den zu beschwören, so wie die Sachen lagen, überhaupt unmöglich war.

Der Anfang von Ludwigs Königsschaft berechtigte zu den besten Hoffnungen. An die Stelle von Schurken wie Maupeou, Terray und Brillière berief er in's Ministerium Männer von Talent, erleuchtetem Freisinn, Eifer für das Volkswohl und die Wiederherstellung der geschändeten Ehre Frankreichs. So Turgot, Malesherbes und Vergennes. Bedenklich war dabei nur, daß der König die factische Premierministerschaft an Maurepas gab, der schlechterdings Nichts als ein leichtfertiger Witzling und ein ränkelustiger Höfling des Ancien Régime gewesen ist [31]). Indessen ging Alles gut oder schien wenigstens gut zu gehen, so lange die Turgot und Vergennes nur mit den Einflüssen von Maurepas' Seite her zu kämpfen hatten, und es ist bekannt, daß zu dieser Zeit Frankreichs Handel, Colonialwesen und Seemacht höchst bedeutend gehoben wurden und daß seine Machtstellung in Europa aus ihrem tiefen Verfalle sich wieder aufgerichtet hat. Aber frühzeitig machte sich doch auch schon die Unzulänglichkeit des Staatsoberhauptes geltend. Bereits im Jahre 1777 hat ein fremder Diplomat, der ein geübter und zugleich billiger Beobachter war, über den König geschrieben: „Er ist gerecht, wohlthätig, er hat ein rechtschaffenes Herz, er liebt es, sein Volk zu beglücken; aber unkundig, wie er ist, und ohne erworbene Aufklärung schwankt er in der Wahl der Mittel. Er vertraut dabei sich selbst nicht und fürchtet doch auch, sich bestimmen zu lassen, wenn er Andere um Rath frägt. Die Erfahrung, welche ihm zeigt, daß man ihn oft betrogen, macht ihn argwöhnisch.

Man kann ihm Meinungen, aber niemals Ueberzeugungen geben [32]." Weniger diplomatisch ausgedrückt, heißt das doch nur: Ludwig der Sechszehnte schwankte wie ein Rohr im Winde. Es kam also viel zu viel darauf an, von welcher Seite her der Wind blies, und wenn wir das Bild festhalten wollen, so ist jetzt zu sagen, daß das arme Rohr nach einer schlimmen Seite hingewindet wurde, als es sich dem zephyrischen Anhauch ehelicher Zärtlichkeit überließ. Ohne Bild: die Tochter Maria Theresia's hat keinen heilsamen Einfluß auf ihren Eheherrn geübt, sondern einen entschieden unheilvollen. Aus dieser Frau hat erst das Unglück Etwas gemacht, das man hochachten kann. Im Sonnenschein des Glückes war sie eine leichte Tändlerin, nur sehr oberflächlich unterrichtet, ohne Kenntniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse, von der Zeitbildung nur die frivole Seite derselben beachtend, überdies von dem Gelüste, zu herrschen, geprickelt und nach Frauenart, d. i. nach Art gewöhnlicher Frauen, wähnend, das Staatsruder lasse sich handhaben wie ein Fächer oder ein Joujoux. Gewiß, Marie Antoinette hätte mit größerer Berechtigung als jener Revolutionsmann sagen können: „Bei verdorbenen Nationen ist die Verleumdung eine Macht. Sie hält in ihrer eisernen Hand eine vergiftete Feder. Ihr Herz ist von Koth und ihr Kopf von Erz. Sie ist ohne Ohren und ohne Erbarmen. Taub und voll Bosheit, hört sie weder auf Thatsachen noch auf Rechtfertigungen [33]." Aber wenn von dem infamem Schmutz, womit die Verleumdung die Gestalt der Königin bewarf, die Geschichte sie reingewaschen hat, so ist es doch ebenso die Geschichte, welche den Wahrspruch abgeben muß: Schuldlos ist dieses schöne und stolze Haupt nicht gewesen. Sicher war die reizende und heißblutige junge Frau zu beklagen, daß das Verhältniß zu ihrem Gemahl so lange ein nur ceremoniöses blieb, aber zur Stunde, wo es ein wirklich eheliches wurde, hob auch der leidige, im Sinne einer verstockten Faction geübte Einfluß der Königin auf den König in Staatssachen an. Man

weiß aus den offenen Bekenntnissen des begehrlichen und gewissenlosen Intrikanten Besenval, in dessen und seines Mithofgesindels Augen ein Turgot nur ein „philosophe arrogant, un homme médiocre et faible“ war, welcher Art die Zettelungen gewesen sind, Marie Antoinette die Meinung beizubringen, sie sei berufen, nicht nur eine repräsentirende, sondern auch eine regierende Königin von Frankreich zu sein. Man weiß auch, daß die Tochter Maria Theresia's auf diese Unterschiebung bereitwillig einging, daß sie schon um 1776 den König mittelst ihrer herrscherischen Gelüste mißstimmte [34]), und endlich, daß er diesen ihren Gelüsten erst nachzugeben, aber freilich dann sehr nachzugeben anfing, als er sie zum ersten Mal in einen Zustand versetzt hatte, in welchem es Königinnen und Bäuerinnen gleich sehr erlaubt ist, von Gelüsten angewandelt zu werden.

Von dem Augenblick an, wo er Familienvater wurde, ist der gutmüthige Ludwig ein ausgemachter Pantoffelheld geworden, natürlich ohne es zu merken. Die Natur hatte ihn überhaupt zu einem kleinbürgerlichen Hausvaterdasein bestimmt. Er hatte, mit Ausnahme der Jagd, die er aber auch mehr nur gewohnheitsmäßig als mit Leidenschaft trieb, gar keine „noble Passion“ in und an sich. Sein eigenster Ehrgeiz war, ein tadelloses Schrank- oder Thürschloß zu verfertigen, und seine glücklichsten Stunden sind ohne Zweifel die gewesen, wo er in seiner in einem abgelegenen Winkel des Versailler Riesenpalais eingerichteten Werkstatt unter Anleitung des Schlossergesellen Gamin diesen schlosserischen Bestrebungen sich widmen konnte.

Aber die Zeit und Frankreich waren nicht danach angethan, an einem König Genüge zu finden, welcher statt des Szepters die Feile führte. In Wahrheit, unter den vielerlei Motiven, welche zum Verderben Ludwigs des Sechszehnten und der Monarchie zusammenwirkten, war nicht das letzte dieses, daß die ganze Art und Weise des Königs, sich zu haben und zu geben, der Fähigkeit entbehrte, auch nur äußerlich das Oberhaupt einer

so sehr in Aeußerlichkeiten aufgehenden Nation vorzustellen. Es klingt paradox und frivol und ist doch nur wahr: wie seine Sittenreinheit, welche für die in Grund und Boden verdorbene Pariser Gesellschaft ein Tadel und Vorwurf war, so brachte dem armen Ludwig auch der Umstand Unheil, daß er zu wenig, daß er gar kein Komödiant war. Er verstand es nicht, den Franzosen Etwas vorzuspielen, Etwas vorzugaukeln, und dadurch hat er — es ist traurig zu sagen — bei ihnen das Königthum in größere Mißachtung gebracht als Ludwig der Vierzehnte durch seine hochmüthige Tyrannei oder Ludwig der Fünfzehnte durch seine thierische Wüstheit. Wenn — so wurde nicht laut, aber desto eifriger stillschweigend gefolgert — wenn der König von Frankreich keine glänzende Figur macht, in welcher die französische Eitelkeit sich selber anbeten kann, wozu hat man dann überhaupt noch einen König nöthig? Und wirklich, eine glänzende Figur machte Ludwig der Sechzehnte nicht. Jeder Zoll ein Nichtkönig! Keine Spur von Majestät in seiner Persönlichkeit, keine Spur von der Kunst, zu imponiren, in seinem Gebaren. Epicierartig, schlossermeistermäßig ordinär. Das Gesicht eine bis zur Karikatur gehende Uebertreibung des bourbonischen Typus, in Schnitt und Ausdruck schäfig, voll Gutmüthigkeit; aber immerhin schäfig, um nicht zu sagen schöpsig. Dazu spießbürgerliche Manieren, ein jägermäßiger Appetit, eine nicht eben feine Wahl der Worte, ein stereotypes Phlegma, welches dann doch zu Zeiten, wenn auch nur aus Unbeholfenheit, in Harschheit und Barschheit umsprang und jählings zu widerborstigen Auslassungen griff, die weit verletzender wirkten als der gute Mann beabsichtigte. Eine deutsche Frau, gute Beobachterin und milde Urtheilerin, hat den König i. J. 1787 gesehen und von ihm gesagt: „Seine unbehülfliche, zu starke Gestalt, sein schwerfälliger schwankender Gang fielen keineswegs vortheilhaft auf; eine gewisse schüchterne Unsicherheit sprach aus seinem ganzen Wesen wie aus dem Ausdruck seiner übrigens

nicht gerade unangenehmen Züge." Und nun dagegen — fährt unsere Reisende fort — „die Königin! Die blendendste Erscheinung ihrer Zeit. Sie stand damals in ihrem zweiunddreißigsten Jahre, erblüht zur vollkommensten Entfaltung ihrer Schönheit, ohne an Jugendreiz verloren zu haben. Schlank und hochgewachsen, im vollkommensten Ebenmaß der edlen Glieder, unbeschreibliche Anmuth in Gang und Blick, mit hoher Würde gepaart. Sie war blond, blendend weiß, die regelmäßigen Züge, das schöne Oval des Gesichts, die stralenden blauen Augen, die sanft gebogene Adlernase, Alles an ihr vereinte sich zu einer jener zaubervollen Gestalten, wie die Welt selten sie erblickt [35])." Dem guten Weber vollends, dem Milchbruder der Königin, gab seine Dankbarkeit das Recht, vor Entzücken förmlich zu rasen, wenn er auf die Schönheit und Liebenswürdigkeit von Marie Antoinette zu reden kam [36]). Aber auch auf einen Mann vom Schlage Burke's wirkte die Erscheinung der Königin so zauberhaft, daß er in einen Hymnus der Ekstase ausbrach: — „Niemals glänzte eine himmlischere Erscheinung auf unserer Erdkugel, welche sie kaum zu berühren schien. Sie trat hervor wie der Morgenstern, leuchtend, voll Leben, Glanz und Glück." Ein kühlerer Beobachter, Senac de Meilhan, gelangte doch so ziemlich zum gleichen Resultat: — „Marie Antoinette war mehr stralend als schön. Jeder ihrer Züge hatte, einzeln genommen, nichts Bemerkenswerthes, aber das Ganze war von vollendeter Anmuth. Um diese Anmuth zu malen, dazu war das Wort „reizend" wie eigens gemacht. Keine Frau wußte ihren Kopf besser zu tragen als sie und damit harmonirte jede ihrer Bewegungen, die voll Adel und Grazie waren. Ihr Gang endlich, vornehm und ungezwungen zugleich, erinnerte an das Wort Virgil's: Incessu patuit dea [37])."

Der Göttin fehlte auch das Paradies nicht. Es war jenes Klein-Trianon, welches ihr der Gemahl in der ersten Zeit seiner Königsschaft in einer Anwandlung von Galanterie geschenkt

hatte: — „Sie lieben die Blumen, Madame? Wohl, ich habe da ein Bouquet für Sie, Klein-Trianon.“ Die Königin machte ihr neues Besitzthum wirklich zu einem Blumenstrauß, in dessen Düften sie schwelgte, ohne zu beachten, daß die Schlange der Verleumdung unter den Rosen züngelte. An der Seite ihres phlegmatisch-prosaischen Gatten sich langweilend, bildete sich die junge, schöne, lebenslustige Fürstin einen Hof am Hofe und leider wußte sie ihre Freunde und Freundinnen so wenig gut zu wählen, daß sie bald dahin kam, anstatt der guten und verständigen Prinzessin Lamballe die Gräfin Jules Polignac zu ihrer Busenfreundin zu machen und damit dem Einflusse dieser Familie zu verfallen, welche bestimmt war, zweimal für das bourbonische Königthum unheilvoll zu werden. Marie Antoinette war der stralende Mittelpunkt der „Gesellschaft“ und sie gefiel sich darin, die Tonangeberin der Mode zu sein, deren Tollheiten sie leidenschaftlich mitmachte. So war z. B. sie es, welche den damaligen Damenkopfputz in's Ungeheuerliche steigerte, bis sie eines Tages, ganz verrückt à la Pfauenschweif frisirt, einen derben Ausfall der satirischen Muse von Paris auf sich zog. Eine leidenschaftliche Tänzerin, Komödien- und Farospielerin; eifrig darauf aus, der glänzenden Sklaverei der Etikette sich zu entziehen, ohne zu bedenken, daß das Nichts der Etikette im Grunde das Etwas des Königthums ist; in ihrer Art nach Freiheit dürstend, wie die ganze Zeit freiheitsdurstig war; gar gerne Maskenscherz treibend, der nicht immer so harmlos aussah, wie er war; in mondhellen Sommernächten idyllisch in den Bosketts von Marly und Trianon schweifend und Versteckenspielend, Winters im phantastisch gebauten Schlitten durch die Straßen von Paris fliegend und Nachts verstohlen in das Gewühl der Maskenbälle der Oper sich mischend: — mit Alledem verstieß Marie Antoinette gegen die öffentliche Meinung, welche, so wunderlich verworren war schon die Lage, an der Königin gerade das tadelte, was sie an dem König vermißte. Die

junge Lebenslustige verstieß aber damit auch gegen die bürgerlich-soliden Lebensgewohnheiten ihres Gatten und hieraus entspann sich eine Reihe von kleinen Täuschungen und Verhehlungen, die für eine Königin geradezu Verfehlungen waren. Es ziemte der „Tochter der Cäsaren" nicht, es ziemte noch weniger der Tochter Maria Theresia's, daß sie, um den langweiligen Eheherrn vor der gewohnten Zeit zu Bette gehen zu machen, lachend den Uhrzeiger vorrückte, damit sie ihrerseits um so bälder in die muntere Abendgesellschaft käme, wo sie erwartet wurde. Es ziemte der Königin von Frankreich ebenfalls nicht, sich den unfeinen Zufälligkeiten der großen Opern-Maskenbälle auszusetzen, zudringlich begehrliche, mit derbstem Pöbelwitz verbrämte Huldigungen hinnehmen oder, wie eines Nachts geschah, von einem als Fischweib Maskirten sich sagen lassen zu müssen: „He, Antoinette, du auch da? Wär's nicht anständiger, du wärest zu dieser Stunde daheim und lägest deinem schnarchenden Ehemann zur Seite?" Was man von den Liebschaften der Königin mit dem schönen Eduard von Dillon, mit dem Herzog von Lauzun, mit dem Herzog von Coigny oder gar mit ihrem Schwager, dem Grafen von Artois, erst flüsterte, dann laut ausschrie, ist höfischer Klatsch und Nichts als höfischer Klatsch gewesen und überhaupt ergibt die strengste Untersuchung des Betragens Marie Antoinette's, falls es eine unbefangene ist, nicht den Schatten eines Beweises für die gegen sie geschleuderte Anklage, sie habe sich grobsinnliche Verirrungen zu Schulden kommen lassen. Leichtsinnig, oft bis zur Gedankenlosigkeit leichtsinnig war die junge Königin, ja! Aber nur die niederträchtigste Bosheit hat behaupten können, daß sie wollüstig und unzüchtig gewesen sei [38]). Dagegen darf als festgestellt angenommen werden, als durch das bestimmte Zeugniß eines durchaus glaubwürdigen Mannes festgestellt, daß der, welchem Marie Antoinette vielleicht die erste und innigste Liebesglut ihres Herzens widmete, nicht ihr Eheherr war, sondern ein Anderer,

— jener ritterliche Schwede, der Graf Axel von Fersen, als Oberst des Regiments Royal Suédois eine der glänzendsten Gestalten des französischen Hofes, dann Freiheitskämpfer in Amerika, später ein treuester Freund und Helfer seiner königlichen Geliebten oder, falls das Wort zu viel sagen sollte, seiner Liebhaberin, endlich wie diese einem blutig-tragischen Geschicke verfallen [39]). Am 10. August 1779 schrieb Graf Creutz, der schwedische Gesandte am Versailler Hofe, an Gustav den Dritten: „Ich muß Ew. Majestät anvertrauen, daß der junge Graf Fersen so gut bei der Königin steht, daß es mehreren Personen Unruhe verursacht hat. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß sie eine Zuneigung zu ihm gefaßt habe. Ich habe zu sichere Beweise davon gesehen, als daß ich zweifeln könnte. Das Betragen des jungen Grafen ist bewunderungswürdig gewesen, wegen seiner Bescheidenheit und Zurückhaltung, besonders wegen seines Entschlusses, nach Amerika zu gehen (als Adjutant des Generals Rochambeau). Die Königin konnte in den letzten Tagen ihre Blicke nicht von ihm wenden, und wenn sie ihn ansah, füllten ihre Augen sich mit Thränen. Einige Tage vor seiner Abreise sagte die Herzogin von Fitz-James zu Fersen: Wie, Herr Graf, so geben Sie Ihre Eroberung auf? Hätte ich eine gemacht, erwiderte er, so würde ich sie nicht aufgeben [40])." So endigte dieses zarte Verhältniß. In demselben Briefe sagte Graf Creutz seinem Gebieter noch die Worte: „Der König ist dem Willen der Königin ganz und gar untergeben." Bedeutungsvolle Worte, zumal wenn man bedenkt, daß derselbe Augenzeuge kurz zuvor nach Stockholm berichtet hatte: „Die Königin ist inconsequent, leichtsinnig und stellt sich beständig durch ihre Unbesonnenheiten bloß."

In der That, gerade um die Zeit, wo der zarte schwärmerische Roman „Axel und Antoinette" spielte, war in dem armen, guten, phlegmatischen Feilenschwinger von König eine völlige Revolution vor sich gegangen, — nach glücklicher Beseitigung eines

organischen Fehlers, sagt man. Er, welcher seine Frau bislang mit Geringschätzung und Mißtrauen behandelt hatte, war jetzt bis über die Ohren in sie verliebt. „Meine liebe Campan,“ sagte Marie Antoinette eines Tages gegen das Ende des Jahres 1777 hin zu der vertrauten Zofe, „wünschen Sie mir Glück, denn endlich bin ich wirkliche Königin von Frankreich“ — und im Sommer darauf entzückte sie ihren Gemahl mittelst der Aeußerung: „Sire, ich habe mich über einen Ihrer Unterthanen zu beschweren, der mir Fußtritte im Leibe versetzt.“ Es kam zunächst nur eine Unterthanin zur Welt, jene Prinzessin, welche nachmals von Napoleon „der einzige Mann in ihrer Familie“ genannt wurde. Drei Jahre später, im Oktober 1781, schallte es jubelnd durch die Galerien des Versailler Schlosses und durch die Straßen von Paris: „Ein Dauphin! Ein Dauphin!“ Aber ein schneidender Mißton mischte sich doch in den offiziellen Jubel, womit ein Prinz empfangen wurde, welcher durch seinen nach schon ausgebrochener Revolution erfolgten Tod (Juni 1789) seinen nachgeborenen Bruder, den im März 1785 zur Welt gekommenen Herzog von der Normandie, zum unglückseligsten aller Dauphins machte, — ein Mißton grimmiger Verleumdung, ausgestoßen von dem Herzog von Chartres, etliche Jahre später Herzog von Orleans und wieder etliche Jahre später Philippe Egalité: — „Coigny's Sohn soll nie mein König werden!“... Man hat früher die Einwirkung des Herzogs auf die Revolution viel zu hoch angeschlagen; aber das ist wahr, daß die Vergiftung seines Anfangs freundlichen Verhältnisses zu der Königin eines der wirksamsten Motive der Zugrundrichtung des Rufes der unglücklichen Frau geworden ist. Er war einer ihrer Anbeter gewesen und zwar kein begünstigter; aber warum hätte er nicht hoffen dürfen, das zu werden, wenn sogar ein Oberst der Schweizer, der Schleicher Besenval, durch das unbesonnene Gebaren der Königin sich zu der Frechheit ermuthigt fühlte, ihr eine förmliche Liebeserklärung zu machen? Später hatte der bös-

artigste Klatsch Marie Antoinette und den Herzog in die Stellung gegenseitiger tödtlicher Feindschaft gebracht und schon i. J. 1786 sagte die Königin bei einer Cour in Versailles, indem sie mit den Augen auf den Herzog von Orleans wies, zu dem englischen Gesandten, dem Herzog von Dorset: „Sehen Sie sich diesen Menschen an. Er haßt mich und hat mein Verderben geschworen. Ich lese das in seinen Augen, so oft er mich anblickt. Er wird sich nicht zufrieden geben, bis er mich todt zu seinen Füßen hingestreckt sieht [41])."

Gibt nicht schon dieser Umstand einen erschreckenden Wink, wie in sich zersetzt und zerrissen der französische Hof war zur Zeit, wo die Wogen der großen Sturmflut heranrauschten? Es ist eine noch lange nicht genug bekannte und betonte Thatsache, daß die rasend gewordene Demokratie in Marie Antoinette nur ein Opfer tödtete, welches die berechnete Bosheit der Aristokratie ihr geliefert hatte. Nicht vom Volke, nicht von der revolutionären Literatur, nein, sondern vom Hofe selbst, von den Kreisen der Prinzen und Prinzessinnen, der Ducs und Duchessen, der Marquisen und Comtessen, der Hofprälaten und Hoflakaien jeden Ranges gingen die Lästerungen aus, welche die Königin als eine Messalina, als einen Ausbund von Ueppigkeit und Verschwendung, als eine Verrätherin und Feindin Frankreichs bezeichneten. Aus diesen Kreisen kam die Losung: „L'Autrichienne!" mittelst welcher Marie Antoinette dem Hasse des Pariser Pöbels signalisirt wurde. Eine Bande von vornehmen Weibern, welche jede Unzucht erschöpft, jede Scham verlernt hatten, diese Duchesse de Mazarin, diese Duchesse de Chatillon, diese Marquise de Fleury, diese Marquise de Roncé, diese Comtessen de Valentinois, de Rosen, de Roncherolles, sie und Ihresgleichen waren es, welche den Ruf der Königin zu Grunde richteten. Und gingen nicht selbst die beiden Schwäger der Unglücklichen, die Brüder des Königs, in der Arbeit an diesem höllischen Werke mit ihrem Beispiele voran? Der jüngere,

der lüderliche Graf von Artois, verdächtigte die Königin durch die geckenhafte Selbstgefälligkeit seiner ihr gewidmeten Galanterie. Der ältere, der Graf von Provence, an Geist seinen königlichen Bruder weit überragend, hatte, viele Anzeichen weisen darauf hin, auf die anfängliche Kinderlosigkeit seiner Schwägerin Hoffnungen gebaut, welche er auf dem Wege lichtscheuer Ränke ihrer Erfüllung näher zu führen suchte. Er ist es gewesen, der, indem er Marie Antoinette hübsche Feste gab und die zarteste Ehrerbietung gegen sie zur Schau trug, unter der Hand die blutigsten Sarkasmen gegen die Königin in Umlauf setzte. Gewiß ist, wenigstens bevor es einen „Père Duchesne" gab, nichts Giftigeres wider Marie Antoinette ausgeheckt worden als das Wort, welches der kinderlose Graf von Provence zu seinem Bruder Artois sagte, als diesem ein Sohn geboren wurde: — „Nun nehmen Sie sich aber bei Ihren Maitressen in Acht, damit sie Ihren legitimen Erben nicht beeinträchtigen [42])." Es fehlte nur noch, daß die fressende Eiterbeule solcher Hofzustände in ein öffentliches Skandal ausbarst, und auch das kam, kam im Jahre 1785, wo der kolossale Schwindel, mittelst dessen der Hofjuwelier Böhmer um sein 1,600,000 Livres werthes Juwelenhalsband geprellt wurde, ein Aergerniß von entsprechenden Dimensionen nach sich zog. Und in diesen gräulich-schmutzigen Handel, in welchem ein Lotterbube von Prinz und Kardinal (Rohan), eine Schwindlerin der verworfensten Art (die La Motte), ein vornehmer Dieb (ihr Ehemann), eine Gassendirne (die Oliva), endlich ein Gauner von europäischer Verrufenheit (Cagliostro) figurirten, war die Königin von Frankreich verwickelt, schuldlos verwickelt, keine Frage, sofern man ihr etliche auch in dieser Sache begangene Unbesonnenheiten nicht als Schuld anrechnen will, — aber doch verwickelt und zwar so, daß der Schein wider sie war oder doch von ihren Feinden wider sie gewendet werden konnte. Ein Gegenstand der Neugier Europa's, wurde die Halsbandgeschichte aus den verschiedensten Stand-

und Streitpunkten angesehen, nur nicht für das, was sie war, nur nicht für ein schreiendes Vorzeichen der nahenden Sündflut[43]) ....

Armer, wohlmeinender sechszehnter Ludwig, auch wenn du nicht unter der Herrschaft des zierlichen Pantoffels deiner hochgeliebten Antoinette gestanden hättest, würde es dein Vermögen weit überstiegen haben, deinen dem Untergang zustürzenden Hof zu retten, geschweige den einer Umwälzung zueilenden Staat auf dieser Bahn innehalten zu machen. Sehr wahr hat der tiefste Kenner und scharfsinnigste Erörterer der Ursachen der französischen Revolution[44]) gesagt, für ein schlechtes Staatswesen sei der gefährlichste Moment **der**, wo es den Weg der Reform zu betreten sucht. Nur außerordentliches Genie vermöge einen Fürsten zu retten, welcher es unternehme, nach langem Drucke seinen Unterthanen Erleichterung zu verschaffen; denn das Uebel, welches man als ein unvermeidliches mit Geduld ertrage, werde unerträglich, sobald sich die Aussicht aufthue, es abschütteln zu können. Mit andern Worten: wenn man daran geht, ein durch und durch verrottetes, in seinen Fundamenten verfaultes Haus auszubessern, so zerfällt unter den Händen der Ausbesserer der ganze Bau. Das Frankreich des Ancien Régime war aber zur Zeit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten so ein Haus und es kam daher mit dem Um- und Ausflickungsgeschäft, wie es kommen mußte. Die materiellen und intellectuellen, die religiösen und sittlichen Grundlagen der Gesellschaft waren faul, faul durch und durch. Die ganze Triebkraft der alten Institutionen in Staat und Kirche verwelkt und abgestorben. Ueberall der bleierne Druck von Formen und Formeln, die durch keinen Geist mehr beflügelt wurden. Die Corruption in allen Adern des Verwaltungs-, Gerichts- und Kirchenwesens circulirend oder vielmehr stockend. Das Heerwesen durch die Pompadour- und Dubarry-Generale demoralisirt und gänzlicher Auflösung nahegebracht. Die politische Gleichheit, d. h. die Nivellirung aller

Stände durch die Wucht der königlichen Despotie, und daneben die soziale Ungleichheit in schroffster Erscheinungsweise. Von oben der Druck der öffentlichen Meinung, von unten der Druck der Noth. Und dieser Pressung sollte das entnervte Ding von Ancien Régime widerstehen können? Oben wildjubelnde Sturmfanfaren, unten ingrimmiges Hungergestöhn. Hier rasende Vergeudung, dort bitterste Entbehrung. Dann die allgemeine Zweifelsucht, der Unglaube an die „gute alte fromme Zeit" und ihren ganzen Puppenkasten und Marionettenkram. Zuletzt, aber nicht als das Letzte, die französische Nationalität, das Franzosenthum, wie es leibte und lebte und wie es so meisterlich nur ein Franzose zeichnen konnte, ohne der Unbilligkeit geziehen zu werden, — dieses Volk, „so reich an Gegensätzen, so leicht von einem Extrem ins andere geworfen, so häufig durch die Eindrücke des Augenblicks, so selten durch feste Grundsätze bestimmt. Ein Volk, bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit bald hoch darüber; so unveränderlich in seinen Grundzügen, daß noch heute vor zwei Jahrtausenden von ihm entworfene Schilderungen auf dasselbe passen, und doch zugleich so beweglich in seinem Fühlen und Denken, daß es zuweilen sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiele wird. Ein Volk, welches an Herd und Gewohnheit mehr als jedes andere hängt, so lange es sich selbst überlassen bleibt, und welches doch, sobald man es seiner Heimat entrissen hat, bis an's Ende der Welt zu marschiren und Alles zu wagen im Stande ist. Ein Volk, welches seinem Temperament nach widerwillig gehorcht, aber der willkürlichen und selbst tyrannischen Gewalt eines Monarchen lieber sich fügt als der geregelten und freiheitlichen Regierung seiner besten Bürger; heute allem Gehorchen feind, morgen mit einer Leidenschaft dienend, welche von den für die Knechtschaft begabtesten Völkern lange nicht erreicht wird. Ein Volk, an einem Fädchen führbar, so lange das Signal des Widerstandes nicht gegeben ist, unlenksam in diesem Falle. Darum seine Gebieter, sei es, daß sie es

zu sehr oder zu wenig fürchten, immer täuschend; niemals frei in dem Maaße, daß man seine Knechtung unterlassen müßte, und niemals so geknechtet, daß es seine Fesseln nicht zu sprengen vermöchte. Ein Volk, für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolg, dem Glanz und Geräusch mehr als dem wahren und echten Ruhm zugethan; mehr mit Heroismus als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstand ausgestattet[45])."

Die Vorzüge sowohl als die Fehler dieses Nationalcharakters mußten durch das System des Ancien Régime, d. i. durch das System absoluter Bevormundung, auf die Spitze getrieben werden. Wenn man bedenkt, daß die Staatslast mit ihrem erdrückenden Gewicht im Grunde doch nur auf dem Volke, auf dem dritten Stande wuchtete[46]), und weiter, daß durch das genannte System das Volk gezwungen wurde, gleichsam mit gebundenen Händen und gefesselten Füßen zu arbeiten, so wird man begreifen, daß die Last geradezu nicht mehr zu tragen war. Die Centralisation der Regierungsgewalt, seit Ludwig dem Elften durch das französische Königthum mit eiserner Folgerichtigkeit angestrebt und verwirklicht, sog alle Lebenssäfte des Landes auf, schloß den Fleiß und die Betriebsamkeit in unübersteigliche Schranken ein, entwöhnte die Menschen des Vertrauens auf die eigene Kraft und gewöhnte sie an die willenlose Unterwerfung unter das Machtgebot eines Jeden, welcher über die centralisirte Regierungsmaschine in Paris verfügen konnte[47]). Die Centralisation, deren Plagen und Plackereien die privilegirten Stände auf die arme „gent taillable et corvéable à merci et miséricorde" abzuladen verstanden, sie erdrückte und erwürgte das französische Volk, welches zwar die Leibeigenschaft bekanntlich viel früher losgeworden als das deutsche, aber dennoch unter der Bürde der gebliebenen Feudalrechte, der Privilegien des Adels und des Klerus, nicht zu Athem zu kommen vermochte. Sicher widerstrebt es dem Gefühl und dem Gedanken, von Ver-

theilen der Sklaverei überhaupt zu reden; wenn aber einmal davon geredet werden soll, so ist zu sagen, daß der französische Bauer und Kleinbürger, welcher bei der in Frankreich schon vor der Revolution eingetretenen Zerstückelung und Zersplitterung des Grundeigenthums Grundbesitzer werden konnte und wirklich ward, die Vortheile der Hörigkeit eingebüßt und alle Nachtheile derselben behalten hatte. Man braucht hiebei die mehr oder weniger häufigen Ausschreitungen adeligen und klerikalen Uebermuths nicht einmal sonderlich in Anschlag zu bringen: es genügt, auf die Mühsal des ackerbaulichen Daseins im Ganzen und Großen aufmerksam zu machen. Die Erwerbung eines Grundstücks war zuvörderst von der Erlegung einer Steuer abhängig. War diese Steuer entrichtet, war das Grundstück erkauft, so legte der neue Grundeigenthümer „sein Korn und sein Herz darin nieder und dieser kleine Winkel Landes in dem ungeheuren Weltall, der ihm eigenthümlich gehörte, erfüllte ihn mit Stolz und Unabhängigkeit.“ Allein diese Befriedigung war nicht von Dauer. Denn seine adeligen oder klerikalen Nachbarn besitzen das Privilegium, ihn von seinem Felde weg auf die ihrigen zu holen, um daselbst ohne Lohn zu arbeiten. Er ist nicht befugt, ihr Wild von seiner Saat abzuhalten. Sie haben die Brücken und Stege und Wege ringsher mit Zollschranken verbarrikadirt; sie zwingen ihn, die Erlaubniß, seine Erzeugnisse zu Markte zu bringen und dort zu verkaufen, mittelst Abgaben zu erwerben; sie nöthigen ihn, sein Korn in ihren Mühlen zu mahlen, sein Brod in ihren Oefen zu backen. Wie er sich auch abmühe, nicht der kleinere, sondern weitaus der größere Theil des Ertrags seiner Arbeit und seines Ackers fließt unmittelbar oder mittelbar den bevorrechteten Ständen zu. Mit einem Wort, der Feudalismus hatte aufgehört, eine politische Einrichtung zu sein, war aber eine soziale geblieben und zwar eine, welche alle übrigen bedingte und bestimmte, sowie überdies mit dem ganzen Raffinement der modernen Polizeikunst geübt wurde.

Und da hat man sich gewundert, daß der französische Bauer, wo er nicht ein ganz denkunfähiger Junker- und Pfaffenknecht war, wie in der Vendée, die Revolution mit wilder Freude begrüßte und ihr mit Fanatismus sich hingab! Auch der Soldat konnte, wie der Bauer, durch Anschluß an die Revolution nur gewinnen, er, welchem das Ancien Régime vom Kriegsleben nur die bittern Hefen zu kosten gab, während es dem Adel den süßen Schaum kredenzte.

Was sollte den naturnothwendigen Schlußfolgerungen gegenüber, welche aus den Prämissen solcher Zustände flossen, ein gutmüthiger Hausvater und leidlicher Geselle der Schlosserzunft, den der Unstern seiner Geburt zum König von Frankreich gemacht, Anderes thun als vor dem Sturme treiben, sobald dieser recht in die Zeit gefahren war? Er, der weder die Hellsicht noch die Energie des Genie's, ja nicht einmal die Festigkeit besaß, welche erforderlich war, einen Turgot und Necker gegenüber von einem Calonne und Brienne zu halten. Sollte er, da er die Strömung zu lenken nicht verstand, zu ihr sagen: Steh' still oder fließe rückwärts! Nun wohl, er hat es zu verschiedenen Malen versucht, auf Antrieb seiner Frau und anderer übelberathener Leute. Aber Alles, was er damit erreichte, war, den Anprall der Flut nur um so wüthender zu machen.... Im Uebrigen ist zu sagen, daß, gesetzt, die Revolution hätte abgewendet werden können, was wir leugnen, unter Ludwig dem Sechszehnten zu diesem Zwecke etwas Ernstliches und Nachhaltiges nicht geschah. Wohlmeinende Anläufe genug, aber nirgends etwas Durchschlagendes, Durchgreifendes. Nirgends das Uebel entschlossen an der Wurzel gepackt. Die arme Todkranke, la belle France, mit flauen Decocten und schwächlichen Pflastern behandelt, wo Eisen und Feuer hätten zur Anwendung kommen müssen. Im Ganzen und Großen lotterte, alles offiziellen und nichtoffiziellen Reformgeredes ungeachtet, der französische Staatshaushalt unter dem sechszehnten Ludwig ganz so fort, wie er

unter dem fünfzehnten gelottert hatte. Allerdings, ein Verschwendungsposten weniger war da: eine königliche Beischläferin verschlang jetzt nicht mehr binnen fünf Jahren 180 Millionen, wie die Dubarry zu ihrer Glanzzeit gethan —(sie sitzt dermalen, vom Fett ihres Raubes zehrend, in ihrem feenhaften Pavillon zu Luciennes, bis „der große Tag des Zorns" auch für sie anbrechen wird). Aber abgesehen davon, kostet der Hof eines sparsamen Hausvaters Ludwig noch anständig viel.

Laßt uns für etliche Augenblicke jene kleinen und doch so gewaltigen, jene stummen und doch so beredten Geschöpfe des Menschengeistes, genannt Zahlen, an die Zeugenschranken rufen und ihre Angaben vernehmen. Necker's „Compte rendu" zufolge betrug i. J. 1781 die ganze Staatseinnahme Frankreichs 428,233,000, die ganze Staatsausgabe 396,974,666 Livres. In Wahrheit war aber der herausgerechnete Ueberschuß nicht da, sondern ein beträchtliches Defizit, welches man — schon damals kannte und übte man also diesen Schwindel — als nur durch „außerordentliche Ausgaben" verursacht, durch „außerordentliche Credite" zu decken oder auch nicht zu decken suchte. Armee, Flotte und Verzinsung der Staatsschuld nahmen nicht weniger als 81 Prozent der Einnahme in Anspruch. Drei Jahre später betrugen die Staatseinkünfte 600, die Ausgaben 610 Millionen; allein das Defizit war in Wirklichkeit viel größer. Das Ausgabenbudget für den Hof nun stellte sich so, daß dieser — die Einkünfte des Königs ungerechnet — jährlich 24 Millionen kostete. Darunter folgende Posten: Für die Königin 4 Mill., für den Dauphin 3½ M., für die Prinzen 8,300,000 — (in Wahrheit haben die beiden Brüder des Königs von 1781—89 noch außerdem mitsammen mehr als 28 M. aus der Staatskasse bezogen) — für die Hofgeistlichkeit 1,600,000, für das Hofbauamt 3,200,000, für den Hofstaat 1,500,000, für Almosen und Gnadengelder 1,800,000. Die Garden kosteten 13 M. An Pensionäre wurden 28 M. verschleudert. Der Mißbrauch

der Staatsgelder war überhaupt auch unter Ludwig dem Sechszehnten ein unverantwortlicher. Zwar bezog jetzt kein Minister mehr 1,200,000 Livres Jahreseinkommen, wie sie der Abbé Terray unter der vorigen Regierung bezogen hatte, wohl aber erhielt ein so gemeinschädlicher Tagdieb wie der Prinz Soubise eine jährliche Pension von 1½ Millionen. Die Einkünfte der ersten Hofdame der Königin stellten sich auf 62,000 L., der Intrikant Besenval bezog das Einkommen von 7 Gouverneursstellen, der Kardinal de Lomedie hatte 28 oder gar 30 Pfründen inne, eine Madame Desprémenil wurde als Maitresse eines Ministers mit 20,000 L. jährlich besoldet. An die unwürdigsten Kreaturen und Taugenichtse wurden also die Staatsgelder mit vollen Händen weggeworfen, für die Schulen im ganzen Königreich dagegen hatte man jährlich nicht mehr als 600,000 L. aufzuwenden. Und wer hatte den Bedarf der ganzen sinnlosen Wirthschaft herbeizuschaffen? Natürlich das „steuerzahlende und frohnende Volk“, welches, wohlverstanden, nur ein Drittel von Grund und Boden des Landes besaß, denn zwei Drittel des Grundeigenthums waren in den Händen der Krone, des Adels und der Kirche. Die Einkünfte der Geistlichkeit betrugen durchschnittlich 130 Millionen jährlich, wovon sie (i. J. 1781) ein „Don gratuit“ von 3,400,000 L. an den Staat entrichtete [48].

Fassen wir das Facit der Schuldrechnung des Ancien Régime zusammen, so ergibt sich Maßlosigkeit in der Bevormundung und Belastung der arbeitenden und nährenden, Maßlosigkeit in der Begünstigung der müssiggehenden und verzehrenden Klassen. Maßlosigkeit des Luxus, der Genußsucht und Verschwendung hüben, Maßlosigkeit der Entbehrung, der Sorge und des Elends drüben. Man denke sich, wie der Bauer vor der Revolution gewohnt und gelebt haben muß in diesem Frankreich, wo noch jetzt, nach drei siegreichen Revolutionen, hunderttausende von bäuerlichen Wohnungen fensterlos sind und weit mehr Hütten von Kaffern und Hottentotten ähnlich sehen als

Behausungen von Mitgliedern einer Nation, welche, wenigstens in ihrer Einbildung, „an der Spitze der Civilisation marschirt.“ Wer das Uebermaß von Despotie betrachtet und beachtet, womit das „alte Regiment“ Frankreich belastete, wird sich über die nachmaligen Excesse der Freiheit in diesem Lande nicht allzusehr verwundern. Oder ist unseres Sehers warnend Wort: „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, erzitt're!“ darum weniger ewigwahr, weil es nachgerade trivial geworden? Wer in dem Gang der französischen Revolution den Donnerschritt der weltgeschichtlichen Nemesis nicht erkennt, wer in ihr nicht ein Ereigniß sieht, so unausweichlich, unabwendbar, logisch und unerbittlich wie ein Naturgesetz, für den ist und bleibt das Buch der Geschichte nicht mit sieben Siegeln verschlossen wie jenes geheimnißvolle, welches der neutestamentliche Poet in seinen apokalyptischen Visionen erblickte, wohl aber mit siebenmal sieben.

Viertes Kapitel.

Die Freiheitsgöttin und ihre Priesterschaft.

Wenn der Schwarzseher, angewidert von der Frechheit, womit menschliche Eitelkeit und Niederträchtigkeit in dieser unserer „besten der Welten" einhertreten, in der Weltgeschichte nur einen trübseligen „Mischmasch von Irrthum und Gewalt" sieht, erkennt der freie und unbefangene Geist oft gerade da, wo jener verzweifelt, Tröstlichstes und erquickt sich an der wundersamen Ironie, womit die große Weberin Zeit so häufig die gröbsten Fäden menschlichen Unverstandes und menschlicher Bosheit als Einschlag zum ewigen Gewebe des Gewandes der Freiheit zu verwenden weiß.

So ein ironisch verbrauchter Faden war jener stotternde und geifernde Tropf von König, Jakob der Erste von England, welcher mittelst seiner hochkirchlich-orthodoxen Tyrannei die Puritaner zur Auswanderung nach der Neuen Welt trieb. Eine weltgeschichtliche Stunde fürwahr, eine Stunde voll unberechenbarer Zukunft, als die erste Schaar der „Pilgerväter" am Morgen des 9. Novembers 1620 vom Verdeck der „Maiblume" aus das Kap Cod erblickte. Und eine weltgeschichtliche Stunde auch, als im Angesicht der Küste, wo die Kolonieen von Neu-England bald so gedeihlich aufblühen sollten, die einundvierzig Männer dieser puritanischen Pilgrimschaft in der Kajüte des Schiffs zu-

sammentraten, um die erste demokratische Verfassungsurkunde der einstigen Freistaaten von Nordamerika zu entwerfen, zu berathen, anzunehmen und zu besiegeln. Wunderbar! Hundert und zweiundvierzig Jahre vor dem Erscheinen von Rousseau's „Contrat social“ wurde an dem Gestade transatlantischer Wildnisse so ein „Gesellschaftsvertrag“ errichtet. Hier, in der Kajüte der Mayflower, war die Geburtsstätte der modernen Demokratie. Denn hier erhielt die Humanität ihren ersten politisch-gesetzlichen Ausdruck, indem auf der Basis „gleicher Rechte und Gesetze“ eine Staatsgesellschaft gegründet wurde, deren ausgesprochener Zweck das „allgemeine Beste“ war, während sämmtliche mittelalterliche Constitutionen, Charten und Freibriefe bloße Festsetzungen über Befreiungen von Steuern und Lasten, Monopole, Adelsdiplome, Ertheilung von städtischen oder korporativen Privilegien, Einschränkungen der monarchischen Gewalt zu Gunsten des Feudalismus gewesen waren [49]). Nachdem sie Einen aus ihrer Mitte zu ihrem Oberhaupt für das nächste Jahr gewählt, landeten die „Pilgrim Fathers“ am 11. Dezember (a. St.) und am 9. Januar 1621 begannen sie New-Plymouth zu erbauen. Dies war der Anfang der nordamerikanischen Republiken und mit vollem Recht hat unsere treffliche deutsche Geschichtschreiberin der Kolonisation von Neu-England gesagt, daß kein anderer Staat in der Welt eines so rein moralischen Ursprungs sich rühmen könne [50]). Denn um ihren Gott in ihrer Weise verehren zu können, vertauschte diese heldische Schaar frommer Menschen Haus und Heim mit allen Entbehrungen und Gefahren der Wildniß, und es ist der ernstesten Beachtung, es ist der höchsten Bewunderung werth, wie ihr im gelichteten Urwald aufgerichteter Tempel zugleich auch die Grundfeste ihres bürgerlichen Daseins ward, wie unter den schaffenden Händen dieser begeisterten und kühnen Pioniere und ihrer Nachfolger „ein Gebäude sich erhob, in dessen Umkreis zuerst Menschenrechte an die Stelle von Staatsrechten traten, Freiheit an

die Stelle von Freiheiten und Gleichheit an die Stelle von Herrschaft und Knechtschaft."

Und war es nicht auch eine prächtige Ironie, als die Wirkerin am sausenden Webstuhl der Weltgeschichte einen scheinbar so anachronistischen Faden wie Georg den Dritten in ihr Weberschifflein einspannte? Hat nicht die despotische Verstocktheit dieses stierköpfigen Anachronismus, welcher wähnte, der jüngste Tag müßte unfehlbar anbrechen, falls zwölf blühende amerikanische Kolonieen nicht nach seiner und seiner Tories Steuern- und Taxenpfeife tanzten, hat nicht diese Verstocktheit unsere, wie wir sahen, im Wintermond aufgegangene Maiblumenblüthe, unsere moderne Freiheitsgöttin angeeifert, ihre Glieder zu rühren und ihre Kraft kundzuthun, der neuen und der alten Welt? Die auf jungfräulichem, von der Feudalbarbarei nicht besudeltem Boden geborene und puritanisch-streng erzogene, unter harter Arbeit herangewachsene, auch im Wald- und Prairiekrieg mit Rothhäuten und Franzosen gestählte Jungfrau richtete zunächst, derweil König Georg der Dritte auf seinem mit allerhand Flitterwerk und Klingelzeug stattlich aufgezäumten Steckenpferd „Droit divin" wie toll in Saint-James herumritt, ein eigenthümlich Spiel an, gab so zu sagen ein Stück hinterwäldlerischen Humors zum Besten, indem sie am letzten Dezember des Jahres 1773 den Hafen von Boston in einen ungeheuren Theekessel verwandelte. Da schwimmt die Bescheerung! Der alte Pitt hatte also doch rechtgehabt, als er im Oberhause warnte, die Yankees würden keinen zu verzollenden Thee, überhaupt keine ihnen von England aus auferlegten Taxen und Steuern haben wollen und, falls man sie doch damit behelligte, resolut „calculiren," sie hätten die Kinderschuhe längst vertreten, bedürften also keines mutterländischen Gängelbandes mehr, wären Manns genug, sich selber zu regieren, wollten also fortan alleiniger Herr im eigenen Hause sein. Daraufhin heftiges Gepfauche und Gezeter von Seiten des scheinbar anachronistischen Steckenpferd-

reiters und seiner Lords und Bischöfe, viel Entfaltung von britischem Scharlach auf der andern Seite des Ozeans, viel Getrommel und Geschieße, viel Verbrauch von „Futter für Pulver,“ welches der hessische und andere deutsche Landesväter zu landläufigen Preisen geliefert, endlich auch gehörig viel „Yankee-Doodle.“ Und Mister Yankee-Doodle trug's dann schließlich, wie weltbekannt, über Mylady „Rule-Britannia“ davon. Mühsam genug freilich und nach hartem Ringen. Aber er trug's davon. Mittelst des Friedens von Versailles (September 1783) ward die Unabhängigkeit der „United States of North-America“ anerkannt.

Das demokratische Ideal, welches Rousseau dem skeptischen Europa vorgeführt hatte, in Amerika wurde es zur Thatsache. Am 16. Juni 1775 erhielt die Unabhängigkeit der Amerikaner auf Bunkershill ihre Blut- und Feuertaufe. Tags zuvor ernannte der zu Philadelphia tagende Kongreß der Zwölf Vereinigten Kolonieen den Virginier George Washington, den größten Bürger der modernen Welt und Zeit, zum Oberbefehlshaber ihrer Gesammtstreitkraft. Am 7. Juni 1776 brachte der Virginier Harry Lee im Congresse den Antrag ein, die Kolonieen für Freistaaten und für von England unabhängig zu erklären, und am 4. Juli erging von Seiten der Bevollmächtigten des amerikanischen Volkes die beantragte Freiheits- und Unabhängigkeitserklärung. Thomas Jefferson ist der Verfasser dieser glorreichen Urkunde, an deren Spitze jene „Erklärung der Menschenrechte“ steht, welche seither ein stechender Dorn im Fleische des Absolutismus gewesen ist. Laßt uns, wie keine, so auch diese Gelegenheit nicht versäumen, den Dorn von Neuem und, wo möglich, tiefer ins Fleisch hineinzudrücken: — „Wir halten für klare und keines Beweises bedürfende Wahrheit, daß alle Menschen von Geburt gleich und von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind, zu welchen Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehören; daß, um

diese Rechte zu wahren, unter den Menschen Regierungen eingesetzt sind, deren gerechte Machtvollkommenheiten auf der Zustimmung der Regierten beruhen; daß jeder Zeit, wenn irgendwo eine Regierungsform in die gedachten Endzwecke störend eingreift, das Volk das Recht hat, diese Regierung zu ändern oder abzuschaffen, eine neue einzusetzen und diese auf solche Grundsätze zu basiren und deren Vollmachten in der Form zu ordnen, welche ihm zu seiner Sicherheit und zu seinem Gedeihen erforderlich scheint." . . Mit der Verkündigung dieser frohen Botschaft ward ein neues Hauptstück im Buche der Weltgeschichte aufgeschlagen und trat der soziale Entwicklungsprozeß in eine neue Phase. Der theologischen Dichtung vom göttlichen Recht der Könige war die humane Thatsache vom natürlichen Recht der Völker entgegengestellt, als der Polarstern, welcher fortan der Menschheit auf ihrer Vorschrittsbahn voranleuchten sollte.

Die Rückwirkung der Emanzipation Amerika's auf Europa war gewaltig über alle Berechnung. Ein großes Beispiel war gegeben. Die glückliche und siegreiche Verwirklichung der demokratischen Idee in der neuen Welt steckte den Nationen der alten Ziele, welche zu erreichen bislang nur die Phantasie der kühnsten Denker für möglich gehalten hatte. Der Name Washington's überstralte die aller Heroen alter und neuer Zeit. Und warum sollte er das nicht? Hatte, ganz abgesehen von seinen Thaten und Erfolgen als Feldherr und Staatsmann, der Mann nicht gethan, was in den Augen der Menschen, wie sie nun einmal sind, als übermenschlich erscheinen konnte, mußte? Hatte er nicht, der nur mit den Augen zu winken brauchte, um zum König, zum Kaiser gekrönt zu werden, eine Bürgerkrone vorgezogen? Führte er nicht nach siegreicher Beendigung des Unabhängigkeitskriegs seine Präsidentschaft, welche durch die Umstände zur unbestrittenen Dictatur gemacht wurde, mit der schlichten Uneigennützigkeit eines antiken Bürgers aus den besten Zeiten antiker Republiken? Wie erstaunte der junge Chateau-

briand, als er, auf seine phantastische Nordwestpassage-Entdeckung ausgezogen, zu Philadelphia (1791) das kleine Haus sah, welches, vor den Nachbarhäusern durch Nichts ausgezeichnet, die Behausung des Präsidenten der Vereinigten Staaten war. „Da waren keine Schildwachen, keine Lakaien zu sehen. Ich klopfte an, ein junges Dienstmädchen öffnete mir die Thüre und führte mich zu dem General [51]." .. Unzweifelhaft hatte seit den Tagen der Reformation kein Ereigniß mehr so elektrisch in die Herzen der Menschen eingeschlagen, wie die Befreiung Amerika's einschlug. Es ging ein hoffnungsfreudiges Aufathmen durch Europa und der emanzipative Blitz, aus der transatlantischen Welt herüberzuckend, machte nicht etwa bloß den Zunder französischer Erregbarkeit hell auflodern, sondern auch ganz andere, nicht eben leicht entzündbare Gegenstände, wie z. B. die „vom Gedankenschweiß feuchte" Schlafmütze unseres armen guten geliebten Großvaters Michel, welcher in seiner weltvergessenen Studirstube plötzlich ein wunderlich Rumoren anfing, das Fenster aufriß und mittelst des Sprachrohrs Klopstock'scher Odendichtung den Amerikanern über dem Ozean drüben zurief, ihr Freiheitskampf sei „die Morgenröthe eines nahenden großen Tages [52]." „Als vollends der Erfolg sein rothes Siegessiegel auf das große Unternehmen der Rebellen gedrückt hatte, da erhob sich sogar im militär-despotischen Berlin, während im nahen Potsdam Friedrich der Große noch kaum in seinem Sarge erkaltet war, der Enthusiasmus bis zum offenen Bekenntniß des Republikanismus [53]).

In Deutschland blieb es bei diesen papierenen Resultaten, bei diesen mehr oder weniger kühnen Sympathiebezeugungen in Versen und Prosa. Auch ist, wohl zu merken, Großvaters gedankenschweißfeuchte Schlafmütze durch besagten transatlantischen Blitz nicht ganz in Brand gesetzt worden, sondern nur in stellenweises, sehr nur stellenweises Glosten. Gerade zur Zeit, wo sich, wie eben gemeldet, in Berlin Einer auf Oden-

flügeln ins Himmelblau idealen Republikanerthums aufschwang, legte Göthe, in der Ruinenwelt Italiens behäglichst seinen Künstlersinn schulend, dem armen Tasso die Behauptung in den Mund: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edlen gibt's kein höher Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.“ Es verschlug auch wenig, daß, wie die unglücklichen Hessen gezwungen auf englischer, so einzelne Deutsche, unter welchen sich Steuben einen ruhmvollen Namen gemacht, freiwillig auf amerikanischer Seite fochten. Eine ganz andere Bedeutung und ganz andere Folgen hat es gehabt, für Frankreich gehabt, daß eine Schaar adeliger Enthusiasten, allen voran der junge Marquis de Lafayette, sich zu einem Freiheitskreuzzuge gen Westen aufmachten, mit demselben Ungestüm, womit vor Zeiten die Ritterschaft der Normandie und Provence Glaubenskreuzzüge gen Osten unternommen hatte. Denn dieses Amerika-Freiheitsfieber der französischen Adelsjugend ist ein bedeutender Ring in der Kette von Motiven gewesen, welche das Bündniß Frankreichs mit den amerikanischen Rebellen zu Stande brachten (1778). Wie war die Gelegenheit, alle die Demüthigungen Frankreichs zur Zeit des siebenjährigen Kriegs jetzt an der übermüthigen Dreizackschwingerin jenseits des Aermelmeers zu rächen, so verlockend! Armer Ludwig, wenn die Flut der Revolution überhaupt noch zu dämmen gewesen wäre, hätte dein Thron befestigt und mit neuem Glanz umgeben werden müssen durch die Wiederherstellung der französischen Waffenehre in diesem Kriege. Aber wie deine persönlichen Tugenden den Verfall der Monarchie nur beschleunigten, so auch die Erfolge deiner Regierung. Der Schicksalsspruch war ergangen und Alles, Alles lenkte und drängte auf seine Erfüllung hin. Nicht den Wiederbesitz der beiden Kanada's brachten die siegreichen Bundesgenossen der Amerikaner mitheim, wohl aber unsere transatlantische Maiblumenblüthe, unsere jungfräuliche Freiheitsgöttin, die auf Bunkershill, bei Saratoga und Yorktown wacker mitgefochten hatte.

Es gelang aber nicht, das „Mädchen aus der Fremde“ in Frankreich zu acclimatisiren. Der spröden Schönen mochte schon das mehr oder weniger theatralische Getändel, dessen Gegenstand sie in den Salons der Leute von Pariser Ganz-Welt und Halb-Welt wurde, sattsam widerstehen. Als man ihr aber dann bei nächtlichen Saturnalien auf dem Grèveplatz den Aehrenkranz vom Haupte zerrte und ihr eine rothe Phrygermütze aufstülpte, als man aus ihrer Rechten die rodende Axt und aus ihrer Linken die Pflugschar nahm, um jene mit einer Pike, diese mit einem Dolche zu ersetzen, als man sie zwingen wollte, des jungfräulichen Leibes herbschöne Gliederpracht in frecher Blöße zur Schau zu stellen, da entschlüpfte sie und schob im Entfliehen ihrer Gestalt die einer Poissarde unter, welche mit muthwilligem Lachen der Toilette sich unterzog, wie die Pariser Revolutionsmode sie einer französischen Freiheitsgöttin vorschrieb.

Prosaisch zu sprechen: Frankreich war nicht der Boden, wo das Selfgovernment des Volkes wurzeln, sprossen und reifen konnte, die Franzosen waren keine amerikanischen Demokraten, der Marquis Gilbert Mottier de Lafayette war kein George Washington. Unzweifelhaft ein kreuzbraver Mann, der Marquis. Edelsinnig, human, gütig, uneigennützig, herzlich begeistert für die Freiheit und Wohlfahrt seines Landes, aber nicht im Besitze von Augen, womit man die Dinge und Menschen sieht, wie sie sind. Nicht einmal fest in der Theorie, hat er sein Lebenlang zwischen dem Liberalismus Montesquieu's und dem Radikalismus Rousseau's geschwankt, man möchte fast sagen wie Buridan's Esel zwischen seinen zwei Heubündeln. In der Praxis gern voran und doch ohne rechte Initiative, stets mehr geschoben als schiebend und noch dazu meist nach ganz anderer Richtung hin geschoben als nach welcher hin er zu schieben glaubte. Summa: Einer aus Nebelheim, dessen von Natur nicht eben sehr weites Gehirn durch den Weihrauch einer frühzeitigen, einer vorzeitigen Popularität bedenklich eingenom-

men war. Mehr nur ein heroischer Figurant als ein wirklicher Held im Hochsinn des Wortes. Daher eine Weile auf dem Revolutionstheater eine leidlich gute Figur machend, aber rasch verbraucht und gerade noch zu rechter Zeit bei Seite geworfen, um in den Augen der Nachgeborenen das Ansehen eines schönen Revolutionsmythus zu erlangen und zu behaupten [54]). Dieser Mann hatte sich eine Rolle ausgedacht und vorgenommen, welche, wenn überhaupt in Frankreich durchzuführen, weit über seine Kräfte ging: — er wollte der Washington seines Landes werden. Das Ancien Régime sollte beseitigt, die königliche Macht auf einen Grad herabgebracht werden, wo sie nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen könnte. Dann wollte der ritterliche Marquis, der unter dem Sternenbanner für die Freiheit gekämpft, dazwischentreten, der Bewegung Halt gebieten, Volkssouverainetät und Königthum harmonisch verschmelzen und schließlich, überschüttet mit dem Dank und Segen der Nation, sich in den idyllischen Frieden seines Landgutes zurückziehen. Nebel!

Ein französischer Washington war, ist und wird sein ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst. Eher wird die Erde sich rückwärts um ihre Axe drehen als sich ein Franzos das Oberhaupt seines Landes in einem kleinen, vor den Nachbarhäusern durch Nichts ausgezeichneten Hause wohnend vorstellen kann, ohne Schildwachen und Lakaien. Auch der wirkliche Washington hätte auf französischem Boden die Rolle, welche Lafayette für sich zurechtgemacht, nicht durchzuführen vermocht, hätte unfehlbar Fiasco gemacht. Er würde auch wohl sich gehütet haben, der Uebernahme dieser Rolle sich zu erdreisten. Ihm, dem in und mit naturwüchsigen Verhältnissen Großgewordenen, ihm hätte die französische Gesellschaft, wie sie in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution war, als ein Pandämonium erscheinen müssen, vor welchem er zurückgeschrocken sein würde. In Wahrheit, hier war Alles in Zerrüttung und Verwirrung,

Zersetzung und Fäulniß. Die vollständigste soziale Anarchie als Wegbahnerin der politischen. Ein frivoles Fangballspielen mit früher heiligsten und ehrwürdigsten Vorstellungen und Begriffen. Ein zerstörungslustiges Jubeln an allen Ecken und Enden, ein bacchantischer Tanz auf, nein, in der Pulverkammer. Reisende Engländer hatten schon unlange nach der Mitte des Jahrhunderts wahrgenommen, wie sehr in Paris der Skepticismus reinen Tisch gemacht. Als der berühmte Geschichtschreiber Hume i. J. 1764 an der Tafel Holbach's äußerte, er möchte doch wissen, ob es wirklich Atheisten gebe; er für seine Person habe nie einen gesehen, gab ihm der Wirth zur Antwort: „Ei, da sind Sie doch unglücklich gewesen; allein Sie können das Versäumte nachholen, denn in diesem Augenblicke sitzen Sie mit nicht weniger als siebzehn Atheisten bei Tische." Im folgenden Jahre schrieb Horace Walpole aus Paris: „Eingestandener Maßen ist die Ansicht der hiesigen Philosophen der Atheismus" — und neun Jahre darauf (1774) meldete Priestley aus der französischen Hauptstadt: „Alle Philosophen, deren Bekanntschaft ich hier machte, glaubten nicht an das Christenthum und waren sogar offenkundige Atheisten [55])."

Ueberall, wohin man zu dieser Zeit blickt, bemerkt man, wie Alles daran arbeitet, die Dämme der aufgebauten revolutionären Flut zu durchstechen und die Schleusen aufzuziehen. Die Privilegirten voran. Vornehme Damen bringen den Geschmack an Naturwissenschaften in Mode, welche die alten religiösen Anschauungen in Grund und Boden zerstören. Grandseigneurs beschützen und bewundern Schriftsteller wie Raynal, dessen sogenannte „Histoire des deux Indes" nur eine wilddithyrambische Variation des Thema's ist: „Völker, wollt ihr glücklich sein, so zertrümmert alle Altäre und alle Throne!" Die adlige Jugend vernachlässigt die Salons und schaart sich in Clubs, welche Nachahmung englischer Sitte bald ein mächtiges revolutionäres Ferment werden sollte. Hier lauschen die

Modeherren mit Begierde den Erörterungen der „Philosophen“ und „schlagen, — wie so ein junger Seigneur selber berichtet hat [56]) — ein Wort des Beifalls aus dem Mund eines D'Alembert oder Diderot höher an als die ausgeprägteste Gunstbezeugung von Seiten eines Prinzen.“ Hierzu kommt die Franklin-Mode oder der Franklin-Cult; denn Gegenstand eines förmlichen Cultus wird der große Bürger, als er i. J. 1776 als Gesandter der neugebornen transatlantischen Republik am Hofe Sr. allerchristlichsten Majestät erscheint, mit schlicht herabhängendem ungepudertem Haar und rundem Hut, im einfach zugeschnittenen, brauntuchenen Rock, einen tüchtigen Stock in der Rechten, die Brille auf der Nase. So kommt er zu Hofe, so erscheint er in der französischen Akademie, die ihr neuaufgenommenes Mitglied als den begrüßte, „der dem Himmel entriß den Blitz, den Tyrannen das Szepter,“ — so auch bei jenem Feste, wo unter dreihundert schönen Frauen die schönste ausgewählt wurde, um auf das Silberhaar des amerikanischen Republikaners einen Lorbeerkranz und auf seine Wangen zwei Küsse zu drücken. Selbst im Palast von Versailles, unter den Augen des Königs, verkauft man das Medaillon Franklin's mit der Umschrift: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis.“ Ein gutmüthig-phlegmatischer Ludwig sieht sich das mit an, ohne ein Wort zu sagen; hat aber doch seine eigenen, nicht eben sympathischen Gedanken dabei und gibt denselben in seiner Weise Ausdruck, nicht eben sehr feinen und zarten [57]). Die enthusiastische Verehrung, deren Gegenstand der amerikanische Bürger ist, beschleunigt auch die Revolution in der Tracht, welche nach Franklin's Vorbild demokratisch einfach wird. Das umständliche und kostspielige „habit habillé“ des Ancien Régime weicht dem simpeln, einfarbigen Leibrock oder Frack, der Puder wird allmälig verabschiedet, immer häufiger schon eine mörderische Scheere an Zopf und Haarbeutel gelegt, auch der Degen nicht mehr auf Schritt und Tritt mit herumgeschleppt, als ob man sich unter Wilden

befände. Vornehme Herren tragen Sorge, ihre Röcke fest zuzuknöpfen, um ihre Sterne und Ordensbänder nicht sehen zu lassen. Vornehme Damen, bis zu den Prinzessinnen, bis zur Königin hinauf, erscheinen im einfachsten Anzuge, in einem weißen Perkalkleid, mit einem Gaze-Halstuch und einem breitrandigen Strohhut. So folgt, da die Gleichförmigkeit und Wohlfeilheit der neuen Tracht die Vermengung und Vermischung der verschiedenen Stände begünstigt, die französische Gesellschaft auch in ihrer äußeren Erscheinung einem unwiderstehlichen Zuge der Gleichheit [58]).

Während Franklin's Triumphen in Paris sah diese Stadt noch eine andere der außerordentlichsten Szenen des Jahrhunderts, den Triumph der Literatur der Zerstörung, gefeiert durch den Alten von Ferney, welcher nach zwanzigjähriger Verbannung aus seiner Vaterstadt am 10. Februar 1778 dieselbe noch einmal betrat, um innerhalb ihrer Mauern die Apotheose und den Tod zu finden. Schon der Triumphzug des Vierundachtzigjährigen von Ferney bis Paris war beispiellos. Wie ein Gott geehrt, fuhr er einher. „Va bon train — rief in Bourg-en-Bresse der Postmeister dem Postillon zu — crève mes chevaux, je m'en f . . . . Tu mènes Mr. de Voltaire.“ Er war zu alt, den Trank aller dieser Eitelkeiten mit viel Behagen zu trinken; aber d a s rührte doch den alten Spötter, daß er unter der staunenden Menge an seinem Wege ein armes Weib zu seiner Nachbarin sagen hörte: „C'est le sauveur des Calas.“ Bei seinem Eintritt in die Hauptstadt mußte er sich wie in eine fremde Welt versetzt vorkommen, wie hinwiederum e r in seinem Gala-Anzug aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten — („er trug einen rothen, mit Hermelin besetzten Rock, eine große schwarze Perücke, in welcher sein Gesicht so begraben war, daß man bloß seine beiden Augen glänzen sah wie Karfunkel; auf der Perücke eine viereckige rothe Mütze in Form einer Krone“) — den Parisern so ungeheuerlich erschien, daß all ihr Respect kaum ihre Lachlust

bändigte. Und nun begann für den armen alten Mann eine Reihe von anstrengenden Prüfungen, will sagen Ovationen. Jedermann wollte ihn sehen, ein Wort, einen Witz von ihm erhaschen. Marie Antoinette selbst zügelte nur mit Mühe ihre Neugierde, die Bekanntschaft dieses Phänomens zu machen. Sie unterzog sich dem Beschlusse des Hofes, den Propheten des Spottes nicht zu empfangen; aber gerade dieser Beschluß fügte der Absicht der Pariser Gesellschaft, den Alten zu vergöttern, einen Anreiz mehr hinzu. Man gab sich alle ersinnliche Mühe, und zwar, wohlgemerkt! gerade von Seiten der vornehmen Kreise, dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe recht ausdrücklich zu zeigen, daß König, Königin und Hof Nichts seien, rein Nichts, verglichen mit einem Wesen wie Voltaire. So oft sein Wagen in den Straßen erschien, bildeten Tausende und wieder Tausende sein Geleite und erschollen die öffentlichen Plätze von jubelndem Vivatruf. In der Akademie ward er beweihräuchert, im Theater feierlich gekrönt, unter Absingung eines Hymnus, welchen ein Marquis gedichtet hatte. „Nun wohl, mein theurer Voltaire — sagt zu ihm der Patriarch der Wüstlinge, der Marschall von Richelieu — Sie müssen sich recht befriedigt fühlen." „Ah — gibt der Patriarch der Philosophen zur Antwort, nach Luft schnappend — sie haben mich erstickt mit ihren Kränzen." In der That, der Greis erlag unter der Wucht der Huldigungen, womit man ihn überhäuft hatte. Schon zwei Monate darauf, am 30. Mai 1778 ist er gestorben. Seine angebliche Todesbettreue ist eine Fabel. „Laissez-moi mourir en paix!" hat er zu dem Pfarrer von Saint-Sulpice gesagt, der den Sterbenden bekehren wollte, sonst Nichts. Die Geistlichkeit rächte sich an dem Todten, indem sie ihm ein Grab in Paris versagte. Erst die Revolution holte ihn aus der Abtei Sillières in der Champagne, wo er in der Stille beigesetzt worden, zur Bestattung im Pantheon herbei [59]. Fünf Wochen nach Voltaire's Hingang erlosch unter dem Baumgrün von Er-

menonville ein anderes größtes Licht des Jahrhunderts. Dem Propheten des Witzes folgte der Prophet der Begeisterung in's Grab: am 3. Juli 1778 starb Rousseau plötzlich, unentschieden bis heute, ob an einem Schlagfluß, ob durch Selbstmord. Der Spötter und der Enthusiast, Keiner von Beiden sollte die von ihnen so mächtig geförderte, so bestimmt angekündigte Revolution erleben. Ihre Mission war erfüllt; aber was sie Beide gesäet und gepflanzt, steht in vollstem, üppigstem Wachsthum, so recht in Schuß und Saft. Höher und höher steigt die Flut, lauter und lauter kreischen die Sturmvögel, schreiender immer und drohender werden die Zeichen der Zeit.

Da ist Einer aus dem Duc-Chartres'schen Kreise, welcher im Palais Royal seine Orgien feiert und in die Ausschweifungen ausschweifende Plane und Hoffnungen verwebt, da ist Sieur Chauderlos de Laclos, welcher i. J. 1782 seinen Roman „Les liaisons dangereuses" ausgehen läßt, jenes meisterlich stylisirte Zeugniß, daß die Ziffer Moral in der Lebensrechnung der Pariser Gesellschaft von damals schlechterdings gar nicht mehr vorkam. Geht hin und les't das in seiner graziösen Glätte entsetzliche Buch und ihr werdet begreifen, wie es kam, wie es kommen mußte, daß auf diese bronzestirnigen Messieurs und Mesdames des Ancien Régime mühlsteinherzige Citoyens und Citoyennes folgten. Und da ist Sieur Pierre Augustin Caron de Beaumarchais, Pariser Gamin höchster Potenz, aus den Tagen des Hirschpark-Louis her als siegreicher Bekämpfer schnöder Justizmißbräuche berühmt, jetzo Komöde und Kehrausfidler des alten Regiments, welchem die lachende Leichenrede zu halten er die Figur seines Figaro auf die Schaubühne stellt. Soll, darf diese Leichenrede wirklich gehalten, darf „Le mariage de Figaro" aufgeführt werden? Das ist die Frage, welche ganz Paris beschäftigt und bewegt und Versailles in einen summenden Bienen-, d. h. Drohnenkorb verwandelt. Die Herren und Damen des Hofes und der Aristokratie, allen voran die Günst-

lingin der Königin, Frau von Polignac, mit ihrem ganzen Schweif, sie brennen förmlich darauf, den Figaro auf der Bühne zu sehen. Eines Tages wird die Campan in das Kabinett der Königin gerufen, um dieser und dem König die Komödie vorzulesen, welche schon im Manuscript einen solchen Lärm verursacht. „Ah, — ruft Ludwig der Sechszehnte nach beendigter Vorlesung aus — das ist abscheulich! Das soll nie und nimmer aufgeführt werden! Man müßte die Bastille zerstören — (armer Louis, auch du unter den Propheten?) — damit die Aufführung dieses Stücks nicht als eine gefährliche Inconsequenz erschiene." „Man wird es also nicht spielen?" fragt Marie Antoinette. „Nein, gewiß nicht!" sagt der König [60]. Er sagt's und — am 27. April 1784 wird „die Hochzeit des Figaro," d. h. die Zusammenfassung der revolutionären Literatur des Jahrhunderts zu einem dramatisch-epigrammatischen Bouquet von Stachelblumen, unter rasendem, unerhörtem Beifall aufgeführt und achtundsechzig Vorstellungen der Komödie folgen sich ununterbrochen. Prinzen und Herzoge, Duchessen und Marquisen klatschen sich die Hände roth, jauchzend schallen durch ganz Paris die Worte, welche Figaro im fünften Act dem Grafen Almaviva, der jenem sein Liebchen Rosine entreißen will, zuschleudert: „Noblesse, fortune, un rang, des places, tout cela vous rend si fier? Qu'avez vous fait pour tant de biens? Vous vous êtes donné la peine de naître et rien de plus!" und, damit der Punkt auf dem i der Geschichte dieser Komödie nicht fehle, wird am 19. August 1785 Figaro's Hochzeit zu Klein-Trianon auf dem Liebhabertheater der Königin aufgeführt und spielt Marie Antoinette die Rosine und ihr Schwager, der Graf von Artois, den Figaro. Ist das nicht auch eine Ironie der Weltgeschichte und zwar keine ihrer kleinsten?

In diese Zeit des Figarofiebers, in diese Zeit der Wirkung [ei]ner Komödie, welche Napoleon „la révolution déjà en action"

nannte, hat ein französischer Akademiker, sehr mittelmäßiger Poet und leidlicher Literarhistoriker, Jean François de La Harpe, welcher das bacchantische Satyr-Vorspiel der großen Revolutionstragödie lustig mitspielte, durch die Schrecken der Schreckenszeit aber zum Christenthum und Königthum zurückbekehrt wurde, eine Szene verlegt, welche miterlebt zu haben er versichert, — eine Szene, deren historische Thatsächlichkeit starkes, stärkstes Bedenken erregt, die aber eine geschichtlich-treue und höchst belebte Zeichnung der vornehmen und geistreichen Pariser Gesellschaftskreise unmittelbar vor Beginn der großen Katastrophe liefert [61]. In diesem Sinne geben wir dem bekehrten Akademiker das Wort: — „Wir waren, zu Anfang des Jahres 1788, bei einem unserer Collegen von der Akademie, einem geistreichen Grandseigneur, zu Tische. Hofleute, Parlementsherren, Gelehrte, vornehme Damen bildeten die zahlreiche Gesellschaft. Man hatte, wie gewohnt, sehr gut gespeis't und beim Nachtisch entfesselten Malvasier und Kapwein die Geister. Man gelangte zu einer Stimmung, wo Alles erlaubt ist, was Lachen erregt. Chamfort hatte uns etliche von seinen gottlosen und unzüchtigen Erzählungen vorgelesen und die großen Damen hatten diese Vorlesung mitangehört ohne zu ihren Fächern Zuflucht zu nehmen. Darauf kam eine Flut von antireligiösen Witzen und Sarkasmen. Einer recitirte eine Stelle aus Voltaire's Pucelle, ein Anderer declamirte die „philosophischen" Verse Diderot's: „„Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!"" Ein Dritter erzählte, sein Friseur habe ihm gesagt: „Sehen Sie, Monsieur, obgleich ich nur ein armer Teufel bin, so habe ich doch nicht mehr Religion als ein Anderer." Alles unter Beifallklatschen und Gelächter, worauf man zu dem Schlusse kam, die Umwälzung würde sich vollziehen und Aberglaube und Fanatismus müßten durchweg der Philosophie weichen. Einer jedoch von den Gästen hat an der allgemeinen Erregung dieser Unterhaltung nicht theilgenommen, sondern in die Ausbrüche unserer Begeisterung

nur einige leichte Scherzworte gemischt. Es ist der originelle und liebenswürdige Cazotte, ein illuminatischer Träumer. „Messieurs und Mesdames — sagt er endlich ganz ernsthaft — geben Sie sich zufrieden. Sie werden diese große und prächtige Revolution, welche Sie so sehr herbeisehnen, sicherlich sehen. Ich bin, wie Sie wissen, ein Stück von einem Propheten und ich sage Ihnen nochmals: Sie werden diese Revolution sehen." Ei, ist die laute Entgegnung, um das zu wissen, braucht man eben kein Prophet zu sein. „Allerdings nicht; indessen muß man es doch ein Bißchen sein, um das sagen zu können, was ich Ihnen weiter sagen will. Wissen Sie, wie diese Revolution und wie Ihr Aller Loos während derselben sich gestalten wird?" — „Ah, lassen Sie doch mal hören," sagt Condorcet, „was ein Prophet einem Philosophen zu prophezeien hat." — „Sie, Monsieur de Condorcet, Sie werden sterben, ausgestreckt auf dem Fußboden eines Gefängnisses, an Gift sterben, welches Sie verschluckt haben, um sich dem Henker zu entziehen." Die ganze Gesellschaft stutzt, aber bald lacht sie wieder, denn der gute Cazotte ist ja ein Träumer, der auch wachend träumt. „Monsieur Cazotte, Ihre Weissagung ist nicht so lustig wie Ihr „Diable amoureux." Aber welcher Teufel hat Ihnen diese schönen Dinge, dies Gefängniß, dies Gift, diesen Henker eingegeben? Was haben alle diese Dinge mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft zu schaffen?" — „Im Namen der Philosophie und der Humanität und unter der Herrschaft der Vernunft wird es Ihnen zustoßen, also enden zu müssen. Die Vernunft wird zu dieser Zeit ihre Tempel haben, ja in ganz Frankreich wird es überhaupt keine anderen Tempel mehr geben." — „Traun, bemerkt Chamfort mit spöttischem Lächeln, Sie werden keiner von den Priestern dieser Zeit sein." — „Hoffentlich keiner; Sie aber, Monsieur Chamfort, Sie werden einer sein und zwar ein sehr würdiger. Sie werden sich mittelst eines Rasirmessers die Adern öffnen, an zweiundzwanzig Stellen,

und doch erst etliche Monate später sterben." Die Gäste sehen einander an, lachen aber noch. „Sie, Monsieur Vicq= d'Azyr, werden sich allerdings die Adern nicht selbst öffnen, wohl aber werden Sie sich, um Ihrer Sache desto sicherer zu sein, an demselben Tage sechs Mal zur Ader lassen und in der folgenden Nacht sterben. Sie, Monsieur Nicolai, werden auf dem Schaffote sterben; Sie, Monsieur Bailly, ebenfalls; Sie, Monsieur de Malesherbes, ebenfalls . . ." „Gott sei Dank, unterbricht Roucher den Propheten; es scheint, der Herr will nur Akademikern an's Leben und ich bin, Gottlob" — „Sie? Auch Sie sterben auf dem Schaffot." Jetzt ruft es von allen Seiten: „Das ist eine Wette! Er hat geschworen, Alles zu vertilgen." — „Nein, nicht i ch habe das geschworen." — „Nun wie denn? Steht uns also eine Unterjochung durch Türken und Tataren bevor?" — „Keineswegs. Ich wiederhole, das Alles wird geschehen unter der Herrschaft der Vernunft und Philosophie. Die, von Seiten derer Ihnen die angedeutete Behandlung bevorsteht, werden lauter Philosophen sein, werden gleich Ihnen Voltaire's Pucelle und Diderot's Refrain citiren und dieselben Redensarten im Munde führen, welche Sie jetzt seit einer Stunde zum Besten gaben . . . ." Man zuckt die Achseln über den närrischen Cazotte und flüstert sich in die Ohren, der Alte müsse seinen Scherzen immer etwas Wunderbares beimischen. Worauf Chamfort: „Hm, sein Wunderbares ist nicht eben lustig, sondern riecht sehr nach dem Galgen. Und wann, Monsieur Cazotte, werden denn alle diese schönen Dinge geschehen?" — „Binnen sechs Jahren wird Alles geschehen sein, was ich Ihnen sagte." — „Nun, da gibt's ja Wunder in Hülle und Fülle, ruft La Harpe, und auf meinen Antheil kommt keins?" — „Sie selbst werden ein Wunder sein, denn Sie werden alsdann ein Christ sein." „Oh, schreit Chamfort, das beruhigt mich. Wenn wir nicht zu Grunde gehen, bevor La Harpe ein Christ wird, sind wir unsterblich." — „Wir Frauen, sagt die Herzogin von

Grammont, sind doch glücklich, daß wir in Revolutionen Nichts zu bedeuten haben. Nicht als ob wir nicht Lust hätten, uns bei Gelegenheit auch miteinzumischen; aber an unserem Geschlechte vergreift man sich ja unter keinen Umständen." — „Ihr Geschlecht, Madame? Es wird Sie nicht schützen und Sie werden ganz so wie die Männer behandelt werden." — „Ei was, Monsieur Cazotte? Sie prophezeien ja den Weltuntergang." — „Davon weiß ich Nichts; aber was ich weiß, ist, daß Sie, Frau Herzogin, zum Schaffot geführt werden, Sie und manche andere Dame mit Ihnen, auf einem Karren, die Hände auf den Rücken gebunden." — „Was? Ich hoffe, daß ich in diesem Falle wenigstens eine Staatscarosse haben werde, schwarz ausgeschlagen." — „Nein, Madame. Größere Damen als Sie werden wie Sie mit gebundenen Händen auf dem Karren fahren . . . ." „Größere Damen? Wie? Etwa Prinzessinnen von Geblüt?" — „Noch größere Damen." — „Ha! Am Ende geben Sie mir nicht einmal einen Beichtvater?" — „Nein, Madame, Sie werden keinen haben. Der letzte zum Schaffot Geschleppte, welcher aus ganz besonderer Gnade noch einen Beichtvater haben wird, das wird . . . ." „Heraus damit! Wer ist der glückliche Sterbliche, der ein solches Privilegium haben wird?" — „Der König von Frankreich." — Der Herr vom Hause steht rasch auf und mit ihm erhebt sich die ganze Gesellschaft. „Mein lieber Cazotte, sagt der Wirth, dieser traurige Scherz währt zu lange. Sie treiben ihn zu weit und bis zu einem Punkt, wo Sie der Gesellschaft, in welcher Sie sich befinden, und Ihnen selbst Unannehmlichkeiten bereiten könnten." Cazotte schweigt und macht Anstalten, fortzugehen. Aber Frau von Grammont, bemüht, den ernsten Eindruck zu verwischen und die Gesellschaft den früheren fröhlichen Ton wieder finden zu machen, hält den Alten auf und sagt zu ihm: „Herr Prophet, Sie haben uns Allen die Zukunft geweissagt, aber Ihre eigene verschwiegen." Cazotte bleibt eine Weile stehen, die Augen an den Boden geheftet.

Dann fragt er die Herzogin: „Haben Sie wohl im Josephus die Geschichte der Belagerung Jerusalems gelesen?“ — „Freilich. Wer hätte sie nicht gelesen? Aber nehmen Sie an, ich wüßte Nichts davon.“ — „Wohl, Madame. Während dieser Belagerung machte ein Mann sechs Tage lang den Umgang auf den Wällen der Stadt, Angesichts der Belagerten und der Belagerer, und rief unabläßig mit donnernder Stimme: Wehe Jerusalem! Am siebenten Tag rief er: Wehe mir selbst! und wie er es rief, zerschmetterte ihn ein gewaltiger, von einer römischen Wurfmaschine geschleuderter Stein....“ So Cazotte. Dann verbeugte er sich tief und ging rasch hinweg.

Fünftes Kapitel.

Der Maitag und die Augustnacht.

Das Königthum in seiner unbedingten Selbstherrlichkeit, wie es vom vierzehnten Ludwig ausgebaut, gebraucht und gemißbraucht, vom fünfzehnten sodann geschändet worden, hatte allen Credit verloren. Ludwig der Sechszehnte, wie beschränkt seine Einsicht war, hatte sich schon bei seiner Throngelangung der Anerkennung dieser Thatsache nicht verschlossen und um so weniger sich verschließen können, als ihm das Gefühl seiner Schwäche die Ueberzeugung aufdrang, er habe zu einem Autokraten nicht das Zeug. Ueberdies hatte die Bildung der Zeit den jungen König, wenn nicht ergriffen, so doch gestreift, stark gestreift. Gleich zu Anfang seiner Regierung finden wir Anschauungen und Gedanken, sprachliche Ausdrücke und Wendungen, wie sie der literarischen Bewegung geläufig waren, in die aus dem königlichen Kabinette kommenden Erlasse eingegangen und es ist sehr bemerkenswerth, daß in solchen Erlassen lange vor der Revolution von „natürlichen Rechten des Menschen" die Rede ist, zur selbigen Zeit, wo in bäuerlichen Bittschriften ganz in Rousseau'schem Style die Nachbarsleute „Concitoyens" und der Herrgott „L'être suprême" heißen. Rechnet zu Alledem noch das natürliche Wohlwollen des Königs für sein Volk hinzu, so

erklärt sich unschwer das Unleugbare, daß Ludwig der Sechszehnte von vornherein in eine Beschränkung des königlichen Despotismus sich ergab.

Es handelte sich nur darum, zur Betheiligung der Nation, wenigstens in ihren Spitzen, an dem Gemeinwesen die richtigen Mittel und Wege zu finden, und an Versuchen hiezu fehlte es nicht. An das Nächstliegende zu denken, an die Wiedererweckung und zeitgemäße Umbildung der alten Reichs- oder Generalstände (états généraux) nämlich, das freilich erschien vorderhand dem absoluten Königthum als eine unstatthafte Kühnheit, als eine Verwegenheit, als ein in einigen wenigen „Feuerköpfen" ausgebrüteter Gräuel. Wie gewöhnlich an Höfen, hatte man auch an dem von Versailles keine Vorstellung von dem unwiederbringlichen Werthe der Tage, der Stunden, der Minuten. Glaubte man doch noch Zeit zum Experimentiren zu haben, als das Defizit schon mit seiner Eisenfaust an die Thüre des Kabinetts pochte. Die geschicktesten Heilkünstler, ein Turgot, ein Necker, waren berufen worden, um den furchtbaren Finanzschaden zu heilen; aber wie konnten ihre Rezepte, auch abgesehen von der Unzulänglichkeit derselben, entschieden wirken, wenn der Patient, wie wir gesehen haben, so ausschweifend, d. h. so sinnlos verschwenderisch zu leben fortfuhr, wie er es gewohnt war? Auf den bürgerlichen Necker, den seine ewigen Sparsamkeitspredigten den Hofleuten zu verhaßt gemacht, als daß er lange hätte vorhalten können, folgte in der Leitung der Finanzen der elegante Leichtfuß Calonne, welcher nach der Maxime verfuhr: Wer Credit haben will, muß Aufwand machen. Doctrinäre Haarspalterei, welche sich einbildet, stets und überall das Warum des Warum ergründen zu können, hat glücklich herausgebracht, daß Calonne von Anfang an seine Verschleuderungen planmäßig betrieben habe. Ihm sei klar gewesen, daß die Monarchie einer radikalen Reform bedürfe, und da habe er die privilegirten Stände dahin zu bringen gesucht, in diese Reform zu

willigen, und zwar dadurch, daß er „die Reste des Schatzes unter sie vertheilte, sie mit Geld in Hülle und Fülle überschüttete und sie also lachend an den Rand des Abgrundes führte, der sich so plötzlich und so entsetzlich vor ihnen aufthun sollte, daß für König, Adel und Klerus Nichts mehr übrig bliebe als laut nach rettenden Neuerungen zu rufen [62]." Die Wahrheit ist, daß der frivole Mann, weit entfernt, ein Systematiker zu sein und das angedeutete pessimistische System durchzuführen, vielmehr auf's Gerathewohl versuchte, den Teufel mittelst Beelzebubs zu vertreiben, d. h. die Stimme des Defizits durch das Getöse einer Schuldenmacherei größten Styls zu ersticken. Und ferner, daß er, als nicht länger so fortzuwirthschaften war, d. h. als man dem Verschwender kein Geld mehr leihen wollte, als ein Mensch von Geist oder bezeichnender zu sprechen, von Esprit sich erwies, indem er mit guter Manier, mit einer Art vornehm-eleganter Nonchalance zu Auskunftsmitteln griff, welche bessere Leute lange vor ihm schon in Vorschlag gebracht hatten.

Denn, wie bekannt, hatte Turgot bereits i. J. 1775 dem Könige gerathen, sich zum Zwecke der Hebung des öffentlichen Vertrauens mit einer Art von repräsentativer Versammlung zu umgeben, welche die Aufgabe hätte, die Wünsche der Nation an den Thron zu bringen und die Krone zu berathen, ohne irgend eine beschließende Machtvollkommenheit zu besitzen. Die Geschichte Frankreichs bot ein Vorbild solcher Versammlungen, als deren Erfinder König Heinrich der Zweite zu betrachten sein dürfte, welcher i. J. 1558 statt der mittelalterlichen Reichsstände (Adel, Klerus, Städtebürgerthum) nur einige, von ihm selbst bezeichnete Mitglieder derselben berufen hatte. Unter den letzten Valois und den ersten Bourbons waren solche Versammlungen von „Notablen," wie man sie hieß, nicht selten gewesen. Jetzt beschloß Calonne, wahrscheinlich durch Mirabeau darauf aufmerksam gemacht, dieses alte Institut wieder zu beleben, um mittelst desselben zur Abstellung der Mißbräuche („abus") im

Staatshaushalt — ein Calonne sprach von Mißbräuchen! das Verzweifelte der Lage kann nicht schärfer bezeichnet werden — zur Wiederbelebung des Credits und dazu zu gelangen, was der Minister in einem Bericht an den König „eine neue Untermauerung des ganzen Gebäudes" nannte. Schade nur, daß es, wenn so eine Untermauerung überhaupt noch möglich, jetzt zu spät dazu war und weder der König noch Calonne das Zeug hatten, auch nur einen ernstlichen Versuch zu machen.... Die Notablen traten auf königliche Ernennung und Berufung hin wirklich zusammen und am 22. Februar 1787 eröffnete Ludwig ihre Sitzungen im Schlosse zu Versailles im Saale der Hoflustbarkeiten („Salle des menus plaisirs"). In der Versammlung saßen 7 Prinzen, 7 Erzbischöfe, 8 Bischöfe, 36 Herzoge, Marquis und Grafen, eine Menge von hohen Beamten, im Ganzen 140 Personen, worunter, genau gerechnet, 7 oder 8 Männer vom dritten, vom bürgerlichen Stande. Diese Spottgeburt von Nationalvertretung sollte Frankreich regeneriren oder wenigstens regeneriren helfen [63]). Wenn aber der Hof in dieser Versammlung ein gefügiges Werkzeug zu finden erwartet hatte, so täuschte er sich gröblich. Soweit war der revolutionäre Geist bereits vorgeschritten, daß sogar eine Versammlung von solcher Zusammensetzung unlenksam sich erwies. Calonne entschloß sich mit genialem Leichtsinn, die ganze Bodenlosigkeit des Uebels zu enthüllen, das ungeheure Krebsgeschwür der Finanznoth rückhaltslos aufzudecken, was er mit dem entscheidenden Worte that, daß binnen zehn Jahren, von 1776 bis 1786 nicht weniger als 1 Milliarde und 250 Millionen Staatsschulden gemacht worden seien. Jetzt brach der Sturm gegen den Minister los. Die oppositionellen Aeußerungen im Schooße der Notablen fanden schon ein volksrednerisches Echo im Garten des Palais Royal, und was den König betrifft, so ließ er seinen Schrecken und Zorn über den Minister aus, welcher Nichts vermocht hatte als die ganze Trostlosigkeit der Situation darzulegen. „Dieser

Schuft von Calonne! Er hätte verdient, daß ich ihn hängen ließe!" rief Ludwig aus[64]) und bald darauf erhielt der Minister mit seiner Entlassung zugleich das Decret der Verbannung. An seine Stelle trat, durch die Königin emporgebracht, der Erzbischof von Toulouse, Loménie de Brienne, ein Erzbischof, welcher nach der Weise der prälatischen Grandseigneurs von damals zugleich Priester und Atheist war, so daß der König, als es sich kurz zuvor um die Beförderung Brienne's auf den erzbischöflichen Stuhl von Paris gehandelt, unwillig geäußert hatte: „Ein Erzbischof von Paris muß doch wenigstens an Gott glauben[65])." Jedenfalls gehörte eine starke Dosis von Glauben an sich selbst dazu, unter solchen Umständen die Leitung der französischen Finanzen, d. h. die Regierung Frankreichs zu übernehmen. Der Erfolg entsprach dieser Keckheit in keiner Weise. Brienne's Ministerium war nur eine ruhmlose Agonie der alten Monarchie und des absoluten Königthums. Das Begehren nach Reichsständen, innerhalb der Versammlung der Notablen durch Lafayette und andere liberale Edelleute formulirt, wurde zur unhemmbar anschwellenden Losung der öffentlichen Meinung. Sie siegte und die Händel, in welche sich der Hof mit dem nach Ludwigs des Fünfzehnten Tod restaurirten Pariser Parlement verwickelte, beschleunigten nur diesen Sieg. Die Berufung der Reichsstände wurde zugesagt, Brienne entlassen, Necker zurückberufen, die Wahlbewegung begann über das ganze Reich hin.

Alle diese Erfolge waren ganz wesentlich Erfolge der Aristokratie. Der französische Adel wollte, nach dem Vorgang und Vorbild der englischen Nobility und Gentry, einen vorragenden Antheil an den Staatsgeschäften haben, er wollte der bestimmende Factor des Staatswesens sein. Aber er sollte in die Grube fallen, welche er dem unbeschränkten Königthum gegraben. Bei ihrem Vorgehen gegen dieses übersah die Aristokratie, daß hinter ihr bereits die Demokratie sich organisirte,

fest entschlossen, die Vorgängerin und Wegbahnerin bei der ersten Gelegenheit zur Seite zu schieben und ihrerseits im Staate die Stelle einzunehmen, welche jene für sich anstrebte. Wenn diese Bestimmung des dritten Standes, des Bürgerthums, zuerst wieder rund und nett durch Angehörige der privilegirten Stände geformelt und verkündigt wurde, so bezeugt dies, daß, wie logisch im Ganzen und Großen die Genesis der Revolution vorschritt, im Einzelnen dennoch des Unerwarteten und Ueberraschenden in allen diesen Vorgängen kein Ende war. Ein Graf d'Entraigues aus dem Vivarais nahm in seinem „Mémoire sur les états-généraux" die leidenschaftlichsten Affecte der Revolution vorweg, lobpries die politischen Prinzipien des „Contrat social" und sprach es mit dürren Worten aus, daß die Monarchie das Unglück der Völker sei. („Ce fut sans doute pour donner aux plus héroïques vertus une patrie digne d'elles, que le ciel voulut qu'il existait des républiques; et, peut-être pour punir l'ambition des hommes, il permit qu'il s'élevât de grands empires, des rois et des maîtres.") Noch weit bedeutender war und wirkte eine andere Flugschrift. Mitten in das tumultuarische Gezänke über die Einrichtung der zu berufenden Nationalvertretung mittelst Reichsständen, über das Zahlenverhältniß der drei Stände, über die Wahlart, über den Umfang ihrer Vollmachten und Befugnisse, mitten in dieses Gezänke hinein brannte der Abbé Sieyes, Generalvikar des Bischofs von Chartres, den Signalschuß los, welcher das Bürgerthum auf den Kampfplatz rief, und zwar so, daß es zur selben Stunde, wo es den Kampfplatz betrat, aufhörte, der dritte Stand, überhaupt ein Stand zu sein, um das Volk, das ganze Volk zu werden. Sieyes' berühmte Brochüre — sie soll durch das in Gesellschaft hingeworfene Wort Chamfort's: „Was ist der dritte Stand? Alles und Nichts!" veranlaßt worden sein[66]) — war eine Art Katechismus, welcher in kürzester Fassung die brennenden Fragen der Lage stellte und

beantwortete. Diese Flugschrift, die Resultate ihrer Erörterungen schon auf dem Titel zusammenfassend — („Qu' est-ce que le Tiers-état? Tout. Qu'a-t-il été jusqu' à présent dans l'ordre politique? Rien. Que demande-t-il? A y devenir quelque chose") — ist das Manifest gewesen, womit das Bürgerthum, unmittelbar in Frankreich, mittelbar in Europa, seine weltgeschichtlich-politische Rolle angetreten, das Manifest, kraft dessen es erklärt hat: „Nicht die bevorrechteten und zehrenden Stände, sondern ich, der nährende und lehrende Stand, ich der Vollzieher der Arbeit und der Inhaber der Intelligenz, ich bin künftig der Staat; denn ich bin Alles, weil ich das ganze Volk bin." Es war ein kühnes Wort, aber es war auch mehr als ein Wort: es war eine welthistorische Thatsache. Alle seither gemachten Experimente, die Schwerkraft des Staats, den Staat selbst außerhalb des Bürgerthums, außerhalb des Volks zu suchen, waren und sind nur knabenhafte Versuche, den majestätisch einherflutenden Strom geschichtlicher Nothwendigkeit mittelst Nürnberger Spielzeugs rückwärts zu stauen ....

Und wie stand es denn bei Hofe, während Paris und ganz Frankreich durch eine derartige Flugschriften-Debatte elektrisirt wurden, deren Kühnheit die völlige Erlahmung des ganzen Triebwerks der alten Staatsmaschine grell bezeugte? Wie stand es im, ach, von so vielen, von lauter Zwergen bewohnten Riesenschlosse zu Versailles, während der Tumult der Wahlen zu den Generalständen das ganze Land erfüllte? Während im Süden ein Mirabeau, im Norden ein Robespierre — (zur Zeit freilich noch nur ein sentimentaler Pedant, mit gefühlvollen Frauenzimmern über Zeisige und Blumen briefwechselnd) — gewählt wird? Während an allen Ecken und Enden die Wähler ihren Beauftragten „Cahiers" in die Taschen steckten, Cahiers, deren Forderungen zusammengerechnet auf nichts Geringeres hinausliefen als auf eine „gleichzeitige und systematische Aufhebung aller im Lande bestehenden Gesetze und Gebräuche [67])?"

Nun wohl, die Antwort ist bald gegeben: im Versailler Schlosse wußte man nicht, bis zu welcher Stunde der Zeiger der Zeituhr vorgerückt war, wennschon das allgemeine Unbehagen auch in diesen unbelehrbaren Kreisen zeitweilig anfröstelnd umging. Ein durchaus glaubwürdiger Zeuge, den wir noch öfter an die Schranken rufen werden, der Graf Miot, sah den Hof im Spätherbst von 1788 und fand, daß sich die Schaaren der Höflinge um drei Personen gruppirten: um den Grafen von Artois, den Grafen von Provence und die Königin[68]. Vom König keine Rede: der ging jagen oder fertigte Schlösser unter Anleitung seines Lehrmeisters Gamin, der eines Tages die unglückselige Geschichte von einem gewissen „eisernen Schrank" erzählen sollte, sehr zum Schaden seines königlichen Lehrjungen. Artois, ausschweifend bis zum Exceß, war ganz mit Maitressen- und Spielgeschichten beschäftigt; Provence galt für einen Pedanten und hielt sich, in dem Kreise der Königin als „Hortensius" verspottet, zugeknöpft bei Seite; die Gesellschaft Marie Antoinette's, „liebenswürdige und geistreiche" Herren und Damen, aber ohne Charakterfond, weder durch überlegene Talente noch durch dem Staate geleistete Dienste ausgezeichnet, beherrschte den Hof ausschließlich, verfügte über alle Gnaden und Gunstbezeugungen und erlag gleichsam unter der Last der Ehren und Schätze. Es war das Unglück der Königin, daß ihre Freunde und Vertrauten, mit Recht dem allgemeinen Mißtrauen und Haß signalisirt, ihrer Herrin nur schlechte Rathschläge geben konnten, weil sie die ersten Opfer heilsamer hätten werden müssen. Dieses mit dem Marke des Landes gemästete vornehme Ungeziefer[69] war es, welches aus allen Kräften und mit allen Mitteln der Ränkekunst bemüht war, Marie Antoinette, d. h. die Gebieterin des Königs und des Hofes, von vorneherein in eine Stellung entschiedener Feindseligkeit zu dem großen Versuch einer durchgreifenden Staatsreform zu bringen. Hörte man diese Leute — und die Königin hörte nur sie — so bestand die Nothwendigkeit

einer solchen Reform bloß in den unruhigen Köpfen einer Handvoll Advokaten und Literaten — (der Beisatz „Juden“ war damals noch nicht erfunden) — welche mit ihrem Geschrei die „Roture“ und „Canaille“ verwirrt hätten. Es käme daher nur darauf an, diese Rotte von Unruhstiftern, zu welcher selbstverständlich so ziemlich alle so eben gewählten Abgeordneten des dritten Standes gehörten, mittelst Waffengewalt zu maßregeln, und der ganze Lärm würde zu Ende sein. Mittelst Waffengewalt? Diese Armseligen wußten also nicht oder wollten nicht wissen und Marie Antoinette hatte sicherlich keine Ahnung davon, daß auch die Armee von der herrschenden Unzufriedenheit vollständig ergriffen war, daß die Soldaten ihre adeligen Offiziere haßten oder verachteten und daß die Einführung des unseligen preußischen Fuchtelsystems durch einen Zweidrittelsnarren, den Kriegsminister Grafen Saint-Germain, lautes Murren erzeugt und die Bande der Disziplin bedrohlich gelockert hatte...

Aus dem Gesagten erhellt, daß innerhalb der Aristokratie selbst ein Schisma ausgebrochen war. Der eigentliche Hofadel hatte das Spiel mit dem revolutionären Feuer aufgegeben, sobald dieses Feuer Miene machte, die Mißbräuche zu verzehren, von welchen die Höflinge lebten. Der bessere Theil der Aristokratie dagegen war noch immer entschlossen, mit der Bewegungspartei voranzugehen. Es liegt am Tage, wie sehr diese Trennung des Adels in eine höfische und eine liberale Partei der Revolution zu gute kommen mußte. Einstweilen wiegte sich die höfische in der solcher Geister würdigen Selbsttäuschung, der nahende Sturm sei mit kleinsten und kleinlichsten Mitteln zu beschwören, mit jämmerlich-bübischen Hänseleien der „Landpomeranzen“ (provinciaux), d. h. der aus den Provinzen angekommenen Abgeordneten des dritten Standes, mit Hervorsuchen und wieder Inszenesetzen eines antediluvianischen Ceremoniells, mit Geltendmachung von allen den lächerlichen Wichtigkeiten der Heraldik und Etikette, mit Handhabung von Ceremonien-

meisterstäben und anderem dergleichen schäbigen Plunder mehr. Die Deputirten des dritten Standes sollten schwarzwollene Mäntel und niedergekrämpte Hüte tragen, wahrscheinlich, wie der Oberceremonienmeister de Brezé in seiner Weisheit berechnet hatte, um ihnen das Aussehen von Leichenbittern zu geben; auch sollten, wenn ihnen Se. Majestät allergnädigst eine Audienz gewährte, bei ihrem Eintritt nicht beide, sondern nur eine Flügelthüre des Saals geöffnet werden. Und mit derartigen Nadelstichen der Albernheit glaubte man Männer tödten zu können, welche, kaum in Versailles angelangt, die Bezeichnung als Abgeordnete des „dritten Standes" verwarfen, weil, wie Robespierre nach Hause schrieb, dieses Wort als ein „Denkmal der alten Knechtschaft geächtet war." Ein so wohlwollender und ein bis zu dem Punkte, wo seine Schwäche begann, auch so redlicher Mann freilich, wie der König war, dachte nicht daran, den Bevollmächtigten seines Volkes so einen kleinen Krieg zu machen. Im Gegentheil, er hatte sich's angelegen sein lassen, den Generalständen ein recht stattliches Local zu bereiten. Er hatte selber die Arbeiten überwacht, welche die „Salle des menus" zum Reichsständesaal umwandelten und es war Nichts gespart worden, um den Schauplatz des welthistorischen Schauspiels würdig zu machen, das hier vor sich gehen sollte[70].

Sonntags den 3. Mai 1789 wurden die Reichsstände ins Schloß entboten, um dem Könige vorgestellt zu werden. Hiebei handhabten die Untergebenen des Marquis de Brezé die Flügelthüren in der angedeuteten Weise, was nicht ohne bedenkliches Murren der „Gemeinen" geschah. Sie konnten übrigens diesen höfischen Nadelstich leicht verschmerzen im Genusse der allgemeinen und begeisterten Sympathie, welche ihnen die Bevölkerung von Versailles entgegenbrachte. Schon dieser Umstand, daß die Bewohnerschaft einer Stadt, welche sich gänzlich vom Hofe nährte, entschieden dem Hof abhold und der Bewegung zugethan war, hätte die Höflinge stutzig machen müssen. Aber wer küm-

merte sich um dieses Symptom, wenn nicht ein scharfbeobachtender Englishman, welcher in jenen Tagen kopfschüttelnd in Versailles herumging[71])? . . . . Der folgende Tag, Montag der 4. Mai, sah die letzte großartige Prachtentfaltung der alten Monarchie und dieser Pomp war ihr Leichenpomp. Die geschäftliche Eröffnung der Generalstände war auf morgen angesetzt; heute sollte eine große kirchlich-höfische Ceremonie dem Werke seine Weihe geben.

Alle Häuser der Straßen, durch welche die Festprozession gehen sollte, mit Kränzen, Guirlanden und Draperien geschmückt, drunten eine lebendige Hecke von königlichen Garden im glänzenden Waffenschmuck, hinter dieser Hecke die freudig wogende Volksmenge, auf den Balkonen und in allen Fensterrahmen Hunderte von Damen im Vollreiz ihrer Schönheit und Koketterie, Glockenschall in den Lüften, mit Trompetenfanfaren und Paukengedröhn sich mischend, über alles dieses aus wolkenlosem Himmel die Maisonne ihre Lichtmassen ausschüttend, — fürwahr ein Anblick, wohlgeeignet, ein so feuriges Herz in Begeisterung aufflammen zu machen, wie es die dort weit aus dem Fenster sich lehnende Tochter Necker's, seit drei Jahren die Frau des schwedischen Gesandten Staël, in ihrer hochbusigen Brust trägt. Jetzt verkündet Kanonendonner, daß die Prozession die Pfarrkirche von Notre-Dame, wo sie sich gesammelt, verlassen hat, um den Zug nach der Sanct-Ludwigs-Kirche zu beginnen, allwo der Hymnus: „O salutaris hostia!“ gesungen werden und der Bischof von Nancy eine Predigt halten soll, welche man an einer beziehungsreichen Stelle beklatschen wird, als wäre man im Theater. Die Prozession kommt heran, Kutten und Kapuzen vorne, die Franziskanermönche von Versailles, dann die Pfarrgeistlichkeit und hierauf die nahezu 600 Deputirten des dritten Standes, die Gemeinen, trotz ihrer schwarzen Mäntel und niedergekrämpten Hüte gar nicht leichenbitterlich, sondern zuversichtlich blickend und fest auftretend. Im Uebrigen eine

gleichförmige Schaar, aus welcher heute noch nur etwa der hagere Abbé Sieyes, der künftige Verfassungsmacher der Revolution, durch den klugschnüffelnden Ausdruck seines Gesichts und der Abgeordnete von Aix, der Herr Graf Gabriel Honoré Riquetti de Mirabeau durch seinen „schwarzen Eberkopf,“ durch die Art, seine mächtige Gestalt zu tragen, und durch seine „erhabene und majestätische“ Häßlichkeit besonders charakteristisch hervorstechen. Hierauf folgen die 300 Abgeordneten des Adels, prunkend in goldgestickten Mänteln, weiße Federbüsche auf den Klapphüten, rauschend von Spitzen, Sammet und Seide. Auffallen mag es, daß der Herzog von Orleans, als gält' es, schon jetzt seine Befähigung zum „Egalité“ darzuthun, die Reihen seiner Standesgenossen verläßt, um sich in die der bürgerlichen Deputirten zu mischen. Dann die 300 Deputirten des Klerus: erst die Plebejer der Kirche, die Dorfpfarrer und Kapläne, gemeine Soldaten der Hierarchie, welche, gleich ihren Brüdern in der Armee, niemals Offiziere, niemals Prioren, Pröpste, Aebte, Bischöfe, Kardinäle werden konnten; dann die Privilegirten des Standes, die Prälaten im Violett und Purpur ihrer Würden, mit schimmernden Baretten und blitzenden Infuln geschmückt, gegen ihre plebejischen Amtsbrüder in schmucklosem Schwarz nicht weniger beleidigend abstechend als die Edelleute gegen die Bürgerlichen. Der Erzbischof von Paris trägt die Monstranz unter einem prachtvollen Baldachin, dessen Schnüre die Grafen von Provence und Artois und die Herzoge von Angoulême und Berry halten. Die Höflinge drängen sich um die Prinzen. Provence geht nachdenklich und mühsam einher, wie von der Wucht des Tages gedrückt. Artois, augenscheinlich gelangweilt und übelgelaunt, wirft nach rechts und links hochmüthige Blicke auf die Menge. Folgt nun König und Königin. Sein Gesicht ausdruckslos und theilnahmlos, wie gewöhnlich, ohne Würde und Majestät; man sieht ihm an, daß ihm der ganze Handel nur eine Etikettenpflicht ist, die er möglichst bald

erfüllt zu haben wünscht. Marie Antoinette's Stirn ist bewölkt, sorgenvoll; man erkennt unschwer, daß ihr Herz, heute vielleicht zum ersten Mal von einer Ahnung des wirklichen Standes der Dinge durchschauert, in Galle schwimmt. Vergebens bemüht sie sich, ihren edlen Zügen einen Ausdruck von Zufriedenheit zu geben. Als sie hören muß, daß die Deputirten des dritten Standes beim Vorüberziehen vom Volk jubelnd begrüßt, während der Hof, der König, sie selbst mit einem tödtlichen Stillschweigen empfangen werden, trotzt sie mit zusammengepreßten Lippen der stummen Beleidigung. Aber als der Ruf: „Vive Orleans!“ an ihr Ohr schlägt, wankt sie auf ihren Füßen und muß von der Prinzessin Lamballe gehalten werden, um nicht zu fallen.

Und was hatte das Alles zu bedeuten? Nichts Anderes als daß in Frankreich das Volk die geschichtliche Bühne betreten hatte, um die erste Rolle zu übernehmen, und daß das Königthum im Begriffe war, von dieser Bühne abzutreten. Sehr möglich, daß Marie Antoinette mit dem feinen Instinkt ihres Geschlechts diese Thatsache in ihrem ganzen Umfange errieth. Sie machte sich auch anderen Frauen fühlbar, aber je nach Charakter und Stimmung derselben in sehr verschiedener Weise. „Ah — rief droben an ihrem Fenster Anne Louise Germaine de Staël, die großen geistvollen Augen von Enthusiasmus blitzend, mit etwas afrikanisch üppig belipptem Munde ihrer Nachbarin, der Frau Gräfin von Montmorin, zu — ah, wie schön, wie groß, wie hoffnungsvoll! Welche Freude, zum ersten Mal in Frankreich Repräsentanten der Nation zu sehen!“ Worauf die Gräfin, eine Weissagerin ihres eigenen schrecklichen Looses: „Sie thun unrecht, sich über diese Stunde zu freuen; denn davon wird großes Unheil über Frankreich und über uns kommen.“ Die arme Frau — sie verfiel mit ihrem Sohne der Guillotine, ihr Gatte den Säbeln der Septembermörder — war mit ihren trüben Vorahnungen nicht allein. Es waren auch Männer da, in welchen, obgleich sie den

Tag mit frohen Hoffnungen begrüßten, keine rechte Freude aufkommen konnte. Zwei italische Dichter, beide nachmals berühmt in ihrem Lande, sahen sich den Festzug ebenfalls mit an, Vittorio Alfieri und Ippolito Pindemonte. Der Letztere wurde zu einer Canzone begeistert, deren erste Strophen aber schon Zweifel und Bedenken durchscheinen ließen: „Auf Helvetiens Bergen ist mir, als ich sie überstieg, um nach Frankreich zu kommen, die Freiheitsgöttin erschienen, leuchtender als die Sonne. Ihre goldenen Locken wogten im Morgenwind, ihre Augen stralten in sanftglühendem Feuer. Ich rief ihr zu: An den Ufern der Seine verlangen Tausende und wieder Tausende von Stimmen nach dir und geloben dir Tempel und Altäre, Priester und Hymnen. Sie jedoch, zweifelnd und zögernd, gab mit einem Seufzer zur Antwort: Werd' ich dort wirklich meine Wohnung aufschlagen [72])?"

Am folgenden Tage, den 5. Mai, hatte die amtliche Eröffnung der Generalstände in der „Salle des menus" statt. Wie Mirabeau eintritt, der Volks-Graf (comte plébéien), wie ihn seine erbitterten Standesgenossen schelten, erheben sie ein lautes Murren. Er wirft den Kopf stolz in den Nacken und schreitet durch den Saal, ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen seines zum Donnern geschaffenen Mundes. Hütet euch, den werdet ihr nicht einschüchtern. Er ist der Mann dazu, euch, wenn ihr ihm die Laster seiner Vergangenheit vorrückt, mit dem Achselzucken stolzesten Selbstbewußtseins zu sagen: „Ach ja, meine früheren Verirrungen kommen dem Gemeinwesen theuer zu stehen [73])." Beim Erscheinen des Königs, welcher an diesem Tage gewiß zu seinem großen Unbehagen mit der ganzen Schwere und Pracht königlichen Ornats behangen und bedeckt ist, will Einer den Volks-Grafen zu seinem Nachbar haben sagen hören: „Seht da, das Opfer!" was uns aber ziemlich mythisch oder vielmehr geradezu schlecht erfunden scheint [74]). Die Eröffnungsrede Ludwigs ist voll Versöhnlichkeit und Wohlwollen und es ist dem guten Manne ohne Zweifel lauterer Ernst damit. Man bemerkt, daß

die Königin, im Gegensatze zu ihrem Gemahl, an diesem Tage sehr einfach angezogen ist und daß sie die königliche Rede stehend und in ehrfurchtsvoller Haltung mitanhört. Tochter Maria Theresia's, warum hat dir zur Stunde nicht ein guter Genius zugeflüstert: Heute ist's vielleicht noch Zeit, ehrlich und aufrichtig mit der Reform zu gehen; morgen ist es schon zu spät, denn morgen ist die Revolution da?... Ja, die Revolution! Ging doch ihr Sturmodem schon durch den Saal, als der König, nach beendigter Rede, seinen Federhut aufsetzte und die Edelleute, mittelalterlichem Vorrecht gemäß, ebenfalls ihre Federhüte aufsetzten und nun, gegen alle Kleiderordnung und gegen alles Ceremoniell, zur Verzweiflung eines Oberceremonienmeisters de Brezé und aller de Brezé's der Welt, die Deputirten des dritten Standes ihre niedergekrämpten Hüte ebenfalls sofort fest auf die bürgerlichen Köpfe drückten. Ach, es war nicht mehr die Zeit, wo die Abgeordneten des dritten Standes entblößten Hauptes und knieend die Entschließungen Sr. allerchristlichsten Majestät entgegennahmen.

Warum ausführlich erzählen, was lebendig in Jedermanns Erinnerung steht? Es folgte der wochenlange Zank über die Frage, ob gemeinsam oder gesondert zu berathen, ob nach Köpfen oder nach Ständen zu stimmen sei. Gestützt auf die unzweideutige Willensmeinung der von Tag zu Tag mehr revolutionär aufwogenden Bevölkerung der nahen Hauptstadt, wo jetzt die Presse, die Clubs, die Volksrednerei ihre immer entfesseltere Thätigkeit anheben, bleiben die Gemeinen fest und beharren auf Gemeinsamkeit der Berathung und auf Stimmgebung nach Köpfen. Mit dem Magnetismus der Kraft ziehen sie die freisinnigen Elemente der Abgeordnetenschaft des Adels und der Geistlichkeit mälig zu sich herüber. Am 17. Juni erklären sie sich zur „Nationalversammlung“ (assemblée nationale) und constituiren sich mit Eidesleistung als solche[75]. Jetzt geräth der höfische Olymp in Aufregung. Höchst antiplebejisches Fächerspiel polignac'scher und anderer Hof-, Ehren- und Palastdamen im Zirkel der Köni-

gin; auch sehr chevalereskes Galanteriedegengerassel um den Grafen von Artois her, welcher heroisch vom Zupferdesteigen redet. Wäre es nicht an der Zeit, die Blitz- und Donnermaschine des Königthums in Stand und Thätigkeit zu setzen? Aber ach, unser Ludwig ist kein Zeus, und was die Blitz- und Donnermaschine betrifft, so ist das ein armes altes verbrauchtes Möbel, womit gar nicht aufzukommen ist gegen einen vor lauter blatternarbiger Häßlichkeit fast wieder schönen Jupiter Mirabeau, der da drüben im Saale der Hoflustbarkeiten, wo es dermalen für den Hof gar nicht mehr lustbar hergeht, blitzt und donnert... Am 19. Juni erklären sich 149 Abgeordnete des Klerus gegen 115 für den Uebertritt zur Nationalversammlung. Jetzt ist nicht mehr zu zögern: auf den 23. Juni wird eine königliche Sitzung angesagt und inzwischen der Sitzungssaal gesperrt. Da führt Bailly am 20. die Nationalversammlung ins Ballhaus (jeu de paume) und hier schwören die Abgeordneten, auch solche des Adels darunter — Clermont-Tonnerre, Lally-Tolendal und Matthieu de Montmorency — sich nicht zu trennen, bevor die Verfassung des Königreichs auf fester Grundlage aufgebaut sei. Manche, Viele, die Mehrzahl sogar schwört nicht mit leichtem Herzen diesen Eid; sie fühlen, es ist eine Kriegserklärung gegen das Königthum, und sie halten dasselbe für stärker als es ist. Aber sie schwören dennoch Alle, bis auf Einen, dessen Name vergessen sein mag. Tags darauf ist auch das Ballhaus gesperrt: die Nationalversammlung tagt in der Ludwigskirche. Hier treten, geführt von dem greisen Erzbischof von Vienne, Lefranc de Pompignan, 148 Geistliche zu ihr über.

Am 23. Juni sind 4000 Mann Truppen um den Palast her aufgestellt. Die königliche Sitzung hebt an. Der König spricht wiederum wohlwollend und versöhnlich, läßt dann eine Erklärung verlesen, kraft welcher den Reichsständen so ziemlich alle Machtvollkommenheiten eingeräumt werden, welche seither die constitutionell-monarchisch-parlamentarische Schablone einer Volksvertretung

zuerkennt. Aber alle diese Huld hat einen Hacken, mittelst dessen sie sich zur Unhuld umbiegt. Der König erklärt nämlich, bei der altherkömmlichen Trennung der Reichsstände in drei Kammern oder Kurien, sowie bei der Berathung und Stimmgebung nach Ständen müsse es sein Verbleiben haben, ein für alle Mal, „car tel est notre plaisir.“ Das ist der Kern der Frage. Wird dieses königliche Belieben zur politischen Thatsache, so gibt es allerdings in Frankreich keine königliche Autokratie mehr, sondern ein aristokratisch-hierarchisches Regiment, da ja die beiden privilegirten Stände, das Junkerhaus und das Pfaffenhaus, es vollständig in ihrer Befugniß und Gewalt haben, das Volkshaus zu einem bloßen Redeübungsverein zu machen [76]). Die Abgeordneten des französischen Volkes von 1789 sind aber nicht die Leute, durch das Belieben irgend eines Menschen in der Welt sich zu redeübungsvereinlichen Nullen machen zu lassen, und, was noch mehr ist, sie wissen, daß das Volk entschlossen ist, solchem Beginnen nicht etwa nur theoretisch-passiven, sondern praktisch-activen Widerstand entgegenzusetzen. So läßt denn, als der König mit dem Befehle, die drei Stände sollten sich sofort trennen, sich entfernt hat, Mirabeau alle Register seiner Donnerorgel prächtig los, findet für die Lage das rechte Wort und reißt mit jenem Schwung (élan), welcher die schönste Nationaleigenschaft der Franzosen ist, seine Collegen mit sich auf die Höhe ihrer Mission. Er macht dann auch noch, so zu sagen, den Punkt auf das i. Der Adel, bis auf Wenige, und viele Prälaten haben sich gehorsamst mit dem Könige entfernt. Der arme de Brezé sagt in seinem Amtseifer zu den Gemeinen: „Messieurs, Ihr habt Sr. Majestät Befehle vernommen“ — will sagen: Packt euch von dannen und, wo möglich, zum Teufel! Ein ehrenwerther Bailly ist begreiflicher und verzeihlicher Weise etwas verblüfft und sagt kleinlaut zu seinen Nachbarn: „Ich glaube nicht, daß man der versammelten Nation Befehle ertheilen kann.“ Nun tritt Mirabeau vor und blitzt, nicht mit leidenschaftlicher Heftigkeit, sondern mit kalter

Ruhe, mit souverainer Verachtung gleichsam, auf den amtseifrigen Oberceremonienmeister die Worte: „Ich erkläre Euch, daß, falls man Euch beauftragt hat, uns von hier zu entfernen, Ihr erst Befehle einholen müßt, Gewalt in Anwendung zu bringen; denn wir werden nur der Gewalt der Bajonnette weichen [77]).“ Der Blitz schlägt ein, als Donner rollt der laute Ruf der Versammlung nach: „Das ist unser Wille!“ Angedonnert, „stupéfait,“ verschwindet der ärmste aller Ceremonienmeister, „mit dem Rücken voran sich hinausbewegend“... Draußen hat sich inzwischen eine Szene anderer Art abgespielt. Der König ist in der großen Avenue in seinen Wagen gestiegen, um nach dem Schlosse zurückzukehren. Da stürzt sein Bruder Artois herbei: „Die Gemeinen weigern sich, den Saal zu verlassen. Man muß sie durch die Gardes-du-Corps zusammensäbeln lassen“ (faire sabrer). Der König kaltblütig: „Zum Schloß!“ Artois dringend: „Gebt doch Befehl, sie zusammenzuhauen. Sonst ist Alles verloren.“ Der König ungeduldig: „Geht zum Henker (allez vous faire f...)! Zum Schloß, zum Schloß!“ Wieder eine andere Szene spielt nach der königlichen Sitzung im Spielsalon der Königin, wo ein großes Gedränge von Herren und Damen stattfindet. Man beglückwünscht sich, man glaubt gesiegt zu haben, man wähnt, alle Gefahr für Hof und Aristokratie sei vorüber. Marie Antoinette, freudestralend, hält den kleinen Dauphin den siegesbewußten Cavalieren entgegen mit den Worten: „Ich anvertraue ihn dem Adel [78]).“ Die Unglückliche! Das hieß das arme Kind auf eine steuer- und rettungslos im Sturme treibende Planke aussetzen. Die Königin hatte also ihre Wahl getroffen. Darf, wer auf einen faulen Strunk sich stützt, sich beklagen, wenn er mit der morschen Stütze zugleich fällt?

Der König war in der That ein viel zu gutmüthiger Mann, um Artois'schen, das Zusammensäbeln der Volksabgeordneten fordernden Rathschlägen Gehör zu geben. Nach Art der Schwäche ließ er vor der Hand die Dinge gehen, wie sie wollten und moch-

ten, unbestimmten Hoffnungen auf irgend eine günstige Wendung sich überlassend. Unterdessen fuhren die Gemeinen fort, als Nationalversammlung zu tagen, ihren Saal und ihr kühn erobertes Recht behauptend, als wäre Nichts geschehen. Das imponirte, das zog. Schon am 24. Juni führte ihnen der Erzbischof von Vienne abermals die Mehrheit der klerikalen Abgeordneten zu. Am folgenden Tage kamen unter Führung des Herzogs von Orleans 47 Edelleute aus der Adelskammer herüber. Wiederum einen Tag später kam Einer, der von allen den 25 Millionen Franzosen die schärfste Witterung der Macht und des Glückes hatte, Einer, der ein Edelmann und auch ein Prälat war, vom Schicksal bestimmt, in der Weltgeschichte als der fleischgewordene Meineid in schwefelfarbenem Scheine zu glänzen, Monseigneur Talleyrand de Perigord, Bischof von Autun. Sein Kommen bezeugte, daß der Erfolg bei der Nationalversammlung, und siehe, an demselben Tage befahl der König dem noch widerspenstigen Adel, sich in die Umstände zu fügen und mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Das geschah am 27. Juni, und mit was für Vorbehalten und Hintergedanken Edelleute und Prälaten in die Versammlung eintreten mochten, gleichviel, die Gemeinen hatten die Bevorrechteten in sich aufgesogen und die einzige wirkliche Autorität und Macht im Lande war bei der Nationalversammlung.

Den ganzen Umfang dieser Thatsache und die aus ihr sich ergebenden Folgerungen hat vielleicht in ganz Frankreich damals kein Mensch so deutlich erkannt wie der scharfblickende, stockconservative, etwas spleenige Engländer Arthur Young, welchem wir schon einmal begegnet sind. Er hatte sich alle die Mai- und Junivorgänge aus nächster Nähe mit angesehen und schrieb am 21. Juni in sein Diary: „Die Gemeinen haben durch ihr Vorgehen, sich für die Nationalversammlung und für unabhängig von den übrigen Ständen, ja selbst von dem Könige zu erklären, sowie durch ihre Protestation gegen eine Trennung,

thatsächlich alle Autorität im Reiche sich angemaßt und sich mit einem Schlage in das lange Parlament Karl's des Ersten verwandelt." Und am 26. Juni: „Was man unter einer freien Constitution versteht, ist leicht einzusehen: eine Republik. Dahin zielen die Grundsätze, die man jetzt verbreitet, mit jedem Tage mehr. Man wird auf den Straßen ganz betäubt von Leuten, welche aufrührerische Schriften zum Verkauf ausrufen. Die Unachtsamkeit, ja die Stupidität des Hofes ist beispiellos. Der jetzige Augenblick fordert die kräftigste Entscheidung und gestern, da es sich wirklich darum handelte, ob der König ein Doge von Venedig oder ein König von Frankreich sein soll, ging er auf die Jagd [79])."

Freilich, es ist jetzt keine Zeit für das Königthum, auf die Jagd zu gehen oder Schlösser zu feilen. Bislang ist Alles leidlich glatt, friedlich und gemüthlich hergegangen, jetzt aber beginnt die revolutionäre Erdbebenschwingung den Boden von ganz Frankreich mit immer heftigeren Stößen zu heben. Jetzt kommen die Tage, wo die Julihitze das Freiheitsfieber zum Delirium steigert, die Tage, wo der wildbrodelnde Riesenkessel der Unzufriedenheit, mittelst des Feuers zahlloser Flugschriften und wilder Clubreden zum Sieden gebracht, überwallt und der hinter dem Versailler Parlamentarismus bewaffnet auftauchende Pariser Demokratismus in offene Empörung ausbricht. Ja, es kommen jetzt die Tage, welche Zeugniß geben, wie richtig der kaustische Skeptiker Chamfort gesehen, als er dereinst zum süßlich-faden Schwätzer Marmontel sagte: „Glaubt Ihr denn, man mache Revolutionen mit Rosenwasser?" Kein Rosenwasser, sondern rothes Blut beginnt jetzt zu fließen: das Freiheitsidyll ist vorüber, die Revolutionstragödie hebt an.

Im Rathe der Königin und des Grafen Artois ist beschlossen worden, endlich einen durchschlagenden Versuch zur Aufrechthaltung des absoluten Königthums und der Feudal-Aristokratie zu machen, einen Versuch, dessen Gelingen die Unterwerfung oder

Sprengung der Nationalversammlung in Versailles und die Bändigung der Pariser Demagogie zur Voraussetzung hat. Die Beweisführungen Marie Antoinette's sind natürlich für Ludwig, der den Hausfrieden liebt, unwiderstehlich: er gibt seine Einwilligung. Am 11. Juli werden Necker und seine Collegen entlassen und wird ein Ministerium Breteuil-Broglie ernannt, welches in dem eben bezeichneten Sinne vorgehen soll. Am 12. gelangt diese Nachricht nach Paris, am 13. ist die Stadt in Aufruhr, die Truppen versagen den Gehorsam und werden, um ihren völligen Abfall zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben, aus Paris weggezogen. Am 14. Juli Erstürmung der Bastille, so, wie die Sachen liegen, weit mehr nur ein symbolischer als ein ernstlicher Act, so zu sagen ein unter viel Getrommel und Flintengeknall ausgegebenes Manifest der Demokratie, besagend, daß sie jetzo Herrin der Hauptstadt sei, was, da Paris Frankreich ist, viel zu bedeuten hat. In den innern Gemächern des Palais Royal wird ernstlich die Frage erwogen, ob es nicht räthlich und an der Zeit wäre, einen so volksthümlichen Prinzen, wie der Herzog von Orleans unbestritten sei, zum König oder wenigstens zum Generalstatthalter des Königreichs auszurufen. Aber die Stunde des Hauses Orleans hat noch nicht geschlagen: es muß noch einundvierzig Jahre lang warten, bis sie schlägt. Ein ehrenwerther Bailly wird von der sich selbst überlassenen und frischweg von ihrer Souverainetät Gebrauch machenden Bevölkerung der Hauptstadt zu ihrem Maire, ein nicht minder ehrenwerther General Lafayette zum Obercommandanten der rasch improvisirten und schon recht stattlich aufmarschirenden Nationalgarde ernannt und beide Ehrenwerthe wollen schlechterdings Nichts von einem König oder Generalstatthalter Orleans wissen... Draußen in Versailles ist der arme Ludwig, wähnend, Alles sei auf gutem Wege, am Tage des Bastillensturms in gewohnter Weise jagen gegangen. Um 10 Uhr Abends weiß er noch nicht, was heute drüben in Paris geschehen ist, und geht gemüthsruhig zu Bette. Aber er

soll nicht lange schlafen. Der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt, Großgarderobemeister, tritt in das Schlafzimmer des Königs, weckt ihn und bringt ihm die Pariser Hiobspost. Tiefnachdenklich schweigt Ludwig eine Weile. Dann sagt er: „Das ist also eine Revolte?“ „Nein, Sire — entgegnet Liancourt — das ist eine Revolution [80]).“

Das Wort ist gesprochen, das Bild von Sais entschleiert... Am folgenden Tag erscheint das schwankende Rohr von König in der Nationalversammlung, begrüßt sie stehend und entblößten Hauptes als solche und zeigt ihr die Entlassung des todtgeborenen Staatsstreichsministeriums und die Rückberufung Necker's an. Die Versammlung, in ihrer überwiegenden Mehrheit der constitutionell-monarchischen Doctrin aufrichtig zugethan, läßt als Antwort ein lautes Vive le roi! erschallen. Sie will, daß der constitutionelle König auch mit seiner Hauptstadt sich aussöhne, und am 17. Juli führt eine Abordnung von hundert Mitgliedern den Monarchen zu diesem Zwecke nach Paris. Hier läßt er sich im Stadthause mit der in diesen stürmischen Tagen erfundenen dreifarbigen Nationalkokarde schmücken, zeigt sich mit diesem Schmuck am Hut der auf dem Grêveplatz versammelten Menge und wird jubelnd begrüßt.... Trügerischer Jubel, der nur einen sechszehnten Ludwig täuschen kann und selbst den wohl nur auf Augenblicke. Die Revolution hat ihren Lauf begonnen und kann nicht innehalten auf ihrer Bahn. Zur Stunde, wo der König am 15. Juli seinen Frieden mit der Nationalversammlung machte, ging Madame Campan sorgenvoll über die Schloßterrasse von Versailles. Unter den Fenstern des Thronsaals sah sie drei Männer stehen und hörte einen derselben mit lauter Stimme sagen: „Seht, da steht der Thron, dessen Spur man binnen Kurzem vergebens suchen wird [81]).“ Und wie soll sich auch der Thron gegen den Andrang der Revolution halten können, da die ihm Zunächststehenden ihn bereits verloren geben? In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli

flieht eine Schaar von Prinzen und Prinzessinnen, von großen Herren und Damen, die Artois, Condé, Conti, Polignacs, Lambesc, Broglie und andere dergleichen Leute mehr, die „sich die Mühe gegeben, geboren zu werden, und sonst keine,“ aus Versailles und Frankreich und damit beginnt jene „Emigration“ der französischen Aristokratie, welche die Nachbarländer mit ihren Lastern verpestet und über ihr Heimatland so viel Unheil gebracht hat.

Das Königthum ist zu Versailles geschlagen und zu Paris besiegt worden. Nur sein Schatten geht noch um in diesem Frankreich, wo überall der von der Hauptstadt am 14. Juli gegebene Stoß mächtig nach- und fortwirkt und die Bauern in i h r e r Weise mit dem Feudalismus fertig zu werden versuchen. Denn ein Orkan der Anarchie fährt und fegt brausend durch die Provinzen und räumt tüchtig auf unter den feudalen Dingen, unsanft allerdings, bäuerisch grob und rücksichtslos, aber tüchtig. Wird nun bei so bewandten Umständen der constitutionell-monarchische Parlamentarismus im Stande sein, sich solid zu constituiren und zu organisiren oder aber wird er einem schon stark republikanisch schillernden Demokratismus das Feld räumen müssen? Das ist, rund und nett formulirt, die Frage. Der Parlamentarismus thut, was er kann, um sich zu behaupten und festzusetzen. Er nimmt in der berühmtesten aller Augustnächte der Weltgeschichte einen großen Anlauf und zwar unter Führung des Adels, von welchem die Emigranten-Spreu täglich mehr abstiebt und der sich in seinem Kern einmal als Aristokratie im besten Sinne des Wortes zeigen will. Der Feudalismus ist ja doch nicht zu retten, ist in den Provinzen bereits thatsächlich abgethan, wie wär' es also, wenn wir, die Feudalherren selber, das Göttern und Menschen verhaßte todte Ding feierlich, unter gehöriger parlamentarischer Pompentfaltung begrüben? Gedacht, gethan, und zwar, was nicht unbemerkenswerth ist, ohne Mitwirkung, ja sogar ohne Dabeisein des „Comte plébéien[82].“

Wir wollen beim Duc d'Orleans diniren und dann frisch an's Werk! Dieses Zuvor-bei-Orleans-Diniren hat man euch sehr zum Vorwurf gemacht, wackere widerfeudalistische Feudalherren; aber was thut's? Die Geschichte der Nacht vom 4. August 1789 ist doch das schönste Blatt in der Geschichte des französischen Adels und die andern Völker könnten sich, fürwahr, glücklich schätzen, wenn ihr Adel auch einmal bei Orleans oder sonstwo so dinirt hätte oder so diniren wollte. Ja, es war eine der verständigen und patriotischen Minderheit des französischen Adels zur höchsten Ehre gereichende That, eine glorreiche Initiative, ob auch mehr nur formal als real, gleichviel . . . Sie kommen also vom Diner bei Orleans. Le Chapelier sitzt der Nationalversammlung vor. Target verlies't den Entwurf einer Proclamation, mittelst welcher dem in seiner Weise in den Provinzen aufräumenden französischen Volke die Achtung vor der Person und dem Eigenthum eingeflößt werden soll. Der Vicomte de Noailles springt ungestüm auf: — „Ihr wollt die Person schützen, das Eigenthum sicherstellen, die Herrschaft des Gesetzes begründen und die an allen vier Enden Frankreichs lodernde Feuersbrunst löschen? Wohlan, so laßt die leeren Predigten! Das Heil liegt in der Gerechtigkeit und diese fordert die Gleichheit der Pflichten und Abgaben, die Aufhebung der Privilegien und die Abschaffung der Feudallasten.“ Zunächst verblüfft dieser plötzlich in ihre Mitte geschleuderte Antrag die Versammlung, welche auch wohl denken mag, de Noailles habe gut großmüthig sein, da er ein armer Teufel von jüngerem Sohn. Als aber der Duc d'Aiguillon, einer der reichsten Seigneurs, welcher vergessen machen will, daß er der Sohn des Dubarry-Aiguillon, den Antrag Noailles' kräftig unterstützt, da beginnt sich der französische „Elan“ in den Herzen zu rühren und trägt sie auf Adlerschwingen empor in die „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen,“ wo die ewigen Ideale walten und das Reinmenschliche seine Triumphe feiert. Es

geht Schlag auf Schlag in ewig ruhmvoller Ueberstürzung: — Leibeigenschaft, todte Hand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Jagdrecht, Zehnten, Städte- und Provinzenprivilegien, Standesvorrechte, Ungleichheit der Besteuerung, Aemterkauf, Aemter- und Pfründenhäufung, Pensionenunfug, Zunftzwang — fort mit Schaden! Der historische Unrechtsboden in tausend Stücke zertrümmert, zu Müll zerschlagen! Die Feudalbarbarei in Frankreich vernichtet, ganz und für immer! Morgens um 2 Uhr ist das Werk gethan. Man beschließt, daß zur Feier dieses Sieges eine Medaille geschlagen und ein Tedeum gesungen werde; sowie, daß eine Abordnung zum Könige hinübergehen soll, um ihn als „Wiederhersteller der französischen Freiheit" zu begrüßen...

Die Kunde von dieser Augustnacht ging aus in alle Welt, eine Botschaft, die an Hoffnungsfülle Alles übertraf, was die aufhorchenden Völker bislang von den großen Ereignissen in Frankreich vernommen hatten. Im benachbarten Deutschland steigern sich die schon vorher laut gewordenen herzlichen Sympathiebezeugungen. Der greise Klopstock, sich segnend, daß er das noch erlebt, greift volle Hymnenakkorde auf seiner Skalden-Telyn, preis't mit den schönsten Liedern seines Alters „den kühnen Reichstag Galliens" und begrüßt die Revolution als „die größte Handlung des Jahrhunderts [83])." Bürger und Voß, ja sogar der Herr Graf Friedrich von Stolberg stimmen ein. Fritz Jakobi nimmt an der Revolution den „doppelten Antheil eines feurigen Liebhabers bürgerlicher Freiheit und eines Propheten." In Weimar freuen sich Wieland, Herder und Knebel des Vorschreitens der Nationalversammlung. Droben in Königsberg hat der große Kant die Revolution theilnahmsvoll bewillkommt, mit Fichte zu den Wenigen sich stellend, welche im Glauben an die Grundidee und an die weltgeschichtliche Berechtigung des großen Ereignisses nie laß werden. In Berlin tragen modische Damen blaurothweiße Busenschleifen, aber was wichtiger ist, zur Feier des Geburtstags Friedrich Wilhelms

des Zweiten hält der Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium, Friedrich Brunn, eine Festrede, worin er die in Frankreich ausgebrochene Revolution als „groß, schön und ehrenvoll" begrüßt, und wird noch im Hörsaale von dem alten Minister Friedrichs des Großen, dem Grafen Hertzberg, aufgefordert, diese Rede drucken zu lassen [84])...... Anders stellen sich, wie Jedermann weiß, zu den französischen Vorgängen Göthe und Schiller. Göthe, des historischen Sinnes baar, bekennt offen: „Die Ereignisse der amerikanischen und französischen Revolution berühren mich nur insofern, als sie die größere Gesellschaft interessiren. Mir selbst und meinem engeren Kreis ist nur darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschheit überhaupt lassen wir gerne gewähren," — d. h. wir sind zu genial und zu vornehm, uns um die Geschicke der Völker zu bekümmern. Mag es so sein. Aber warum, o großer Wolfgang, seinen Genius so weit entwürdigen, daß er Komödien herleiert wie „der Bürgergeneral" und „die Aufgeregten," worin mit der witzlosen Witzelei eines kleinstädtischen Stockphilisters an einer welthistorischen Thatsache herumgenörgelt wird, die man nicht versteht und nicht verstehen will? Was Schiller angeht, von dem wir später in Beziehung auf dieses Thema noch mehr hören werden, so ist er dermalen in einer philosophischen Mauser begriffen, welche ihm das wilde Jugendgefieder seiner Räuber-, Fiesko-, Kabale- und Liebe-Periode ausfallen macht, und außerdem in den tausend Nöthen eines Liebenden, der zugleich ein angehender Professor. Er hat eben unter den Baumschatten der einsamen Wiese hinter dem Tischlerhaus in Lauchstädt der lieben Lotte Lengefeld gestanden, was sie ihm sei, was er von ihr hoffe, und hat das Gegengeständniß ihrer Neigung empfangen, als der Widerhall des Bastillesturms in dieses zärtliche Idyll hereindonnert. Lotte und ihre Schwester Line freuen sich dieser „Botschaft des Sieges der Freiheit über die Tyrannei." Allein der Dichter sagt, er zweifle, daß „den Franzosen republikanische Ge-

sinnungen eigen werden könnten," und was die Nationalversammlung angehe, so sei es „unmöglich, daß von einer Gesellschaft von sechshundert Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werde;" denn, so hat er diese Aeußerung später ergänzt, „Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen."

Aber daheim im alten Schwabenland sieht sich die Jugend die Sache nicht so zweifelnd und bedenklich an wie der dem Geschicke Schubart's entflohene Dichter. In den Räumen der Karlsschule, wo er vor zehn Jahren die Räuber geschaffen, geht jetzt und so lange sie noch besteht ein revolutionärer Geist um. Bei einer großen öffentlichen Maskerade erdreistet sich eine Anzahl von Karlsschülern, in Gegenwart emigrirten französischen Hochadels, namentlich des Grafen von Artois, die Abschaffung des Adels pantomimisch darzustellen. Und droben in der alten Universitätsstadt Tübingen geht's ganz sansculottisch und carmagnolisch her [85]). Insbesondere ist das protestantisch-theologische „Stift," vonwo Myriaden schwäbischer Magister informirend und predigend ausgegangen sind in die weite Welt, ein „Herd der Aufregung." Schelling, Hegel und Hölderlin sind da beisammen und gilt namentlich der Hegel für einen „derben Jakobiner." Zur Feier der Geburt der französischen Republik ziehen die „Stiftler" in Verbindung mit der übrigen Studentenschaft auf den Marktplatz, um da unter großem Jubel einen Freiheitsbaum aufzurichten, und es sieht putzig genug aus, wie die jungen Theologen denselben umtanzen in ihrem Stiftshabit, schwarzen Fräcken, schwarzen Strümpfen, Schnallenschuhen, schmale schwarze Mäntelchen die Rücken hinabflatternd, über den Mäntelchen lange Zöpfe, über den Zöpfen schwarze Dreimaster. Noch ganz warm von so einem Tanz um den Freiheitsbaum hat sich, wie zu vermuthen steht, der Studiosus der Gottesgelahrtheit Ludwig Kerner — sein älterer Bruder Georg ist schon auf dem Wege nach Paris — hingesetzt, um an seinen Vater, den gestrengen Oberamtmann zu Ludwigsburg, also zu

schreiben: — „Hier im Stift wird die ganze Größe der französischen Revolution schon lange begriffen. Die Erde rauche von Tyrannenblut! Das ist Aller Losung. Mit dreifarbigen Kokarden reisen wir in die Vacanz und „Vive la liberté!“ ruft der Eine und der Andere antwortet „Vive la nation!“ In dem Kerker dieses theologischen Stifts schmacht' ich nicht länger mehr. Die Zeit ist herangekommen, wo ein Jeder ein freier Weltbürger ist. Ich habe mir einen Büchsenranzen gekauft; in diesen werde ich Kant's Schriften packen und damit nach Paris wandern. Haben Sie was dagegen, so verstehen Sie den Zeitgeist nicht. Vive la liberté!“

---

schreiben ist — Alles, im Stillen, wird die ganze Reihe der französischen Revolution sehr lange beschäftigt. Die [illegible] [illegible] [illegible]. Was ist Alles [illegible]. Mit predigenden Gedanken zeigen wir in die Zukunft, und „Vive la liberté!" mit der Sinn und der Zunge ausgerufen „Vive la nation!" [illegible] [illegible] diese Revolution [illegible] ich nicht länger mehr. Sie [illegible] ein jeder ein [illegible] Weltbürger ist. [illegible] zu diesen werde ich starke Schritte machen und damit uns [illegible]. Haben Sie uns gesagt, so verstehen Sie den [illegible] nicht: Vive la liberté!"

Viertes Buch.

Die Sündflut.

Viertes Buch.

Die Sündflut.

Erstes Kapitel.

Der Todeskampf des Königthums.

Wenn ein Künstler ersten Ranges, welcher soeben im Allerheiligsten der Poesie eine „Iphigenie“ aufgestellt hatte, die hellenische Marmorgestalt mit deutscher Seelenfülle durchpulsend, im Hinblick auf die Gegenwart, wo das sansculottisch-terroristische „La Guillotine va bien!“ sogar einem Shakspeare, der doch mehr Weltgeschichte vertragen konnte als ein Göthe, das Trommelfell schmerzhaft genug berührt haben müßte, — wenn so ein Künstler damals in die Worte ausbrach: „Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück[1])“ — so ist das begreiflich und verzeihlich. Man braucht nicht einmal von unseres Dichterkaisers Stellung oder vielmehr Nichtstellung zur Geschichte, man braucht noch viel weniger von seinem Aristokratismus zu sprechen, um sein ablehnendes Verhalten gegen die Revolution zu verstehen. Er war zwar selbst einmal ein Stück von einem Revolutionär gewesen, in der kraftgenialischen Wertherperiode. Aber wenn ein ganzes Volk zu wertherisiren anhob, d. h. hunderttausendstimmig, millionenstimmig nach Natur und Freiheit nicht zu seufzen, nein, zu rufen, zu brüllen begann, so mußte das einem Dichter antipathisch sein, welcher, so eben zum Vollbewußtsein seiner Künstlerschaft gelangt, diesem Knäuel von

wüthend sich zerfleischenden Leidenschaften rathlos gegenüberstand und mit Schrecken auf solch ein Wirrsal tobender Dissonanzen blickte, welche künstlerisch nicht zu fassen, nicht zu bewältigen waren, sich nicht in die Harmonie der Schönheit auflösen lassen wollten.

Freilich, einem Göthe durfte man zumuthen, zu wissen, daß die Menschheit, seit sie da ist, noch keinen ihrer großen Vorschritte auf dem Wege „ruhiger Bildung" gemacht hat. Immer ist sie nur unter gewaltsamsten Krämpfen von einer Entwickelungsstufe zur andern emporgelangt und leider können bloß Träumer, welche vergessen, daß Interessen und Leidenschaften die Weltgeschichte machen, sich der Hoffnung trösten, die Vorschrittsbahn der Gesellschaft werde in der Zukunft nicht mehr durch Lachen von Blut und Thränen führen. Indessen hat ein Augenzeuge der Revolution, der ein volles Verständniß für dieselbe besaß, doch in einer Stunde schaudernder Rückerinnerung gesagt, die Freiheit in der Revolution sei gewesen wie „ein apollonischer Hymnus, durch Iphigenie aus Hellas mitgebracht und unverstanden bei den blutigen Opferfesten von Tauris angestimmt [2]," und die starknervige Tochter Necker's, welche wir am 4. Mai 1789 zu Versailles die Prozession der Generalstaaten freudestralend betrachten sahen, hat von den späteren Phasen der Revolution redend, wo ihr Vater allerdings schon lange nicht mehr „le ministre adoré" war, mit Grauen ausgerufen: „Es ist, als ob man wie Dante von Kreis zu Kreis immer tiefer in die Hölle hinabstiege [3])." Endlich hat ein genialer deutscher Kyniker das verdammende Verdict gegeben: „Die Leute von Verstand erfanden die Revolution und die Dummköpfe verdarben sie, weil sie Alles, was die Leute von Verstand sagten, mißverstanden [4])." Allein — von der angeblichen „Erfindung" der Revolution ganz abzusehen — wenn man mit Unbefangenheit betrachtet, was die Revolution zu zerstören hatte und was sie geschaffen hat, so wird man bekennen müssen, daß eben nur

ein verbissener Kyniker zu der Ansicht kommen konnte, die Dummköpfe hätten in dieser Umwälzung jemals die Oberhand gehabt. Es ist wahr, die „blutigen Opferfeste in Tauris“ erfüllen uns mit Entsetzen. Aber ist es nicht der Despotismus gewesen, welcher die Franzosen zu Tauriern erzogen hatte?

Nichts ist ungerechter und unhistorischer als den Maßstab der Stimmungen und Ansichten einer kühl, um nicht zu sagen gemein rechnenden Zeit, wie die unsrige, an eine Epoche titanischen Strebens und gigantischer Leidenschaftlichkeit zu legen. Gewiß, in der fahlen Beleuchtung der Blasirtheit, von welcher die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts angekränkelt ist, können sämmtliche Heroen der Revolution nur entweder als Schurken oder als Narren erscheinen. Aber mit der Nüchternheit von heute die Trunkenheit von damals messen, heißt eine unabsichtliche oder auch eine absichtliche Geschichtsfälschung begehen. Mag unser Herz vor Entrüstung, Abscheu und Trauer erbeben bei Betrachtung der Revolutionsgräuel, mag die Hand zittern, mit welcher wir die Szenen der ungeheuren Tragödie verzeichnen, dennoch sollen wir so fest, sollen wir so gerecht sein, jener trotz Alledem und wieder Alledem großen und ebenso naturnothwendigen als fruchtbaren Zeit ihre eigene Beleuchtung zu gönnen und zu geben, den heißen, rothen Flammenschein, welcher allerdings die Schatten der in seiner grellen Helle sich bewegenden Gestalten in's Riesenhafte vergrößert. Und auch dessen laßt uns gedenk sein, daß wir Franzosen vor uns haben, Menschen des Extrems im Guten wie im Bösen, ein Volk von theatralischem Hang und Gebaren, Leute, welchen das Aufgespannte, Aufgedonnerte der Helden ihrer „tragédie classique“ zu wirklicher Natur geworden und denen es mit dem revolutionären Pathos ernst war, ernst bis zur Verzweiflung, so daß, was der kalten Analyse von uns Nachgeborenen häufig genug als spukhafter Schwulst und Bombast erscheinen könnte, in Wahrheit eine aus dem Wesen der Nation und den Wehen der Zeit geborene furcht-

bare Wirklichkeit gewesen ist. Schemen und Spukgestalten, Schwulstiker und Bombastianten haben noch niemals Großes zuwegegebracht in dieser Welt; aber die französische Revolution hat Europa besiegt. Das ist eine Thatsache, deren Bedeutung man dadurch nicht verkleinert, daß man nachweis't, wie traurig es mit diesem Europa bestellt war. Die europäischen Monarchieen coaliirten sich gegen die französische Republik. Diese Coalition — ihrer jammerseligen Organisation und Führung ungeachtet eine gewaltige Uebermacht — wurde von der jungen, im eigenen Innern noch dazu von entsetzlichen Krämpfen der Parteiwuth, der Anarchie, des Bürgerkriegs geschüttelten Republik wiederholt geschlagen, besiegt, gesprengt. Das steht fest. Man kann es erklären, aber hinwegdeuteln kann man es nicht, und wem Wahrhaftigkeit innewohnt, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, auf welcher Seite Genie, Begeisterung, Thatkraft und historische Berechtigung gewesen . . . . . .

Am 6. August 1789 begann die französische Nationalversammlung ihre riesenmäßige Arbeit, den chaotischen Trümmersturz des Ancien Régime, welchen die „Opfernacht“ vom 4. August hinter sich gelassen, systematisch fortzuräumen und an der Stelle der weggefegten despotischen Monarchie die verfassungsgemäße zu erbauen, an den Platz des niedergeworfenen Car-tel-est-notre-plaisir-Absolutismus die parlamentarisch-verantwortliche Regierung zu setzen, die höfisch-feudale französische Gesellschaft in eine staatsbürgerliche umzuwandeln. Nicht oft, seit es eine Geschichte gibt, sind Menschen zu einem so schwierigen Werke zusammengetreten und nur Unverstand oder Böswilligkeit mögen verkennen oder läugnen, daß diese „constituirende“ Versammlung wirklich Etwas constituirte, gründete, baute, schuf, was die Kraft und Berechtigung in sich trug, Etwas zu gelten in dieser Welt und von den Menschen als eine große Förderung wirklich menschlicher Interessen dankbar anerkannt zu werden. Nicht die Form der französischen Staatsverfassung,

wie solche von der Nationalversammlung entworfen und beschlossen ward, ist damit gemeint. Wohl aber die sozialen Reformen, über welchen diese Verfassung, im Sinne ihrer Macher, als eine politische Kuppel sich wölben sollte. Der Kuppelbau, obgleich nach einem mehr transcendenten als praktischen Plan unternommen, wäre vielleicht geglückt, falls des Gewölbes Schlußstein, der König, ein Anderer gewesen als er war, d. h. falls er ein Mann und kein schwankendes Rohr, heute daher, morgen dorthin gewindet.

Wäre Ludwig der Sechszehnte ein Mann gewesen, hätte er statt des Muthes, zu dulden, den des Handelns besessen, es würde ihm nicht schwer geworden sein, in der Nationalversammlung die monarchische Partei zur herrschenden zu machen, der Verfassung mehr einen französischen als nordamerikanischen Zuschnitt zu geben und alle noch vorhandenen Elemente der Ordnung fest um den Thron zu schaaren. Allein das Grundübel war dieses, daß aus des Königs Charakterschwäche eine Unaufrichtigkeit, eine Falschheit, eine Doppelzüngigkeit hervorging, welche seine Stellung zur Reform und Revolution von vorneherein unklar, zweideutig und zweischneidig machte. Ludwig hat, das ist heutzutage unzweifelhaft festgestellt, ungeachtet all der einzelnen constitutionellen Rührungsmomente, welche ihn überkamen und in denen er sich auf Augenblicke mit Behagen gefiel, unter dem übermächtigen Einfluß seiner Frau bis ziemlich weit in die Revolution hinein diese nur für eine lästige Episode seines Königthums angesehen, welche vorübergehen würde und müßte. Ueber die Anschauungen eines wohlmeinenden Despotismus hat er sich im Grunde nie erhoben. Er wollte keineswegs zu den Mißbräuchen des Ancien Régime zurück, aber eine Modification des altköniglichen Systems wollte er doch nur, soweit sie ihm beliebte[5]), und daß es sich für das Königthum überhaupt um Sein oder Nichtsein handele, begriff er lange gar nicht. Als dann später diese Wahrheit mit ihrer ganzen Wucht

auf ihn fiel, dachte er nicht mehr an Abwehr und Widerstand, sondern nur noch daran, mit der Ergebung eines orthodoxen Christen zu sterben .... Ein Unglück für das Königthum ist es auch gewesen, daß die eigentlichen Royalisten in der Nationalversammlung so wenig Talent aufzuwenden hatten. Wenn man den Dragonerrittmeister Cazalès und den Abbé Maury ausnimmt, so ragte auf dieser Seite kaum noch ein Dritter über das Niveau der Gewöhnlichkeit empor. Die constitutionellen Royalisten ihrerseits waren unter sich uneinig. Die Führung, welche von Natur- und Rechtswegen Mirabeau gehörte, wurde nur in unwiderstehlich zwingenden Augenblicken, wo sein Genie jedes Mißtrauen, jede persönliche Antipathie niederstürmte, anerkannt und auch dann nur mit Widerwillen. Ist es doch Thatsache, daß seine persönlichen Gegner, Edelleute und Constitutionelle wie er, ihm nicht nur auf alle Weise den Weg zum Steuerruder des Staats zu vertreten suchten und zu versperren wußten, sondern daß sie auch, um mit Hülfe der Demokraten in der Versammlung die parlamentarische Macht Mirabeau's zu brechen oder doch zu lähmen, zu demokratischen Anträgen vorschritten, welche wesentlich dazu beitrugen, die Begründung und Befestigung der constitutionellen Monarchie zu verhindern. Als dann später diese Mirabeau-Gegner, die Lafayette, Lameths, Duport und ihre Freunde, zu sogenannten Umgewandten („Convertis“) wurden, als sie, erschrocken über das Aufgehen ihrer Saat, den Thron gegen die heranwogende Demokratie zu decken suchten, war es zu spät und wurden sie selber von der Flut bei Seite geschwemmt.

Die Aufgabe, welche sich die Nationalversammlung gestellt und, soweit es an ihr war, auch gelös't hat, war, flüchtig umrissen, diese: — Auf Grundlage der Beseitigung bisheriger Vorrechte der Privilegirten Herstellung vollständiger Gleichheit vor dem Gesetz; demnach an die Stelle des Ständewesens das e i n e französische Staatsbürgerthum gesetzt, die „Egalité“ der Fran-

zosen gesetzlich begründet. Gewissens- und Cultus-Freiheit, Aufhebung der Klöster und der geistlichen Orden, Einziehung der Kirchengüter, Besoldung der Geistlichen aus der Staatskasse, Unterwerfung des Klerus unter die Staatsverfassung und Beeidigung desselben auf diese, Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden, der Bischöfe durch die Departements. (Dies, die „Civilconstitution" und der geforderte „Bürgereid" des Klerus, der Punkt, wo ein Funke aufglomm, der zur verderblichen Feuersbrunst anschwoll. Großes Schisma der Geistlichkeit, „beeidigte" und „unbeeidigte" Priester, Abfall eines großen Theils der Populargeistlichkeit von der Sache der Revolution zu der des Königthums, Anfachung des Bürgerkriegsfeuers in den Provinzen des Südens und Westens, vorab in der Vendée, mittelst des Blasebalgs der „Religionsgefahr," Weihung der höfischen und der junkerlich-feudalistischen Zettelungen durch die Kirche — eine große und scharfstimmig warnende Lehre für alle künftigen Reformer und reformirenden Versammlungen, daß der Idealismus des Volks, die Religion und ihr Dienst, ein schalloses Ei, welches sehr vorsichtig und schonend angefaßt sein will.) Ferner die radikale Um- und Neuformung des Gerichtswesens mit Einführung der Wahrspruchgebung durch Geschworene im Strafprozeß. Die Umwandlung von Maaß, Gewicht und Münze nach den Grundsätzen des Dezimalsystems, eine Reform, welche später weiter ausgebaut — im ersten Jahre der Republik wurde der Silberfuß als der einzige und ausschließliche festgestellt — von den segensreichsten Folgen gewesen ist. (Zunächst freilich drängte die Finanznoth, welche zu bessern Necker bald verzweifeln mußte, so daß er vor Ablauf des Jahres 1790 als ein ex-„adoré," sehr ex-adoré, auf Nimmerwiederkehr in seine heimatliche Schweiz verschwand, — zu Schaffung jenes Papiergelds, welches, unter dem Namen „Assignaten" bald genug verrühmt, zuerst im Betrage von 400 Millionen decretirt, nachmals im Betrage von Milliarden und wieder Milliarden

in's Land ausgeworfen wurde, um bei seiner schließlichen völlichen Entwerthung nur noch den Bankerott übrig zu lassen.) Sodann Beseitigung der mittelalterlichen Geographie Frankreichs durch Verwischung der Gränzen und Namen der Provinzen und eine neue, dem centralistischen Hange der Franzosen handliche, so zu sagen uniforme Eintheilung der gesammten Bodenfläche des Landes in 83 Kreise (Departements), von denen wiederum jeder so und so viele Bezirke (Arrondissements) in sich begriff. Endlich das Haupt- und Staatsgrundgesetz, die neue Verfassung, der zufolge Frankreich eine constitutionell-parlamentarische Monarchie sein sollte, in des Wortes „verwegenster Bedeutung" fürwahr! Denn wenn auch, ganz namentlich durch die Bemühungen Mirabeau's, der ein standhafter Monarchist war und so, wie er seine Franzosen kannte, der republikanischen Strömung der Zeit zum Trotz ein solcher sein mußte, der Krone verfassungsmäßige Prärogative zugestanden wurden, aus welchen sich in ruhigen Zeiten schon Etwas, Vieles sogar hätte machen lassen, so lagen die Dinge doch schon so, daß in dem ganzen Luftschloß dieser Verfassung — (Luftschloß, weil von der revolutionären Bewegung factisch schon überholt, also in die Luft gestellt) — die königlichen Befugnisse das Luftigste waren. Im Geldpunkte erwies sich die Versammlung — der rothe Unheilsrabe Marat krächzte sich darob in einen Wuthkrampf hinein — freigebig gegen den König: sie zuerkannte ihm eine Civilliste von 25 Millionen jährlich. Wer aber, unbeirrt von dieser Loyalitätsbezeugung, die neue Verfassung, wie sie endlich aus den Debatten der Nationalversammlung hervorging, näher ansah, diese Verfassung mit ihrem Einkammersystem, mit ihrer Volksvertretung, deren Befugnisse fort und fort zu Uebergriffen auf das Gebiet der Verwaltung reizen mußten, der mußte gewahr werden, daß sie nichts Anderes war als eine monarchische Maske, welche die Züge der werdenden Republik mehr zeigte als verbarg.

Freilich, es mußte so kommen. Denn die Regierung, ohne ein Haupt, welches wirklich ein Haupt gewesen wäre, ohne Spontaneität, Initiative und Thatkraft, regierte so wenig, daß der Nationalversammlung neben der gesetzgebenden auch die regierende Gewalt von Tag zu Tag mehr zufiel und zufallen mußte. Aber neben ihr bildete sich eine Macht herauf, von welcher sie bald überflügelt werden sollte: die Pariser Demagogie, deren Anstrengungen mächtig gefördert wurden durch die herrschende Theurung und welche alles Ernstes damit umging, mittelst ihrer zwei Haupthebel, genannt Journalismus und Clubismus, alles Bestehende aus den Angeln zu heben. Auch der Hof arbeitete ihr in die Hände. So durch jene allerdings an sich mehr nur lächerliche als bedeutsame Demonstration des Bankettes, welches die Gardes-du-Corps den Offizieren des Regiments Flandern am 1. Oktober 1789 im Hofopernsaal zu Versailles gaben. Falls Hofherren und Hofdamen Ohren hätten, womit man die Stimmen der Zeit hört, würde ihnen die beim Bankett angestimmte Melodie aus Grétry's Coeur-de-Lion: „O Richard, ô mon roi! L'univers t'abandonne!“ nicht wie ein dem gehofften neuen Aufschwung des Königthums gesungener Hymnus, nein, vielmehr wie ein prophetisches Requiem der Monarchie geklungen haben, das bald genug zur geschichtlichen Thatsache werden sollte.

Die Antwort der Pariser auf diesen Ausbruch royalistischer Begeisterung war der Weiberzug nach Versailles am 5. Oktober, in seiner Tendenz nicht gerade feindselig gemeint, wenigstens nicht gegen die Person des Königs. Die Exposition dieser eigenthümlich modern-französischen Ausgabe der aristophanischen Komödie von den „Thesmophoriazusen“ zielte in der That einfach darauf ab, den guten Hausvater Ludwig aus dem als eine Thatsache wie als ein Symbol des Despotismus mit Recht verhaßten Versailles nach Paris hereinzuholen, damit er seine Pariser vor den Machenschaften wirklicher oder bloß mythischer „Kornwucherer“ bewahre und wohlfeileres Brot schaffe. Die Peripetie des

Stückes freilich nahm, wohl unstreitig in Folge orleanistischer Zettelung und Rottirung, eine bedrohlichere Gestalt an und seine Katastrophe wäre tragisch geworden, wenn Lafayette mit seinen Bürgergrenadieren nicht dazwischen gefahren. Im Morgengrauen des 6. Oktobers hat er die königliche Familie gerettet, keine Frage. In jenen furchtbaren Augenblicken, wo mörderische Hände schon gegen die Thüre des königlichen Gemaches schlugen, begann die Heldenschaft von Marie Antoinette. Denn Heroismus, wahrlich, gehörte dazu, daß sie, die verhaßte „Oestreicherin", deren Name schon seit Jahren nur noch in Verbindung mit grausamen Zoten und wilden Flüchen vom Volke genannt wurde [6]), ihre Kinder an den Händen auf den Balkon des Versailler Schlosses hinaustrat, um sich den drunten tobenden Massen auf deren Verlangen zu zeigen, ja, sogar auf das wüthende Geschrei: „Point d'enfants!" hin sich des Schutzes kindlicher Unschuld begebend und ihre Kinder rückwärts in das Zimmer zurückdrängend ganz allein der Leidenschaft der Menge gegenübertrat, „croisant les mains sur sa poitrine, avec une contenance d'un calme, d'une noblesse, d'une dignité impossible à dépeindre, et semblant ainsi attendre la mort [7])." Seit es Könige und Königinnen gibt, dürften wenige eine furchtbarere Fahrt gemacht haben als Ludwig und Marie Antoinette an jenem 6. Oktober durch den Herbstkoth von Versailles nach Paris, während die bleichen Köpfe ihrer getödteten Leibwächter auf Piken vor ihnen hergetragen wurden und rings um sie die Weiber mänadisch jubelten: „Wir werden keinen Mangel an Brot mehr haben; denn da bringen wir den Bäcker mitsammt der Bäckerin und dem Bäckerjungen [8])." Die „Bäckerin" hielt während der Fahrt ihren Sohn in ihren Armen und badete das Kind mit ihren Thränen. Ah, Königin, diese Thränen hattest du vordem nicht geahnt, damals im Jahre 1776, als dich das Weinen angekommen bei dem Gedanken, das Rennpferd des schönen Duc de Lauzun könnte gegen das des Duc de Chartres die Wette verlieren [9]).

Am 9. Oktober forderte der König die Nationalversammlung auf, ihm nach Paris zu folgen, wo sie in der für sie eingerichteten Salle de Manége bei den Tuilerien ihre Sitzungen fortsetzte. Mit der Herrlichkeit von Versailles aber war es aus. Der Prachttempel, welchen Ludwig der Vierzehnte dem französischen Königthum erbaut hatte, zerfiel. Die Bewohnerzahl der künstlich gemachten Hofstadt sank binnen kurzer Zeit von 60,000 auf 25,000 herab. Der revolutionäre Zorn legte vandalische Hände an die Prunkgebäude, auf deren Mauern die Nemesis ihr Mene Tekel Upharsin geschrieben. Im Jahre 1796 durchwanderte ein deutscher Reisender mit melancholischer Theilnahme diese Stätten verschwundener Ueppigkeiten und schrieb in sein Reisebuch die Worte: „Versailles ist verarmt und leer, das Schloß ist unbewohnt, vernachlässigt der Park, ausgeleert, verfallen oder ganz zerstört sind die Lustschlösser und Gartengebäude von Trianon, verstümmelt, wenn nicht ganz zerschmettert viele schöne antike und moderne Statuen, Büsten, Basreliefs und Vasen. Eine leere Einöde, wie in den Gräbern derer, die hier einst auf dem Throne saßen, umgibt den Wanderer. Klein-Trianon, dieses von dem feinsten Geschmack und dem erfinderischsten Geist ausgeführte Gebäude mit seinen Gärten, es war! An der Eingangspforte verkündigt ein Anschlagezettel mit den Worten: Propriété à vendre den bevorstehenden Verkauf dieses Nationaleigenthums. Die Thüren zu dem üppigen Wohnhause der Königin sind vertrocknet, gespalten; Gras sproßt an den Stufen, Epheu rankt die Mauern hinan; ausgeleert die Säle und Zimmer, ausgebrochen die Spiegel, herabgerissen die Malereien; ein Kellerdunst geht aus den Gemächern hervor, an den nackten und feuchten Wänden schlägt Salpeter aus [10])." Und siehe, Alles ist eitel! spricht der Koheleth.

Länger als ein Jahrhundert war es her, seit das französische Königthum seinen Wohnsitz aus den Tuilerien wegverlegt hatte, um vom Wahnsinn seines Stolzes getrieben, von jeder Berührung mit dem Volke sich abzusondern. Jetzt hatte das Volk von

Paris seinen König in seine Mitte zurückgeholt. Seinen König? Nur einen Schatten von König, welcher bald nur noch Louis Capet heißen sollte. Und nicht in seine Mitte, sondern nur in ein Gefängniß; denn in Wahrheit, das waren die Tuilerien für die königliche Familie schon jetzt, obgleich man ihr noch dann und wann einen Schein von Freiheit gönnte, wie jene Villeggiatur zu St. Cloud im Sommer von 1790. Schon sangen, während die Straßen von Paris von der wilden Melodie des „Ça-ira" widerhallten, die Royalisten in den Provinzen des „Troubadour Béarnais" elegischen Refrain: „Louis, le fils de Henri, est prisonnier dans Paris [11])." Das arme schwankende Rohr von König wollte sich an seiner alten Lieblingsbeschäftigung wieder aufrichten: er ließ sich sein Werkzeug von Versailles kommen und versuchte in Stunden, wo ihn die constitutionelle Königsplackerei in Ruhe ließ, zu schlossern („il donne quelques coups de lime [12])." Die Königin ihrerseits, im Herzen der Revolution unversöhnlich grollend, machte verzweifelte Anstrengungen, diesen Groll zu verbergen, und arbeitete mit Eifer, dem wankenden Throne Stützen zu schaffen. Nur suchte sie jetzt und später das Material meistens da, wo es nicht zu finden war. Im Uebrigen war sie inmitten von tausend quälenden Sorgen doch immer wieder von rosenfarbenen Hoffnungen umgaukelt. Das Freiheitswesen konnte ja nicht dauern, das Königthum mußte ja siegen, so oder so, und bald. So hoffte sie jetzt und später noch. Als zu Neujahr von 1791 Grenadiere von der Pariser Bürgerwehr mit klingender Musik in die Tuilerien gezogen waren und dem Dauphin als Neujahrsgeschenk ein aus Steinbrocken der zerstörten Bastille zierlich gearbeitetes Würfelspiel überreicht hatten, übergab die Königin dies „unselige Kleinod" ihrer Zofe Campan und sagte: „Bewahren Sie es auf; es wird für die Geschichte der Revolution dereinst nicht ohne Interesse sein [13])." Aber sie sollte den Tag nicht erleben, wo ihr der Anblick dieses Spielzeugs die Erinnerung an glücklich vorübergezogene Stürme zurückrufen könnte.

Schon schüttelte das Schicksal seinen Würfelbecher, aus welchem ihr das Todesloos fallen sollte. Hatte doch bereits am 7. Oktober von 1789, am Tage nach der Wegführung aus Versailles, der Maler David im Salon der Gräfin von Albany, der Geliebten Alfieri's, gesagt: „Es ist ein großes Unglück, daß diese Megäre von Königin nicht von den Weibern erwürgt oder zerrissen worden ist; denn so lange sie lebt, wird in Frankreich keine Ruhe sein [14]." Doch Marie Antoinette hoffte, nicht sehr auf einen Umschwung im Innern, auch mit nichten sehr auf das Heldenthum der Emigranten, aber auf alles Mögliche und Unmögliche von Seiten der auswärtigen Mächte. Sie setzte ihre Hoffnung auf ihren Bruder Joseph den Zweiten, dann auf ihren Bruder Leopold den Zweiten, dann auf ihren Neffen Franz den Zweiten, ferner auf Friedrich Wilhelm den Zweiten, auf Gustav den Dritten, auf Katharina die Zweite. Von der Hand der Letzteren hat sie ihrer Zofe Campan i. J. 1790 (oder auch im folgenden) einen Brief gezeigt, worin die Czarin großartig sagte: „Die Könige müssen ihren Weg verfolgen ohne sich um das Geschrei der Völker zu kümmern, gerade wie der Mond seinen Lauf verfolgt ohne sich durch bellende Hunde aufhalten zu lassen [15]." Ein wohlfeiler Rath, doppelt wohlfeil, weil er nur ein an der alten „rothen Eminenz", dem Kardinal Richelieu, begangenes Plagiat ist. Und die glückliche Selbstherrscherin an der Newa hatte gut so sprechen. Ihr schallten nicht, wenn sie sich an einem Fenster ihres Palastes blicken ließ, Beschimpfungen, Verwünschungen und Drohungen entgegen und für sie war die französische Revolution nur eine gar nicht unwillkommene und auch vortrefflich benützte Gelegenheit, neue Eroberungsgeschäfte zu machen.

Derweil gehen in Paris die Dinge ihren Gang. Heftig und immer heftiger arbeiten die beiden Umsturzhebel Journalismus und Clubismus. Fréron sprudelt seine scharfe Galle aus; Desmoulins schießt seine Witzpfeile, die so zierlich geschnitzt, so leichtbeschwingt sind und doch so tödtlich verwunden; Marat

krächzt seine wilden Fieberträume daher von Dolchen und Mord, von Myriaden abzuschneidender Aristokratenköpfe und von der Bluttaufe der Freiheit; Georges-Jacques Danton, geboren zu Arcis-sur-Aube 1759, also ein Jahrgänger von Schiller, entwickelt sich zum Club-Mirabeau, beginnt bereits den Parlaments-Mirabeau zu überdonnern, die durstigen Ohren und lechzenden Herzen der Massen mit gigantesken Hyperbeln berauschend und sie gewöhnend, seinen auf den Schultern eines Riesen sitzenden Bullenbeißerskopf mit dem schwarzen, Geist und Feuer sprühenden Augenpaar als die Standarte der Empörung anzusehen. In der Kirche des entmönchten Jakobiner-Klosters — die Rue St. Honoré hat es seitdem weggefegt — richtet sich des zahmen Bretagnerclubs wilder Sprößling ein, der Club der Jakobiner, auf dessen amphitheatralisch gereihten Bänken die „Hosenlosen" (Sansculottes) und „Rothmützen" (Bonnets rouges) bald Resolutionen fassen werden, welche die Gegenbeschlüsse der Herren vom schwächlichen Feuillans-Club wie Spreu in alle Winde blasen und langathmiger sind als selbst die Donner Danton's bei den Cordeliers, Resolutionen, welche den Boden Frankreichs krampfhaft schütteln wie Erdbebenzuckungen. Dieser Club wird als „Muttergesellschaft" Tausende von „Töchtergesellschaften" in die Welt setzen, wird die Bevölkerung des Landes in ein riesenhaftes jakobinisches Clubsnetz einfangen. Diese Jakobinerklosterkirche hat der scharfschnüffelnde Instinkt eines Maximilian Robespierre, welcher dermalen nicht mehr mit empfindsamen Frauenzimmern über Blumen und Zeisige briefwechselt, als den Ort herausgewittert, von wo die Predigt seiner fanatisch von ihm geglaubten und bekannten Contrat-social-Religion erobernd ausgehen könnte über Frankreich und den Erdkreis, und deßhalb widmet er dem Club so ziemlich Alles, was er von Talent, Redegabe und Zeit aufzuwenden vermag.

Zwei Frauen, jede in ihrer Art zum Höchsten gelangt, was ein Weib erreichen kann, haben uns den fanatischen Apostel der

Rousseau'schen Demokratie gezeichnet, Frau von Staël und Frau Roland. Keine geschmeichelten Zeichnungen, wie leicht begreiflich. „Seine Gesichtszüge waren gemein, seine Farbe bleich, seine Adern grün; die allerabgeschmacktesten Sätze behauptete er mit einer Kälte, die das Ansehen von Ueberzeugung hatte," sagt die Tochter Necker's. „Niemals hat auf Robespierre's Lippen ein Lächeln des Vertrauens geschwebt, während sie beinahe stets von jenem bittern Lachen des Neides zusammengepreßt waren, welches sich den Anschein von Hohn geben will. Sein Talent als Redner war weniger als mittelmäßig; seine gemeine Stimme, seine schlechten Ausdrücke, seine fehlerhafte Aussprache machten seinen Vortrag höchst langweilig," sagt Frau Roland. Nun ist aber der Robespierre so eine Figur, wie sie eine Frau, und wär' es die genialste, niemals unbefangen zeichnen und beurtheilen kann. Es gehören dazu die Augen und Ohren und Nerven eines Mannes und es lohnt sich wohl der Mühe, einen solchen über den Fanatiker zu hören, einen Mann, der ihn häufig gesehen und gehört hat. „Die Natur — sagt unser Zeuge [16]) — hatte für Robespierre Nichts gethan, was ihm Erfolge als Redner zu sichern schien. Man stelle sich einen ziemlich kleingestaltigen, hager gegliederten Mann vor, mit einem schmalen Gesicht, mit einer an den beiden Enden wie bei Raubthieren zusammengedrückten Stirne, mit einem großen, gekniffenen, blaßlippigen Mund, mit einer Stimme, die in den tiefen Tönen rauh, in den hohen fistulirend ist und in der Begeisterung wie im Zorn in eine Art Hyänengeheul überschnappt — und man hat Robespierre. Man nehme hinzu noch den Apparat einer steifleinenen, spröden und trotzigen Koketterie, und man hat ihn fast leibhaftig vor sich. Der die Seele kennzeichnende Blick ist bei ihm so zu sagen ein scharfer Stachel, aus dem röthlichen Augapfel zwischen den krampfhaft zuckenden Lidern hervorschießend und Jeden, auf den er fällt, verwundend. Ihr errathet höchstens aus dem nervösen Schauer, der seine Glieder durchzittert, aus dem bestän-

digen Zucken seiner Gesichtsmuskeln, aus dem Beben seiner Finger, welche auf dem Rande der Rednerbühne spielen wie auf den Tasten eines Spinetts, daß die ganze Seele dieses Mannes in dem Gefühle aufgeht, welches er mittheilen will, und daß er, völlig Eins mit der Leidenschaft, welche ihn beherrscht, zeitweilig groß und gewaltig werden kann wie sie. Robespierre mit seiner schrecklichen Redlichkeit, mit seiner blutigen Naivetät, mit seinem reinen und grausamen Gewissen ist die eingefleischte Revolution." Man sieht, auch dieses Portrait ist kein geschmeicheltes, aber es hat vollen Anspruch, als ein authentisches und wohlgetroffenes in der Bildergalerie der Weltgeschichte aufgestellt zu werden. Der „Unbestechliche" — denn das war Robespierre [17]) — ist auch keineswegs so räthselhaft, wie er aussieht. Das Räthsel seiner Erscheinung löst sich einfach dahin, daß er weit mehr Formel als Mensch war: die Formel der abstrakten Demokratie Rousseau's, ganz wie Innocenz der Dritte die Formel der Hierarchie, Dominikus die Formel der Inquisition, Calvin die Formel der Prädestinations-Raserei, Loyola die Formel des alleinseligmachenden Dogma's gewesen. Ein gefrorener Fanatismus, welcher das Menschliche von sich ausgeschieden, ist der gemeinsame Charakter solcher Formeln, solcher fix gewordenen weltgeschichtlichen Ideen. Lege den Maßstab des Menschlichen an diese Formeln und er wird sich als ein Zauberstab erweisen, welcher sie sofort in Ungeheuer verwandelt....

Der Hof schwankt haltlos hin und her, die Minister sind der Lage in keinem Wege gewachsen, die royalistische Presse mit ihren Rivarol, Peltier, Mallet du Pan vermag gegen die revolutionäre nicht aufzukommen. Die Nationalversammlung arbeitet emsig an ihrem Verfassungswerk, mitunter in sehr guter Laune. So lacht sie z. B. von Herzen, als im Dezember 1789 der gute Doctor Guillotin ihr seine „schmerzlose" Hinrichtungsmaschine empfiehlt, in seinem menschenfreundlichen Eifer sprudelnd: „Mit meiner Maschine putz' ich euch im Handumdrehen und ganz schmerz-

los den Kopf weg [18])." Den furchtbaren Schatten, welchen „La sainte Guillotine", wie sie später hieß, vor sich herwirft, sieht also an diesem Tage noch keiner der Herren Senatoren. Gar viele aber von ihnen sollen, nachdem im März 1792 die Einführung der Enthauptungsmaschine beschlossen worden, die „Schmerzlosigkeit" von Guillotin's „menschenfreundlicher" Erfindung an sich selber erproben... Im Frühling und Sommer von 1790 ist die revolutionäre Exaltation schon weit gediehen. Schon dürfen sich Phantasten wie der „Redner des Menschengeschlechts", Anacharsis Cloots — (eigentlich Baron von Kloß aus Preußisch-Kleve) — unterstehen, im Sitzungssaal der Nationalversammlung tolle Maskeraden aufzuführen. An demselben 19. Juni, wo die Versammlung diesem in Brand gerathenen Strohkopf Beifall klatscht, beschließt sie, die Beschlüsse der Nacht vom 4. August zu ergänzen. Auf den Antrag von Edelleuten wie Lafayette, Lameth, Montmorency, Noailles, wird nämlich beschlossen, daß sämmtliche adelige Titel, Wappen, Abzeichen und Livreen, ebenso die Anredeformeln Monseigneur, Excellenz, Eminenz u. s. w. abgethan sein sollen. Kein Franzose soll fürder einen andern Namen und Titel führen als seinen ursprünglichen Familiennamen — (Mirabeau brummt darüber, daß er nun Riquetti heißen müsse) — und selbst das unschuldig-höfliche „Monsieur" und das harmlos-galante „Madame" finden keine Gnade vor den Augen der eifrigen Gleichmacher. Die staatsbürgerliche Gleichberechtigung, die Egalité, soll auch in den Umgangsformen sich ausprägen und deßhalb müssen und werden sich fortan Franzosen und Französinnen durch die Bank mit „Citoyen" und „Citoyenne" anreden. Das verträgt aber eine Menge von Edelleuten nicht und die Beschlüsse vom 19. Juni sind in der That die nächste Veranlassung zu dem zweiten großen Schub der Emigration gewesen. Natürlich schärft der Anblick der massenhaften Auswanderung des Adels, welcher gar kein Hehl hat, daß er mit Beihülfe des Auslands mit bewaffneter

Hand zurückkehren werde, um die Gegenrevolution zu machen, daheim das Mißtrauen und den Groll gegen die Ex-Privilegirten und bietet einem heiser-schrill krächzenden Marat unendlichen Stoff zur Aufreizung.

Ueberhaupt ist um diese Zeit, wo die Spaltung der constitutionellen Partei sich in der zwischen Mirabeau und Lafayette herrschenden Feindseligkeit deutlich genug manifestirt, das Vorgehen der demokratisch-republikanischen Partei bereits ein sehr kühnes. In der Nationalversammlung predigt Robespierre schon offen sein Contrat-social-Evangelium und draußen auf Straßen und Plätzen und in Clubs donnert Danton — („der Mirabeau des Pöbels", sagt Frau von Staël, ihre unholden Negerlippen geringschätzig zusammenfaltend) — lauter und drohender. In den Provinzen die helle Anarchie, von daher durch jakobinische Wühlerei, von dorther durch junkerlich-reactionäre Verbissenheit und eidweigernd-priesterlichen Groll geschürt. Schlimm das! Aber macht die neue Verfassung nicht alle Franzosen zu Brüdern? Und wär' es, da wir ein theatralisches Volk sind, nicht an der Zeit, ein Schauspiel in Szene zu setzen, welches die Thatsache dieser unserer Brüderschaft den Sinnen und Seelen Aller recht nachdrucksam einprägte? Gedacht, gethan. So ging am Jahrestage des Bastillensturms, am 14. Juli 1790, das berühmte Föderativfest in Szene, das großartigste Schauspiel der Revolution, auf dem in ein ungeheures Amphitheater umgeschaufelten Pariser Marsfeld vor oder vielmehr durch 400,000 Franzosen und Französinnen ausgeführt, lauter Citoyens und Citoyennes für diesen Tag. Das vielleicht Merkwürdigste an dieser in ihrer Art beispiellosen, den höchsten Schwung des Idealismus der Revolution zur sinnlichen Erscheinung bringenden Haupt- und Staatsaction ist bis heute noch nicht bekannt geworden: nämlich, was wohl der hinkende Atheist Talleyrand bei sich dachte, als er, in pontificalibus und mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet, am „Altar des Vaterlandes" die Festmesse celebrirte.

Im Uebrigen hat die französische Erregbarkeit an diesem 14. Juli noch einmal in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, der „Elan" in seiner ganzen Schwungkraft sich gezeigt.

Freilich, lange hielt die Verbrüderungs-Illusion nicht vor. Genau angesehen, kaum über den Festtag hinaus. Es war keine Sicherheit, kein Halt mehr in den Zuständen. Allgemein, wennschon mehr oder weniger stark, war das unheimliche Gefühl, daß die eigentliche Umwälzung erst bevorstehe, die von Dirne Pompadour dereinst mit lachendem Leichtsinn prophezeite Zeit, wo der hochangeschwollene Strom der Revolution mit der verheerenden Gewalt einer Sündflut über Frankreich sich ergießen werde.

Auch bei Hofe dringt endlich diese Ahnung durch. Man will sich nicht mehr damit begnügen, in Befolgung des Rathes eines Ministers von ehemals, „die Anarchie zu hindern, daß sie sich organisire;" man sieht endlich, statt wie bislang nach Strohhalmen, nach einem Balken von Kernholz aus, um damit den bedrohlichst wankenden Thron zu stützen. Der verständige östreichische Gesandte, Graf Mercy, setzt es mühsam bei der Königin durch, daß man die Dienste Mirabeau's, welche dieser durch Vermittlung seines Freundes, des Grafen La Marck, angeboten, ohne weiteres Zögern annehme und sich dafür erkenntlich zeige. Man kommt überein, daß der König die Schulden Mirabeau's im Betrage von 200,000 Livres bezahle und ihm eine monatliche Rente von 12,000 Francs auswerfe. Auch noch von einem handschriftlichen Versprechen des Königs ist die Rede, dem Grafen die Summe von 2,500,000 Fr. zu bezahlen, in dem Augenblick, wo dessen „Plan einer Gegenrevolution ausgeführt wäre[19])." Dies der „Verrath" und „Verkauf" des Grafen Mirabeau. Barère, welcher nicht bloß der „Anakreon der Guillotine," sondern auch der Tyrtäus des Convents war, dessen Schlachtenberichte die republikanischen Soldaten so entzückten, daß sie nach erfochtenen Siegen auf der Walstatt

schrieen: „Barère à la tribune!“ — Barère hat mit einer echt-französischen Wendung das Verhältniß des Grafen zum Hofe gekennzeichnet: „Il rassemblait à ces femmes, qu'on paye toujours et qu'on n'achète jamais [20]).“ Keine Rede davon, daß Mirabeau eine wirkliche „Gegenrevolution“ gewollt habe; aber eine Gestaltung der Verfassung wollte er, wodurch der constitutionelle Thron auf festere Grundlagen gestellt werden sollte. Für sein darauf abzielendes Bemühen ließ er sich bezahlen, was allerdings der Sache einen sehr fatalen Beigeschmack gibt. Er brauchte Geld zur Bezahlung seiner Schulden, zur Fortführung seiner gewohnten Ausschweifungen. Und hier ist die verwundbare Ferse dieses Achilleus des Constitutionalismus; er konnte von der Rouérie eines Seigneur des Ancien Régime nicht lassen. Daher besaß er nur die Autorität des Genie's, niemals die eines sittlichen Charakters, und an diesem Zwiespalt wäre er bei längerer Lebensdauer unfehlbar politisch zu Grunde gegangen.

Nachdem Mirabeau im Mai 1790 dem Könige förmlich seine Dienste angeboten hatte und dieselben unter den angegebenen Bedingungen angenommen worden waren, handelte es sich noch um eine persönliche Verständigung mit der Königin; denn der Graf wußte gar wohl, daß diese mit ihm Hand in Hand gehen mußte, wenn er seinen Plan durchführen wollte. Es mag dem Stolz der Tochter Maria Theresia's keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben, als sie sich im Sommer entschloß, dem verhaßten Agitator in ihrem Privatgarten zu Saint Cloud eine geheime Unterredung zu bewilligen. Da empfing sie ihn mit den Worten: „Einem gewöhnlichen Feinde gegenüber wäre mein gegenwärtiger Schritt sehr übel angebracht; allein einem Mirabeau gegenüber ist es etwas Anderes.“ (Von dieser Zusammenkunft ins Schloß zurückgekehrt, sagte Marie Antoinette zu ihrer Zofe Campan: „Wissen Sie wohl, daß das Einem Mirabeau gegenüber ihm unendlich zu schmeicheln schien?“) Beim Abschied soll er zu der Königin gesagt haben:

„Madame, wenn die Kaiserin Ihre erhabene Mutter einem ihrer Unterthanen die Ehre ihrer Gegenwart erwies, pflegte sie denselben nicht zu entlassen, ohne ihm ihre Hand zum Kusse zu reichen.“ Die Königin gewährte den erbetenen Handkuß und es ist nicht abzusehen, warum Mirabeau nicht auflodernd ausgerufen haben sollte: „Dieser Kuß rettet die Monarchie[21])!“ War er doch bei aller Verstandesschärfe ein Mann von tiefem, leicht erregbarem Gefühl und mächtiger Phantasie. Aber wenn das Wort gesprochen wurde, so war der Inhalt eine ungeheure Illusion. „Dieser Kuß“ rettete die Monarchie keineswegs. Mirabeau war zu dieser Zeit schon nicht mehr der „Volksgraf,“ welcher die Revolution beherrschte, obgleich er noch in der Nationalversammlung regierte. In Wahrheit, seine Popularität war in raschem Schwinden begriffen. Außerdem kreuzte das tiefe Mißtrauen, welches Lafayette und dessen Freunde gegen ihn hegten, seinen Pfad Schritt für Schritt. Aber das Schlimmste war, daß das Vertrauen des Hofes zu ihm doch nur ein kaum halbes blieb, daß man sich in dortigen Regionen nicht entschließen konnte, dem gefürchteten Manne eine wirkliche Macht und Vollmacht zum Handeln in die Hände zu legen, daß man zwar seine Rathschläge hinnahm, aber nur wie unzählige andere auch, und daß man sich immer wieder Einflüssen überließ, welche die Bemühungen Mirabeau's vereitelten. Darum ist es denn, wie Jedermann weiß, für Mirabeau's Stellung in der Geschichte ein Glück gewesen, daß er, erschöpft von Arbeiten und Orgien, im Alter von 42 Jahren am 2. April 1791 starb. Sein Leichenbegängniß war, dem lästernden Dreinkrächzen Marat's zum Trotz, eine Vergötterung, die aber in dem jetzt anhebenden furchtbaren Wirbel von Ereignissen und Personen, von Schrecknissen und Großthaten, von Ruhm und Schmach bald genug in Verdammung umschlug. Es war ja damals die Zeit, wo die Menschen mit noch vom Hosianna-Rufen heißen Kehlen das Kreuzige! Kreuzige! anstimmten.

Mirabeau ließ eine Lücke hinter sich, welche nach dem mißlungenen Fluchtversuch der königlichen Familie im Juni 1791 Barnave auszufüllen versuchte. Ein eitler Versuch, der dem wohlmeinenden und begabten „Converti“ nur die Bekanntschaft mit der Guillotine verschaffte ... Die Flucht nach Varennes hätte unschwer gelingen können, wie denn Monsieur, der Graf von Provence, welcher ebenfalls in der Nacht vom 20. Juni aus Paris floh, mit seiner Frau ungefährdet Brüssel erreichte. Unbegreiflich, daß der treue Ritter einer jetzt nicht mehr stralenden, sondern nur noch unglücklichen Königin, Graf Axel Fersen, welcher die königlichen Flüchtlinge so geschickt vom Carousselplatz auf wohlerwogenem Umweg durch die Rue de Grammont, über den Boulevard, die Chaussée d'Antin hinauf, durch die Barrière von Clichy, dann längs des äußern Boulevard zur Barrière von St. Martin kutschirte, wo die eigens für das Fluchtabenteuer gebaute, leider zu ungeheuerlich und auffallend ausgefallene Berline mit ihrem Sechsgespann harrte, — unbegreiflich, daß der gescheidte, gewandte und energische Schwede hier von den Flüchtlingen sich trennte und die weitere Leitung des bedenklichen Abenteuers einem Kleeblatt treuergebener, aber einfältiger und energieloser Garde-du-Corps überlassen ward. Auch Bouillé's Veranstaltungen waren nicht, wie sie hätten sein müssen, wenn die Sache gelingen sollte: er kam mit seinen Soldaten erst anderthalb Stunden nach der Verhaftung und Rückführung der königlichen Familie vor Varennes an [22]). Im Uebrigen, wenn auch der erste Theil des Fluchtplans gelungen wäre, wenn der König Montmedy glücklich erreicht hätte, der zweite Theil, welcher dahin lautete, von der Gränze aus, gestützt auf die Oestreicher in Belgien und mit Hülfe der am Rhein zusammengelaufenen Emigrantenbanden, die Contrerevolution gewaltsam nach Paris zu tragen, würde sicherlich mißlungen sein. Den entschiedenen Bewegungsmännern in der Hauptstadt ist es auch, wie bekannt, gar nicht recht gewesen, daß der König nicht

entkommen, gerade wie im Jahre 1848 die Republikaner die Flucht Louis Philippe's an und über das Meer eher förderten als hinderten. Den Republikanern von 1791 eröffnete der Fluchtversuch Ludwig's des Sechszehnten und was damit in Verbindung stand frohe Aussichten. War doch die vom Könige in den Tuilerien zurückgelassene und der Nationalversammlung am 21. Juni zugestellte Denkschrift mit ihrem Proteste gegen alles seit der Nacht vom 4. August 1789 Geschehene und von Sr. Majestät Sanctionirte, diese Denkschrift mit ihrer unverhüllten gegenrevolutionären Tendenz einer der Sargnägel des Königthums. Hält man dieses Dokument mit jenem vom 23. April 1791 zusammen, worin der König die Nationalversammlung benachrichtigt hatte, daß er die auswärtigen Mächte in Kenntniß gesetzt, er habe seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Vertreter des französischen Volks durchaus freiwillig und ungezwungen gegeben und er sei den neuen Institutionen aufrichtig zugethan, so wird man nicht umhin können, diesen Widerspruch durch die Lage des armen Schwächlings erklärlich, aber auch das Geschrei von seiner Redlichkeit und Geradheit etwas unpassend zu finden. Ach, es hätte eines ganz andern Metalls bedurft als dessen, woraus Ludwig gemacht war, um, den Unbilden des Revolutionswetters bloßgestellt, keinen Rost anzusetzen und nicht brüchig zu werden .... Der haltlose Mann war jetzt mit Frau und Kindern ein Gefangener in dem Palaste seiner Vorfahren und die Gefangenschaft war besonders in den ersten Tagen von einer das Phlegma des Königs nicht sehr, im höchsten Grade dagegen den reizbaren Stolz der Königin verletzenden und quälenden Härte. Was muß diese Frau gelitten haben, als sie gezwungen war, unter den Augen der sie bewachenden Bürgerwehrmänner zu Bette zu gehen und aufzustehen, sich aus- und anzukleiden. Als sie nach dem Abenteuer von Varennes ihre Campan zum ersten Mal wieder sah[1], nahm sie ihre

Haube ab und zeigte der Zofe, daß ihre Haare vor Aufregung, Angst und Kummer ergraut waren[23]).

Dennoch tritt in der langen und traurigen Agonie des Königthums noch ein Stillstand ein. Die constitutionellen Monarchisten, unter Lafayette's Führung in dieser Krisis fest zusammengeschlossen, setzen in der Nationalversammlung ihren Willen durch, halten zugleich außerhalb derselben jakobinisch-republikanische Fühlungen und Versuche nieder und machen die jetzt noch einmal schüchtern auftauchende Rottirung zu Gunsten des Herzogs von Orleans für immer zunichte. Als am 13. Juli in der Versammlung die Verhandlungen über die Flucht des Königs und über das Geschick des Königthums überhaupt beginnen, sind zwar die 132 eigentlich royalistischen Deputirten mit ihrem Führer Cazalès von ihren Sitzen verschwunden und bleiben es, allein die Constitutionellen setzen es durch, daß dem König für seine Fluchtsünde Absolution ertheilt wird, und am 17. Juli schlägt einen sich dagegen setzenden Pöbeltumult Lafayette mit seiner Bürgerwehr blutig nieder. Das Königthum mag noch einmal schwach aufathmen. Am 3. September hat die Nationalversammlung ihr Verfassungswerk vollendet und am 13. gibt demselben der König seine Zustimmung. Am 30. September beschließt die constituirende Nationalversammlung (La Constituante) ihre Sitzungen und am 1. Oktober eröffnet die gesetzgebende (La Législative) die ihrigen. Lafayette legt sein Bürgerwehrkommando, Bailly seine Stelle als Maire von Paris nieder, Robespierre zieht sich in den Jakobinerclub als in sein Prätorium zurück, um allda den Plan eines neuen Feldzugs gegen das Königthum und für das Evangelium von Sanct Jean-Jacques auszusinnen.

Unter den 745 neuen Gesetzgebern — (in überwiegender Mehrzahl junge Männer) — welche die constitutionelle Verfassung im Einzelnen ausbauen, so zu sagen den neuen französischen Staatsbau tapeziren und möbliren sollen, befinden sich 70 Geistliche,

70 Literaten und 300 Advokaten, viel, sehr viel, zu viel Theologie, Literatur und Jurisprudenz. Unbedingte Royalisten kommen nur sporadisch vor. Die constitutionellen Monarchisten, die Feuillans, nehmen die Bänke zur Rechten vom Präsidentenstuhl ein, links sitzen die Jakobiner, zu welchen sich dermalen noch die Fraction der Girondins hält, welche für eine Weile auf der Bühne der Weltgeschichte erscheinen, um zu reden, und dann rasch und blutig wieder verschwinden. Ihr Chef ist der vielseitige, aber wie aus Kork geschnittene Brissot; die Seele und Blüthe der Partei jedoch Vergniaud, welcher des sehr richtigen Dafürhaltens, „Freiheit und Gleichheit sollten nicht zwei Tigerinnen sein, die sich zerfleischen, sondern vielmehr zwei Schwestern, die sich zärtlich umschlungen halten," — aber dabei viel zu idealistisch und gleichgültig-lässig ist, um mehr zu thun, als in den kochenden Strudel der Revolution von Zeit zu Zeit einen von Farbenschmelz und Duftthauperlen schimmernden Wortblumenkranz zu werfen. Ja, wenn diese unsere Welt, wie sie ist, mit republikanischen Ideen, philanthropischer Doktrin, schwungvollem Periodenbau in Parlamentsreden und Journalartikeln und etwa noch mit jugendlichem Feuer des Ehrgeizes und etwelchem Großmannsbewußtsein zu leiten und zu regieren wäre, da würden die Vergniaud und Brissot, die Guadet, Isnard, Buzot, Lanjuinais, Gensonné, Condorcet, Louvet, Barbaroux und wie sie alle heißen mögen, Erstaunliches geleistet haben. . .

Arme Girondisten, ihr vermochtet bloß den apollonischen Hymnus der Freiheit bei den blutigen Opferfesten von Tauris anzustimmen; nicht ungehört, aber unverstanden. Nicht ganz ohne eure eigene Schuld fürwahr! Warum wandeltet ihr träumend am Ufer des Ilissos, während es galt, am Ufer der Seine zu handeln? Warum glaubtet ihr in dem Athen des Perikles zu leben, während ihr in Paris lebtet, welches die rothe Mütze der Galeerensträflinge zum Symbolum der Freiheit erhoben hatte, in dem Paris, dessen Orakel spendende Pythonissa ein Blut!

Blut! und wieder Blut! krächzender Marat war? Ihr werdet euch bei eurem steifleinen-tugendhaften Gesinnungsgenossen Roland versammeln und der Frau vom Hause, der schönen, genialen, hochgemuthen Manon Jeanne Phlippon, als eurer Aspasia huldigen. Huldigt ihr immerhin, Madame verdient es; aber laßt euch nicht durch diese Idealistin noch weiter in die himmelblauen Regionen hineininspiriren, wo alles Mögliche und Unmögliche wohnt und thront, nur die praktische Staatskunst nicht... Arme Manon Jeanne, auch du! Von allen durch Schönheit, Geist oder Tugend erlauchten Opfern der Revolution nicht zwar das erlauchteste — denn dieses war Charlotte Corday — aber doch eines der edelsten. Ein ganz eigener Zauber von Seelenreinheit und Gedankenhoheit umschwebt diese Frau; aber manchmal spürt man doch den ankältenden Aushauch der Eiskruste, welche dieses glühende Herz umgab; manchmal wünscht man doch, Frau Roland hätte sich als besten Gewinn ihrer Lectüre der Alten das weiblich-schönste Wort der antiken Welt eingeprägt, das Wort Antigone's: „Nicht mitzuhassen, nein, mitzulieben bin ich da!" und jedenfalls ist es nur eine Uebertreibung der Bewunderung, welche sie einflößte, wenn Einer — (Dumont) — von ihr gesagt hat, falls sie „die Kraft und Energie ihrer Seele den Girondisten hätte mittheilen können, so würde das Königthum gestürzt worden, aber dieser Sturz nicht zum Triumph der Jakobiner ausgeschlagen sein." Schwindel! Ja, wenn es die Idealisten von der Gironde nur mit Jakobinern wie Bazire, Chabot, Merlin, Thuriot und Lacroix zu thun gehabt hätten! Aber die große „Muttergesellschaft" erzog jetzt Söhne, deren Namen blutroth auf den schwärzesten Blättern der Revolutionstragödie stehen, Söhne wie Collot d'Herbois, Couthon, Saint-Just, Billaud-Varennes, Lebon, Fouché und alle die übrigen Häuptlinge im Pandämonium. Und harret dort nicht auch der „Unbestechliche" seiner Stunde? Und donnert dort nicht Danton, derselbe Danton, welcher euch, tugendstolze

Verehrer der Frau Roland, noch in der zwölften Stunde sein rettendes Bündniß vergeblich antragen wird? Wolkenwandler jedoch, wie ihr seid, beachtet ihr die Zeichen der Zeit nicht und meint Paris durch euren Maire Pethion, den Jakobinerclub und das Parlament durch Ideologie zu beherrschen und durch eine mit hellenischer Lyrik geschmückte, mit attischem Salz gewürzte Beredtsamkeit, die allenfalls auf der Pnyx im alten Athen hätte von etwelcher kurzathmigen Wirkung sein können. . . .

Warum die letzten schmerzlichen Zuckungen der sterbenden Monarchie des Breiteren hier darlegen? Es ist so unstatthaft wie überflüssig. Nicht ganz überflüssig dagegen ist die Erinnerung, daß die Zeit vom Herbste 1791 bis zum Sommer 1792 eine Zeit kläglicher offizieller Heuchelei war. Heuchelei auf Seiten der in ihrer Masse republikanisch gesinnten gesetzgebenden Versammlung, Heuchelei auf Seiten des Hofes. Jene meinte es gerade so aufrichtig mit dem Königthum, wie der König mit der Verfassung. Ludwig hatte am 14. September die Constitution, die ihm doch immerhin bedeutende Befugnisse gab, angenommen, sanctionirt und beschworen. Es ist wahr, dieses Staatsgrundgesetz bot, wie jedes menschliche Werk sie darbietet, der Kritik Blößen genug dar. Aber sie war doch der erste mit logischer Folgerichtigkeit unternommene Versuch in Europa, die moderne Gesellschaft den Ideen und Bedürfnissen der Neuzeit gemäß staatlich zu organisiren. Die französische Verfassung von 1791 markirt daher, unbefangen angesehen, einen höchst bedeutenden und fruchtbaren Vorschritt der Civilisation. Die Basis bildet die „Déclaration des droits de l'homme," das große Aergerniß des Absolutismus. Wenn dieser darüber lästert, so ist das sein Recht. Daß aber auch außerdem eine „Autorität" der andern nachplappert, diese Erklärung der Menschenrechte sei nur eine „negative Spielerei" gewesen, gehört zu den vielen Gedankenlosigkeiten in dieser Welt. Negativ? Nun ja, denn es war ja eben ihr Zweck, die Barbarei der Vergangenheit zu

verneinen. Eine Spielerei? So wenig, daß jeder Denkende darin das sehr ernste und wirkliche Prinzip erkennen muß, welches die Entwicklung der europäischen Gesellschaft auf Jahrhunderte hinaus bedingen und bestimmen wird. Die drei ersten Artikel der Erklärung enthalten das Fundamentalgesetz der modernen Demokratie: — die Beseitigung der Geburtsprivilegien, die soziale Gleichberechtigung der Menschen, ihr natürliches und unverjährbares Recht auf Freiheit, auf Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie auf Widerstand gegen Unterdrückung; endlich die politische Schlußfolgerung dieser sozialen Prämissen: die Volkssouverainetät [24]).

Daß die Verfassung dem Könige, als einem im Purpur Geborenen, nicht sehr gefiel, ist begreiflich. Aber er hat diese Verfassung, welche ihn aus einem mystischen Ding, aus einer Art Halb- oder gar Ganzgott zu einem gekrönten Beamten machte, anerkannt und beschworen. Freilich, als er von dieser Ceremonie in die Tuilerien zurückgekehrt war, beklagte er, in Thränen ausbrechend, nicht sich, aber seine Frau, daß das Königthum so gedemüthigt worden sei. Marie Antoinette ihrerseits, welche dem für absolutistischen Hochmuth allerdings schmerzlichen Staatsact ebenfalls angewohnt hatte, sagte bei dieser Gelegenheit: „Diese Leute wollen gar keine Fürsten mehr haben; Stein für Stein reißen sie die Monarchie nieder [25]).“ Aber, zum dritten Mal sei es gesagt, Ludwig hatte die Verfassung anerkannt und beschworen. Ist er, als ein ehrlicher Mann, seinem Eide treu geblieben? Er äußerte in dieser Zeit gegen seinen Minister Bertrand de Molleville: „Die Constitution ist kein Meisterstück; ich glaube sogar im Gegentheil, daß sie große Fehler hat. Indessen ich habe sie beschworen, so wie sie ist. Ich will und muß meinem Schwur treu sein, um so mehr, da ich glaube, daß die pünktliche Befolgung der Verfassung das sicherste Mittel, um der Nation bemerkbar zu machen, welche Veränderungen allenfalls daran vorzunehmen sein möchten [26]).“ So der ehrliche

Mann Ludwig, von der Natur zu einem leidlich geschickten Schlossermeister und guten Hausvater bestimmt. Unlange darauf und bevor einer der gewaltsamen Schläge des Jahres 1792 gegen das Königthum fiel, beauftragte der König einen der Vertrauten des Hofes, den Journalisten Mallet du Pan, mit einer geheimen und höchst wichtigen Sendung an Franz den Zweiten und Friedrich Wilhelm den Zweiten. Die Instruction, welche Ludwig seinem Agenten mitgab, verräth seine geheimen Gedanken und beweis't, wie es eigentlich mit dem Constitutionalismus des Königs bestellt war. Mallet sollte nämlich bei den verbündeten Monarchen — er traf sie in Mainz — dahin wirken, daß sie erklärten, Frankreich kein Regierungssystem aufdringen zu wollen, wohl aber die Waffen ergriffen, um die Monarchie und die legitime Königsgewalt wieder herzustellen, und zwar in der Gestalt, wie Se. Majestät (von Frankreich) selber sie bestimmen würde.[27]). Das bedarf wohl keines Commentars: die beabsichtigte Rückkehr zum patriarchalischen Despotismus konnte kaum deutlicher ausgesprochen werden. Nicht die Nation, nein, der König sollte und wollte nach seinem Belieben die Schranken seiner Befugnisse festsetzen („circonscrire“).

Aber das Alles war ja nur ein Traum und auch andere Leute als der König planten um diese Zeit Träumerisches. Die „Convertiten“ Lafayette, Lameth, Duport beabsichtigten im März 1792, den König nach Fontainebleau zu bringen, ihn dort mit Truppen zu umgeben und die Assemblée mit Gewalt auseinander zu jagen. Oder die Frau Gesandtin, Madame de Staël, schlug dem König und der Königin vor, Beide bei Gelegenheit der Abreise ihres Mannes im Wagen desselben aus Paris zu retten, wobei sich der König als Bedienter, die Königin als Kammerfrau und der Dauphin als Mädchen verkleiden müßte, — ein Vorschlag, über welchen sich Marie Antoinette lustig machte („en fit des gorges chaudes avec le chevalier de Coigny [28])“). Vielleicht ist dies das letzte Lachen der unglück-

lichen Frau gewesen. In demselben Monat März sah sich Ludwig genöthigt, das Ministerium Dumouriez-Roland zu ernennen, und in demselben Monat März geschah es auch, daß er an den Nachfolger seines kaiserlichen Schwagers Leopold schrieb: „Die Franzosen haben geschworen, frei zu leben oder zu sterben, und denselben Schwur hab' auch ich gethan [29])." Die Verwicklungen mit dem Ausland waren inzwischen bis zum Kriege gediehen, welchen am 20. April der König in höchster Bekümmerniß und die Augen voll von Thränen an Oestreich und Preußen erklärte. Im Mai und Juni versuchte Ludwig, ob sich sein verfassungsmäßiges Recht des Veto handhaben lasse; allein sein Arm war zu schwach, diese Waffe mit Erfolg zu schwingen, und der Versuch brachte nur den Spottnamen Monsieur und Madame Veto für König und Königin zuwege. In diesen Tagen lief, von Danton in die Menge geschleudert, das Wort von dem Schrecken („la terreur,)" der in die Seelen der Feinde des Volkes geworfen werden müsse, zuerst in Paris um, zündend und berauschend. Die „Oestreicherin," welcher man nicht verübeln kann, daß sie unter solchen Umständen die Tagmärsche, welche die Preußen nach Paris führen könnten, sehnsüchtig auf der Landkarte abmaß, konnte sich nicht mehr blicken lassen, ohne sich den rohesten Beschimpfungen und Drohungen auszusetzen. Als sie eines Abends flüchtig an einem Fenster erschien, das auf den Tuilerienhof hinabging, schrie ihr ein Bürgerwehrmann von drunten zu: „O, hätt' ich die Freude, deinen Kopf auf meinem Bajonnett stecken zu sehen!" . . . So kam der 20. Juni, der Jahrestag des Ballhausschwurs, das wüste Vorspiel des blutigen 10. Augusts. Der erste Aufstand der Volksquartiere von St. Antoine und St. Marceau im großen Styl verfehlte seines Zweckes, insofern er zunächst organisirt war, um dem Könige die Sanction der Assemblée-Beschlüsse gegen die eidweigernden Priester und für die Berufung der Föderirten nach Paris abzupressen. Ludwig hat an diesem Tage, wo dem Erben der

„ältesten Monarchie Europa's" die rothe Mütze auf's Haupt gezwungen wurde, einen Duldmuth ohne Gleichen, einen wahren Heroismus der Passivität an den Tag gelegt. Aber nicht Duldmuth, sondern Thatmuth heißt die Losung der Weltgeschichte. Der unglückliche Mann hatte seine Wahl getroffen, seine Rolle gewählt, wie eben Wahl und Rolle durch seine Natur bedingt waren. Nach dem 20. Juni überzeugt, daß sein Loos das Karls des Ersten von England sein werde, in dessen Geschichte er häufig las, ergab er sich mit voller Resignation in sein Geschick, als in ein Unausweichliches. „O, — sagte er, als die Königin auf Vorsichtsmaßregeln gegen Meuchelmordsversuche drang — o, sie werden mich nicht ermorden; sie werden mich auf eine ganz andere Art sterben lassen [30]."

Die Sturmflut vom 10. August zerschellt das kaum nothdürftig unter Dach gebrachte neue Staatsgebäude Frankreichs, improvisirt einen jakobinischen Gemeinderath von Paris, welcher unter dem Namen der „Commune" (la Commune) bald eine Art Dictatur ansprechen und auch ausüben wird, schleudert die Schmutzwoge siegreicher Pöbelrotten in die Tuilerien und wirft das Königthum wehrlos und schutzflehend der gesetzgebenden Versammlung zu Füßen. In dieser Versammlung aber muß unser „idealer" Republikanismus von der Gironde zum Sprachrohr des sehr realen Jakobinismus sich hergeben. Durch Vergniaud's Mund dictirt der revolutionäre Realismus seine Anträge, d. h. die Beschlüsse, daß die königliche Gewalt suspendirt, dem Dauphin ein Erzieher bestellt und auf Grund des allgemeinen Wahlrechts — jeder unbescholtene Franzose, der das 21. Jahr zurückgelegt und nicht Dienstbote, wahlfähig, ebenso jeder, der fünfundzwanzigjährig, wählbar — ein nationaler Convent (convention nationale) berufen werden soll, die künftige Verfassung zu berathen und zu beschließen. Auf den Antrag Brissot's decretirt die Versammlung, da sie doch einmal im Zug ist, auch ein neues Ministerium, in welchem Roland dem Innern und

Danton der Justiz vorstehen soll. „Mein Freund Danton ist Minister geworden, par la grâce du canon,“ schreibt etliche Tage später der Grazienschlingel der Revolution, Camille Desmoulins, an seinen Vater .... Ein furchtbarer, ein explodirender Tag, dieser 10. August, der die Größen und Herrlichkeiten der vergleichungsweise idyllischen ersten Revolutionsjahre wie dürre Blätter vom Freiheitsbaum wirbelt. Ein solches Blatt — wie war es vor Kurzem noch so saftig und grün und sonnbestralt! — der Feuillanschef Lafayette, wird in Bälde über die Gränze geweht, um unsanft in einen Olmützer Kerker niederzufallen, und seht, dort läßt sich auch unser hinkender Teufel, der bischöfliche Meßpriester vom Föderativfest verschollenen Andenkens, eiligst über das Aermelmeer hinüberwehen, um im sicheren England Zeiten und Leute abzuwarten, welche seine diplomatischen Gaben besser zu würdigen wissen als eine jetzt unter Dampf und Blitz und Donner und Blutregen sich offenbarende carmagnolisch-republikanische Hosenlosigkeit. Ja, ein rechter Dies irae, dieser 10. August von 1792. Ein vulkanisch unwiderstehliches Ausbersten der Volksleidenschaft! Im Grunde hat sich, damit auch die weltgeschichtliche Ironie dem Tage des Zorns nicht fehle, Niemand für das sterbende französische Königthum geschlagen als die Söhne einer Republik, die armen, ihrer Fahne und ihrem Schwur bis zum Tode getreuen Schweizergarden [31]).

Aber faßt den schmächtigen, olivengelben jungen Mann ins Auge, der, während die Schweizer den großen Palasthof noch halten und ihre mörderischen Salven den Carousselplatz mit Todten bedecken, in der Halbuniform eines Artilleriecapitains durch das Gewühl der anstürmenden Volksmassen sich windet. Diesem Olivengelben, der dann mit seinen großen dunkeln Augen aus dem Fenster eines Hauses auf dem Carousselplatz „alle Details des Tages mit Bequemlichkeit sich betrachtet,“ wird der 10. August sehr nutzbar werden. Nachdem der Kampf vertobt und der Rest der eidfesten Alpensöhne aus dem Königspalast

abgezogen, macht der Capitain Buonaparte einen Gang durch den Tuileriengarten. Viele Jahre nachher wird er sich auf Sanct Helena dieses Ganges erinnern und zu seinen letzten Getreuen sagen: „Nie hat mir eins meiner Schlachtfelder die Vorstellung von so vielen Leichnamen gegeben wie hier die Massen der getödteten Schweizer[32].“ Wunderbare Verkettung menschlicher Geschicke! Während die Revolution das Königthum aus seinem Palaste wegfegt, sieht sich der künftige Erbe der Revolution das mit aller „Bequemlichkeit“ so mit an wie eine Theaterszene. . . . Am 13. August bringt Maire Pethion in seinem Wagen die königliche Familie von der Manége nach dem Temple. Als der traurige Zug, finster schweigende Volksmassen rechts und links, über den Vendômeplatz geht, fällt des entthronten und gefangenen Königs Blick auf ein Getrümmer am Boden. Es ist die umgestürzte und zerschmetterte Statue seines Ahnherrn, Ludwig's des Vierzehnten, Ludwig's des „Großen,“ dem Molière gehuldigt, Racine geschmeichelt und Bossuet Weihrauch verbrannt hatte. „Sic transit gloria.“

Zweites Kapitel.

„Allons, enfants de la patrie!“

Es fehlte nur noch, daß einem also aus dem Aeolusschlauch revolutionärer Leidenschaften hervorgebrochenen und lustig auf den Pariser Feuerherd zublasenden Sturmwindechor von draußen her der Fanfarenbläser Krieg sich gesellte, um das Erde und Himmel mit wildem Getön und Gedröhn erfüllende Concert vollständig zu machen. Und so sollte es kommen [33].

Daß die antimonarchische Wendung, welche die französische Staatsumwälzung schon frühzeitig deutlich genug genommen, sämmtliche Inhaber der europäischen Throne erschrecken mußte, lag in der Natur der Sache. Der anfänglichen Verblüffung über die Thatsache, daß die Revolution von oben, wie der aufgeklärte Despotismus sie getrieben, durch die Revolution von unten weit überflügelt wurde, folgte eine nicht geringe Bestürzung, welche, noch erhöht durch die Wahrnehmung, daß die Völker überall, wo sie überhaupt einer Aeußerung fähig waren, dem Vorgehen der Franzosen warme Theilnahme bezeigten, den Gedanken eines gewaltsamen Einschreitens gegen die Gestaltung der Dinge in Frankreich zunächst gar nicht aufkommen ließ. Die Beziehungen der europäischen Höfe unter einander waren zudem gerade damals so verwickelt, daß an ein gemeinsames Handeln, an einen monarchischen Kreuzzug gegen die Revolution Niemand dachte als etwa Gustav der Dritte von Schwe-

den, dessen hierauf bezüglichen ritterlichen Ränke und Schwänke vorerst jedoch nur die Bedeutung einer Don-Quijoterie hatten. Was England angeht, so ist das Gefühl seiner leitenden Staatsmänner beim Ausbruch des Revolutionsvulkans in Frankreich unzweifelhaft anfänglich das der Schadenfreude gewesen; aber dieses Gefühl wich um so bälder dem der Besorgniß, je lebhafter sich auch in England, je drohender sich in Irland die Volksstimmung den Franzosen zuwandte. Der aristokratische Instinkt, die Seele des englischen Staatswesens von damals und von heute, hat sich dann allerdings bald genug feindselig gegen die Revolution gestellt, ohne jedoch, wie bekannt, zu einer Bethätigung dieser Gesinnung zu verschreiten, bevor die Gestaltung der Sachlage auf dem Festland ein handelndes Vorgehen von Seiten Englands heischte.

Die Entscheidung gebende Frage war demnach vorerst: wie werden sich Oestreich und Preußen zu den Vorgängen in Frankreich stellen? Leopold der Zweite war ein feiner Kopf, der die Gefährlichkeit eines improvisirten Kreuzzugsabenteuers gegen die Revolution sehr wohl begriff und außerdem alle Hände voll zu thun hatte, das östreichische Staatenconglomerat, welches beim Tode Josephs des Zweiten ganz aus den Fugen gehen wollte, wieder einzurenken. Wenn er durch die Beschwörungen Seitens seiner Schwester Marie Antoinette und durch die Bestürmungen des Grafen Artois und anderer Emigranten sich bewegen ließ, mitunter eine drohende Miene gegen das revolutionäre Frankreich anzunehmen — (solch ein drohendes Mienenspiel war jenes im Juli 1791 aus Padua erlassene Rundschreiben des Kaisers an die europäischen Mächte, worin die Sache Ludwigs des Sechszehnten für eine gemeinsame Sache aller Monarchen erklärt ward) — so war und blieb er in Wahrheit dem Kriege abgeneigt, weil er denselben nur auf einer gesicherten Basis und mit Kräften unternehmen wollte, welche Erfolg versprächen. Das revolutionäre Frankreich konnte ihm

bis zum Ende des oben genannten Jahrs, was feindselige Handlungen betraf, höchstens den Vorwurf machen, daß er als Reichsoberhaupt die, übrigens weit mehr lärmenden als gefährlichen Rüstungen duldete, welche die Emigranten unter dem Schutze der bald genug und mit Recht dafür büßenden geistlichen Kurfürsten auf deutschem Boden betrieben, in der „großen Pfaffengasse" am Rhein. Viel heißblütiger und unstaatsmännischer als Leopold sah sich Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen die Sache an. Sein persönlicher Standpunkt war der Gustavs des Dritten: wie die schwedische, prickelte es auch die preußische Majestät, am Drachen der Revolution zu einem Ritter Sanct Georg zu werden. Von Allen hat der König von Preußen den Feldzug der Legitimität gegen die Demokratie wohl am ernstesten und ehrlichsten genommen. Indessen Friedrich Wilhelm der Zweite gehörte nicht zu den bestimmenden, sondern zu den bestimmbaren, zu den sehr bestimmbaren Größen dieser Welt und er ließ sich bestimmen. Zunächst zu dem Vertrage von Reichenbach (Juli 1790), der eine Aussöhnung zwischen den von Friedrichs und Josephs Zeiten her tief verhetzten beiden deutschen Großmächten bewerkstelligen oder wenigstens anbahnen sollte; dann zu dem Pourparler von Pillnitz (August 1791), das zu der großwortigen aber thatlosen Auslassung gegen die Revolution führte, „der Kaiser und der König, auf die Betheiligung sämmtlicher europäischer Mächte rechnend, hegten die Absicht, ihren Herrn Bruder von Frankreich in den Stand zu setzen, nach seinem freien Ermessen und Willen den Franzosen eine Verfassung zu geben." Auf diese Bedrohung der revolutionären Prinzipien hin stießen im Winter von 1791 auf 1792 die Girondisten in die Kriegstrompete, und als dann am 7. Februar des letztgenannten Jahres Oestreich und Preußen zu Berlin einen förmlichen Allianzvertrag schlossen, mußte man in Paris die Spitze dieses Bündnisses gegen das revolutionäre Frankreich gerichtet glauben. Mit gutem Grund. Denn wenn der er-

wähnte Allianzvertrag zunächst aus dem Hinblick auf die Gestaltung der Dinge in Polen hervorgegangen war, so hatte doch die alte Meisterin großstyligen Ränkespiels, Katharina die Zweite, durch Verknotigung der polnischen mit der französischen Sache dafür gesorgt, daß aus dem Gespinnste dieses Vertrags die erste gegen die Thatsachen nicht nur, sondern auch gegen den Gedanken der Revolution gerichtete europäische Coalition sich entpuppen könnte.

Das Unglück, ein Erbtheil Deutschlands seit Jahrhunderten, hat es gewollt, daß die Czarin Oestreich und Preußen zu Handlangern ihrer auf den großen deutschen Zwiespalt berechneten Politik machen konnte. Es hat in Wahrheit eine ungeheure Verblendung der beiden deutschen Mächte dazu gehört, nicht zu erkennen oder nicht erkennen zu wollen, was handgreiflich war. Nämlich, daß die Verschürzung der polnischen Frage mit der französischen durch Katharina's Diplomatie nur dem Zwecke diente, Rußland in Verwirklichung seiner Absichten auf Polen freie Hand zu schaffen, der Czarin bei dem eingeleiteten zweiten polnischen Raubgeschäft im ungünstigsten Falle abermals den Löwenantheil zu sichern. Aber diese Verblendung war wirklich vorhanden: Oestreich und Preußen gingen, falls in einer so tragischen Sache ein skurriler Ausdruck statthaft ist, auf die von Katharina aufgesteckte Leimruthe der Legitimität, und als sie dann fanden, daß die französischen Trauben zu sauer wären, blieb ihnen nichts Anderes übrig als sich in gehässigem Wetteifer, gegenseitig trachtend, einander zu überlisten, zu dem polnischen Theilungsgeschäft zu drängen, dessen besten Gewinnst die Czarin schon vorweggenommen hatte, und zwar so geschickt, daß das ganze Odium des schmählichen Handels weit mehr auf Oestreich als auf Rußland und am allerschwersten auf Preußen fiel. Es ist wahr, der Stand der Dinge in Polen war durch die jahrhundertlange Verschuldung der polnischen Aristokratie ein verzweifelter und so ist auch der Versuch der polnischen Pa-

trioten, mittelst der Verfassung vom 3. Mai 1791 eine Wiedergeburt ihres Landes zu bewerkstelligen, ein verzweifelter gewesen. Aber nicht weniger wahr ist, daß, wenn es damals eine deutsche Politik gegeben hätte, diese deutsche Politik Oestreich und Preußen zur Aufrechterhaltung Polens gegen Rußland hätte zusammenschließen müssen. Um so mehr, da ein solcher Zusammenschluß Oestreichs und Preußens im deutschnationalen Sinne zugleich auch jeder etwa von Frankreich her drohenden Gefahr die Stirne geboten hätte.

So freilich, wie es mit der östreichisch-preußischen Politik bestellt war, trieb man dem Kriege zu. Hier die von der königlichen Familie in Frankreich ausgehenden Hülferufe an ihre Herren Brüder auf den europäischen Thronen, dort die Entrüstung, welche die über alle Maßen einfältige Emigrantenhätschelei in der großen Pfaffengasse drüben erregte; hier die satanisch-listigen Anstachelungen zum Ritterzug der Legitimität übern Rhein von Seiten der Selbstherrscherin an der Newa, — die sich aber wohl hütete, an diesem Abenteuer mit mehr als Worten sich zu betheiligen, — dort die idealistisch-schwärmerischen Gelüste unserer Wolkenwandler von Girondisten, das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit auch den Nachbarvölkern zu bringen: — alle diese Motive wirkten zusammen, einen feindlichen Zusammenstoß unausweichlich zu machen. Möglich, daß bei längerem Leben des behutsamen Kaisers dieser Zusammenstoß noch hinausgeschoben worden wäre; allein Leopold starb in Folge seiner Maßlosigkeit im Sinnengenusse am 1. März 1792 eines plötzlichen Todes.

Eines gewaltsamen starb in demselben Monat März desselben Jahres der leidenschaftlichste Gegner der französischen Revolution unter den europäischen Monarchen, Gustav der Dritte von Schweden, welcher aus seinen Ausschweifungen genug Jugendfeuer und Phantasie in sein reiferes Alter herübergerettet hatte, um all sein Dichten und Trachten auf den Plan zu wenden,

der rettende Ritter Marie Antoinette's zu werden. Ueber der Inszenesetzung dieser Rolle brütend, fiel er von der Hand eines Meuchlers, welcher den mörderischen Beschluß eines junkerlichen Komplotts vollzog. Gewiß, was immer dieser Schwedenkönig gesündigt, er war eines besseren Todes würdig. Es ist Seelenschwung in ihm gewesen, Etwas von Königlichkeit im höchsten Sinne des vielmißbrauchten Wortes. Die Fäden des Komplotts, welches ihn fällte, hielt und leitete der zweiundsiebzigjährige Freiherr und General Pechlin, ein stahlharter Aristokrat, dem König unversöhnlich, weil dieser mittelst des Staatsstreichs von 1772 dem Adel seine despotische Macht über Schweden entzuckt hatte, ein Mann, wie eigens dazu gemacht, die Fäden einer Verschwörung zu halten und zu leiten ohne die Hände zu zeigen. So wußte er, ohne daß es ihm zu beweisen gewesen wäre, den Gedanken des Königsmords drei jungen Männern einzuflößen, dem Grafen Ribbing, dem Grafen Horn und dem Hauptmann Ankarström. Klas Horn, ein begabter Poet, ist allen Anzeichen zufolge aus reiner Schwärmerei für das aus Frankreich herüberklingende Freiheitsevangelium in die finstere Zettelung verstrickt worden. Auch auf Ribbing und Ankarström hatte die Strömung der Zeit, zu Großthaten wie zu Unthaten hinreißend, gewirkt; aber diese Beiden hatten außerdem noch persönliche Beschwerden gegen den König oder glaubten welche zu haben. Die drei vorwärts und zum Aeußersten zu treiben, ist neben dem alten, siebenfach destillirten Verschwörungskünstler Pechlin noch von verschiedenen Anderen auf sie eingewirkt worden; denn es mögen im Ganzen wohl zwanzig oder dreißig oder mehr Personen in das Komplott eingeweiht gewesen sein. Im Schlosse Hufvudstad, dem anmuthig am Mälar gelegenen Besitzthum Horn's, sind die letzten Verabredungen getroffen worden. In der Nacht vom 16. März 1792 war großer Maskenball im Opernhause zu Stockholm. Dem Könige war eine Warnung zugegangen, aber er hatte sie nicht beachtet. Nachdem er eine

Weile von seiner Loge aus dem bunten Treiben zugesehen, kommt er nach seiner Gewohnheit in den Saal herunter und mischt sich, auf den Arm seines Oberstallmeisters Essen gestützt, in das Gewühl der Masken. Da, zwischen 11 und 12 Uhr, trifft ihn die Kugel aus Ankarström's Pistol. Tödtlich, aber nicht zum Tod auf der Stelle. Er hat, bevor er am 29. März starb, noch vierzehn Tage gelitten, wahrhaft heldisch die Qualen seiner Wunde duldend und es seinem Bruder, welcher für den minderjährigen Kronprinzen die Regentschaft führen sollte, dringlichst einschärfend, „gegen die Verschwörer Barmherzigkeit zu üben und nicht durch ein von vielen Henkerbühnen strömendes Blut blutdürstige Rachegeister im Volke zu entflammen [34]." Der Herzog von Südermanland ist diesem Befehle nachgekommen. Nur Einen der Verschwörer, Ankarström, traf das Todesloos und der Mörder Gustavs des Dritten, eine wildenergische Natur, hat unter allen Martern des Prangers und einer barbarischen Hinrichtung seinen trotzigen Stolz behauptet, bis zuletzt betheuernd, er habe den König für seines Vaterlandes Feind und Unterdrücker gehalten und darum den Tyrannen erschossen... Diese ganze Gustavianische Katastrophe macht den Eindruck, als habe eine Welle der revolutionären Sündflut von den Franzosen an der Seine zu den „Franzosen des Nordens" am Mälarsee hinaufgegriffen. Auf den Gang der Ereignisse hatte selbstverständlich der Tod des Schwedenkönigs keinen Einfluß...

Man trieb also dem Kriege zu und, wie wir sahen, hatte Ludwig der Sechszehnte denselben an Oestreich und Preußen zu erklären sich genöthigt gesehen, als diese Mächte an Frankreich die Forderung gestellt, die deutschen Reichsstände, welche durch die Aufhebung der Feudallasten im Elsaß zu Schaden gekommen, zu entschädigen, Avignon dem Papste zurückzugeben und eine Verfassung sich gefallen zu lassen, wie König Ludwig im Juni von 1789 sie hatte gestalten wollen. Auf deutscher Seite verzögerte sich indessen die Entscheidung bis in den Som-

mer von 1792 hinein.... Im Juli wurde Franz, Erzherzog von Oestreich, König von Ungarn und Böhmen, in Frankfurt zu des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation letztem Kaiser gekrönt. Der Sohn Leopolds des Zweiten und Neffe Josephs des Zweiten war damals noch nicht völlig zu dem Mann ausgewachsen, von welchem viele Jahre nachher ein Kundigster das im Einzelnen so widerspruchsvolle und im Ganzen so naturwahre Portrait gezeichnet hat: — „Voll Haß, Verstellung, Rachsucht, kein anderes Interesse als das der persönlichen unbeschränkten Gewalt; ein durch alle Wasser des achtzehnten Jahrhunderts verwässerter Ludwig der Elfte, so menschenfeindlich, egoistisch, gottlos, bigot, zäh und schwach [35]).“ Zwar schon damals ist Franz der Zweite ein vollendeter Absolutist gewesen, aber noch ein Absolutist mit Josephinischer Färbung. Das Schicksal seiner Tante Marie Antoinette kümmerte ihn nicht im Geringsten: war doch sein Herz schon in jungen Jahren so „strohfideltrocken,“ wie sein Lebenlang sein Lachen gewesen ist. Aber der Krieg war ihm erklärt worden, man mußte also Krieg führen und außerdem konnte ja dieser Krieg wohl die günstigste Gelegenheit herbeiführen, den alten östreichischen Lieblingsplan einer Erwerbung Baierns im Austausch gegen Belgien endlich einmal zu verwirklichen. Auch Preußen ging keineswegs so ganz nur aus bloßem blindem Legitimitätseifer gegen die französische Revolution an, sondern hoffte ebenfalls den kriegerischen Tumult zu einem Vergrößerungsgeschäft so oder so, da oder dort ausnützen zu können.

Zu Mainz sammelte sich am 19. Juli 1792 ein glänzender Kreis von Fürsten, Prinzen, Prälaten, Ministern und Generalen. Der neugekrönte Kaiser kam von Frankfurt herüber mit seinem Vetter von Neapel. Der König von Preußen, die Kurfürsten von Trier und Köln, viele Fürsten und Herren des Reichs fanden sich ein. Es war das letzte Mal, daß das arme alte Reichsgespenst so zu sagen in Gala spukte. Auch die Chefs

der französischen Emigranten, welches Ungeziefer schon seit etlicher Zeit, schon allzu lange die große rheinische Pfaffengasse mit seiner frechen Anmaßlichkeit und schamlosen Lüderlichkeit unsicher machte, kamen herbei, die Grafen von Provence und Artois und der Prinz von Condé. Der Kurfürst von Mainz, der windige Erthal, ein prunkliebender Herr, der für seine „Armee" von 3032 Mann einen Generalissimus und elf Generale hielt [36]), schwamm in Wonne, eine so vornehme Versammlung prachtvoll bewirthen zu können, und vergaß als aufmerksamer Wirth nicht, für Se. sizilische Majestät, den König-Lazzarone, ein Treibjagen auf dem Schloßplatze zu veranstalten. Mitten im Tumult der Feste wurden die letzten Verabredungen zu dem gegen die französische Revolution zu führenden Kriege getroffen. Von Seiten Ludwigs des Sechszehnten war Mallet du Pan, wie schon gelegentlich gemeldet worden, nach Mainz geschickt; aber der verständige Mann, welcher, obgleich ein in der Wolle gefärbter Royalist, die Pariser Sachlage den verbündeten Monarchen darlegen wollte, wie sie war, und ein möglichst vorsichtiges, das französische Nationalgefühl schonendes Vorgehen empfahl, wurde von den bramarbasirenden, Drohung schnaubenden und Rache brüllenden Emigranten übermault. Außerdem suchte der russische Gesandte, Graf Romanzoff, alle seine Schritte zu kreuzen, ja sogar dem Agenten Ludwigs des Sechszehnten geradezu den Zutritt zu den Fürsten und ihren Ministern zu versperren [37]). Sehr begreiflich! Katharina der Zweiten lag Nichts daran, daß etwa durch Befolgung von Rathschlägen der Mäßigung eine ernste kriegerische Verwicklung vermieden, aber sehr viel, daß diese Verwicklung bald begonnen und so tief als möglich würde.

Man sprang in das Unternehmen mit einem Leichtsinn hinein, der um so thörichter und strafbarer war, als sich schon während der Dauer des Fürstenkongresses zu Mainz handgreiflich fühlbar machte, wie schlechtgeleimt das östreichisch-preußische Bündniß sei. Es bleibt Nichts übrig, als anzunehmen, das freche

Geschrei der Emigranten habe Fürsten und Ministern die Köpfe verwirrt und verrückt. Auf die Versicherungen dieses Menschenspülichts, auf ihre unabsichtlichen und absichtlichen Lügen baute man den Kreuzzugsplan gegen die Revolution, ohne die entfernteste Ahnung, welche Kräfte man gegen sich aufzureizen im Begriffe sei. Man ahnte nicht, daß man einen Volkskrieg zu bestehen haben würde, daß eine ganze Nation — gleichviel, durch was für Mittel angeeifert — in Waffen gegen die kecken Eindringlinge sich erheben werde. Man machte sich nicht die entfernteste Vorstellung, daß der Genius der Revolution die ganze Art und Weise der Kriegsführung selbst revolutioniren, daß er durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, durch das Massenaufgebot, durch hierauf basirte taktische und strategische Reformen, sowie dadurch, daß er, ohne alle Rücksicht auf Geburtszopf und Anciennetätshaarbeutel, jedes soldatische Talent zu verwerthen und auf den rechten Platz zu stellen wußte, ganz neue kriegerische Factoren und Motoren in's Feld führen würde, — Talente, Kräfte und Einrichtungen, gegen welche unsere zwei alten armen gichtbrüchigen östreichisch-preußischen Herren, Herr Schlendrian von Kostbeutel und Herr Fuchtel von Kamaschenheim, trotz ihrer zweifellosen Tapferkeit in die Länge nicht standzuhalten vermochten. Allerdings erwies sich, beiläufig bemerkt, die massenhafte Aushebung für die Franzosen auch als ein zweischneidiges Schwert; denn es untersteht keinem Zweifel, daß die unerbittliche Conscription es war, welche das wirksamste Motiv für den Aufstand der Vendéer abgab. Religion und angestammter Adelsrespect allein hätten es nicht gethan; als aber die Vendéer Bauernjungen massenhaft Haus und Herd verlassen sollten, um für die Königsfeinde gegen die Königsfreunde zu fechten, da wollten sie, wenn doch einmal gefochten sein mußte, lieber gleich in ihrer geliebten heimischen Bocage unter dem altgewohnten weißen, jetzo durch ihre Priester zwei- und dreifach geweihten Banner gegen die „Blauen“ fechten....

„Glück auf zum Marsch nach Paris!“ rief zu Mainz an einem der Julifesttage von 1792 die emigrirte Duchesse de Grammont dem an der Spitze einer Bande sogenannter „königlich französischer Gensdarmerie“ unter ihrem Fenster vorüberparadirenden emigrirten Marquis d'Antichamp zu. „O, Madame — gab der Begrüßte zurück — es ist nur ein Spaziergang nach Paris.“ Das Wort machte Glück und wurde geglaubt, bis die Allergläubigsten, preußische Offiziere, knietief durch den Koth der Champagne platschend, den „Spaziergang“ denn doch etwas unbehaglich und Paris zu weit entlegen fanden. Bei dem Herrn Gouverneur von Mainz, General von Gymnich, Generalissimus der kurmainzischen „Armee“, war an einem jener Julitage Galatafel. Als der Nachtisch kam, hatte sich die vornehme Tafelrunde zu der erhabenen Ueberzeugung aufgeschwungen, daß alle Franzosen, die sich irgendwie an der Revolution betheiligt hätten, ohne Ausnahme galgenswerth („pendables“) seien. „Gemach, meine Herren,“ sagt der Gouverneur. „Woher Henker und Stricke genug nehmen?“ „Wir wollen die Henker machen!“ schreien champagnerbegeisterte Offiziere. „Wir geben unsere Haare her, Stricke daraus zu drehen!“ erklären enthusiastische Damen. Kommt denn auch der „Spaziergang nach Paris“ auf's Tapet. „Ich habe drei Kapaunen auf meinem Küchenwagen; den ersten denk' ich in Landau, den zweiten in Nancy, den dritten in Paris zu verzehren,“ bemerkt der Herr Oberstlieutenant von Fechenbach. „Herr Gouverneur, Parole d'Honneur, ich bring' Ihnen einen Sack voll abgeschnittener Jakobinerköpfe aus Paris mit!“ schreit der Herr Hauptmann von Dahl. „Bringen Sie mir die Hunde selbst; ich will sie in den Kasematten verschmachten lassen,“ entgegnet der Herr General von Gymnich. „Ich für mich erbitte mir nur einen Finger von Pethion,“ flötet die „liebenswürdige“ Frau vom Hause [38]).

Derweil hier diese Szene aus „Horribilikribrifax“ [39]) aufgeführt wird, spielt eine zweite desselbigen Bramarbas-Stückes

drüben in der kurfürstlichen „Favorite.“ Denn hier ist man daran, das berüchtigte Kriegsmanifest der Verbündeten zu verfertigen, welches der zum Oberbefehlshaber des Invasionsheers bestellte Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig am 25. Juli zu Koblenz unterzeichnen wird. Widerwillig, sagt man; denn der herzogliche Herr ist nicht ohne gesunden Menschenverstand, wenngleich dieses Besitzthum neben andern, als da sind Puderkleisterei, Kamaschenknöpferei und französelnde Grandseigneur-Frivolität, weniger oft sich geltend machen kann als nöthig und wünschbar wäre. Seit Manifeste erfunden sind, ist ein dümmeres und zweckwidrigeres niemals geschrieben und veröffentlicht worden als dieses sogenannte des Herzogs von Braunschweig. Mignet hat das Machwerk des Blödsinns kurz und gut charakterisirt, wenn er sagt, es habe „allen Jammer einer feindlichen Invasion den Franzosen offen angekündigt und überdies die Rückkehr des Despotismus und die Rache.“ Das ganze Ding athmet von Satz zu Satz mehr und mehr brutale Drohung. Aber es ist noch alberner als brutal. Wenig glaubhaft daher, daß der çi-devant Finanzminister Monsieur de Calonne der Verfasser gewesen sei, sondern einem obscuren Marquis de Limon die Autorschaft mit besserem Grunde zuzuschreiben [40]). In der Favorite zu Mainz, wie gesagt, ist diese weltgeschichtliche Dummheit ausgeheckt, allen Abmahnungen des verständigen Mallet du Pan ungeachtet zu Papier gebracht und alsdann vom Herzog von Braunschweig unterzeichnet und nach Frankreich hineingeworfen worden. In Paris ward es am 30. Juli ruchbar, zuerst im Jakobinerclub, hat aber zunächst nur erregt, was es zumeist verdiente, Spott und Lachen — („on en rit“, schrieb ein Freund an den zu Mainz abgeblitzten Agenten Ludwigs des Sechszehnten [41]). Aber jakobinischer Eifer sorgte schon dafür, daß es dabei nicht blieb. Auf die manifestlich-absurde Drohung, es dem Erdboden gleich zu machen, gab Paris den 10. August zur Antwort — eine sehr thatsächlich formulirte Entgegnung auf eine Beschimpfung,

22*

die sich allenfalls ein Volk von Lakaien, aber nicht das französische gefallen lassen konnte.

Neben der gemeldeten Antwort des revolutionären Zorns erfolgte noch eine zweite, von Seiten der kriegerischen Begeisterung Frankreichs kommende: zunächst nur ein Lied, aber ein Lied, das eine Urthat gewesen, weil Thaten schaffend, wie kaum ein zweites in dieser Welt. Die Marseillaise — das „revolutionäre Tedeum," wie Göthe sie genannt hat [42]) — ist eine der wenigen schicksalsmächtigen Erscheinungen in der modernen Geschichte Frankreichs, welche nicht von Paris über das Land ausgegangen sind. Gedichtet von Rouget de l'Isle, einem Jurassier, Geniecapitain bei der Besatzung von Hüningen, wurde die gewaltige Hymne der Schlachtgesang des an der Ostgränze Frankreichs gegen die Coalition sich sammelnden Rheinheeres, flog, zuerst in Straßburg im Hause des Maire Dietrich gesungen, von Stadt zu Stadt und wurde durch das Pikenbataillon der sogenannten Marseiller Föderirten, welches auf Barbaroux's Betreiben am 29. Juli 1792 in Paris anlangte, dorthin gebracht. Daher, wie Jedermann weiß, der Name Marseillaise. Die Pariser vernahmen das Lied zum ersten Mal von der Bühne der Opera aus dem Mund eines Choristen, welcher es in einem Zwischenact anstimmte. Worte wie Weise wühlten die Herzen der Hörer in ihren Tiefen auf. Dumouriez, der doch fürwahr nicht gerade ein Nebler und Phantast gewesen, hat bezeugt, daß die Marseillaise auf dem Schlachtfeld dieselbe elektrisirende Wirkung gethan, ja da erst recht: — bei Jemappes, am 6. November 1792, bringt er die schon mehr als halb verlorene Schlacht zum Stehen, indem er mit heller Stimme das wundersame Lied anstimmt und den dadurch bewirkten „Elan" seiner Bataillone rasch benützend das Treffen zum Siege wendet [43]).

Seltsame Fügung, daß dieser Päan der Revolution, welcher für so viele Tausende und wieder Tausende von Deutschen zu einem Todtenmarsch werden sollte, zuerst in der deutschen

Stadt Straßburg seine Adlerschwingen gelüftet hat. Eine seltsamere noch, daß die welthistorisch gewordene Melodie von De l'Isle's Lied sechszehn Jahre vor Entstehung des Textes von einem deutschen Musiker ersonnen wurde, der sich gewiß nicht träumen ließ, daß der Satz des „Credo“ einer seiner Messen dereinst den Feuerworten des revolutionären Sturmlieds brausende Fittige leihen würde[44]). Lamartine, der in seinem glänzenden historischen Roman von den Girondisten so oft über jene, Personen und Ereignisse blitzartig erleuchtenden Schlaglichter gebietet, wie nur poetische Inspiration sie an die Hand gibt, hat wahr, wenn auch etwas geziert, gesagt: „Die Noten dieser Melodie rieselten gleich der auf dem Schlachtfelde in noch heißes Blut getauchten Fahne. Sie machte erbeben, aber dieses das Herz mit seinen Schwingungen erfassende Beben war furchtloser Art. Sie gab Schwung, sie verdoppelte die Kräfte, sie verschleierte den Tod, sie goß die Trunkenheit des Kampfes in die Sinne und die Seele des Volkes[45]).“ Jedenfalls — das zu sagen ist auch der Geschichtschreiber berechtigt — war die Antwort, welche Frankreich mittelst der Marseillaise dem Absolutismus gab, edler als die Frage, welche dieser mittelst des Manifests vom 25. Juli an die Franzosen gerichtet hatte. „Wollt ihr euch unterwerfen?“ — „Allons, enfants de la patrie!“ — „Wollt ihr hinnehmen, was wir bringen? Das Ancien Régime und ein rachedurstiges Emigrantenpack?“ — „Aux armes, citoyens!“

Drittes Kapitel.

Schrecken.

Zu Anfang des Jahres 1791 war ein Deutscher nach Paris gekommen, Johann Heinrich Merck, welchen Faust-Göthe nicht ganz mit Recht seinen Mephisto genannt hat, der aber ohne Frage ein Mann gewesen ist, welcher die „gemeine Wirklichkeit der Dinge" unter einem darüber gebreiteten rosenrothen Phrasenschleier zu erschauen vermochte. Nun wohl, diesem unserem leidlich positiven Kriegszahlmeister aus Darmstadt ist Paris, welches zur angegebenen Zeit doch schon nicht mehr in den Flitterwochen der Freiheit lebte, wie ein Paradies vorgekommen. „Paris — schrieb er am 23. Januar an einen Freund — übertrifft alle Erwartung an Ganzheit der Gesinnung, an Größe der Bilder, an Festigkeit des Ausdrucks, an Durst nach Wahrheit, Tugend, Menschengefühl. Ich habe die „Einnahme der Bastille" gesehen, ein völlig Shakspeare'sches Drama, das Göthe nicht besser hätte calculiren können. Ich bin in Thränen geschwommen, nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge als wegen der Theilnahme des Publikums. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlorenen Sohns Alles hergab, was er im Hause hatte. Ich war in dieser großen, großen Familie mit bei Tische... Der Maler David wird mich morgen zur Aufnahme in den Club des Ja-

cobins vorschlagen. Der Jakobinerclub enthält alle Leute von Genie und warmem Herzen. Hier ist der Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird [46])."

Ein Jahr später und gar vollends nach dem 10. August von 1792 würde der gute Merck sein Pariser Paradies voll „Wahrheit, Tugend und Menschengefühl" kaum noch erkannt haben. Denn die inzwischen eingerissene Hosenlosigkeit bevölkerte es mit Gestalten, deren Anblick zu ertragen starke Nerven erforderte. Diplomatische Nerven insbesondere waren zu zart hiefür. Der explodirende Tag hatte daher die Diplomatenspreu in alle Winde geblasen: kaum daß noch der oder dieser Gesandten-Schemen in trauriger Vereinzelung auf der Stätte umging, vonwo jetzt das Phantom von constitutionellem König weggespült war. Auch Poetennerven — es wären denn die im Feuer des Jakobinismus gestählten eines Marie-Joseph Chénier gewesen — war die Pariser Luft nicht mehr zuträglich und so sehen wir am 18. August den italischen Freiheitsdichter Vittorio Alfieri mit der Madonna seines Herzens, der Gräfin von Albany, aus der französischen Hauptstadt entweichen. Nicht ohne mancherlei Hemmnisse und Verumständigungen; denn Paris ist, so will es ein feuerathmender, von einer im Stadthause thronenden „Commune" dictatorisch geleiteter Sansculottismus, dermalen eine ungeheure Mausfalle, sinnreich zum Einfangen aller des Aristokratismus verdächtigen Creaturen hergerichtet. Vittorio und Signora sind glücklich an der nach St. Denis führenden Barrière angelangt und die wachthabenden drei oder vier Nationalgardisten wollen den Flüchtlingen das Gitterthor des „Riesengefängnisses" aufmachen. Aber unglücklicher Weise liegt neben der Barrière eine Pintenschenke, aus welcher plötzlich — erzählt der gräfliche Dichter in wüthender Rückerinnerung — an dreißig „Wüthriche" herausstürzen, „besoffen und hemdelos" (warum nicht auch hosenlos?) — und

sofort, als sie unsere zwei Wagen mit dem schweren Gepäck und mit fünf Personen männlicher und weiblicher Dienerschaft erblicken, zu heulen anfangen, „die Reichen wollten aus Paris entfliehen, ihre Schätze mitnehmen und das Volk in Hunger und Noth zurücklassen.“ Bei so bewandten Umständen entsteht ein Zank zwischen den „wenigen elenden Gardisten, welche uns ziehen lassen, und den vielen elenden Lumpenkerlen, welche uns zurückhalten wollen.“ Da spring' ich, in meinem Aerger und Ingrimm die gräßliche über unsern Häuptern schwebende Gefahr nicht achtend und wohl wissend, das rechte Mittel, mit Franzosen fertig zu werden, sei, noch ärger als sie zu spectakeln, aus dem Wagen, unsere Päſſe in der Hand, und schreie: „Seht, hört! Mein Name ist Alfieri. Italiener, nicht Franzos! Groß, blaß, mager, rothhaarig. Ich bin's! Guckt mich an! Ich hab' einen Paß, hab' ihn von euren Behörden; wir wollen fort und, bei Gott, wir werden reisen!“ Das geht so eine halbe Stunde lang und hat sich inzwischen viel Volk um die Reisewagen gesammelt. „Feuer an die Equipagen!“ schrei'n die Einen. „Pflastersteine herbei!“ die Andern. „Das sind fliehende Adelige und Reiche. Nach dem Stadthaus mit ihnen!“ die Dritten. Endlich macht das lange Spectakeln die „Tigeraffen“ ermatten. Die Wache „gibt mir ein Zeichen, in den Wagen zu steigen, in welchem die Signora, man kann sich denken, in was für einer Stimmung, sitzen geblieben war; die Postillone steigen auf, das Gitter wird aufgethan und im Galopp geht's hinaus, unter Begleitung von Gepfeife, Geheul und Gefluche des Lumpenpacks .....“ Kein Lichtbild das, aber die getreue Photographie eines Stückes Leben aus jenen Tagen, wo sich der „Schrecken“ wie die schwarze Höhlung einer tonlosen Riesenglocke auf Paris herabsenkte. Ah, Dichter des Filippo und der Virginia, du wirst am derzeit noch friedlichen Ufer des Arno, wohin du mit deiner „Herrin“ geflüchtet, fortfahren, wie bisanhin mit dem Dolche der Tragödie antike und moderne Ty-

rannen umzubringen. Aber den Anblick eines historischen Trauerspiels der Wirklichkeit vermochtest du nicht zu ertragen. Du wirst, mehr noch als der deutsche Odendichter Klopstock durch die leidige Erfahrung, daß man Revolutionen nicht mit Versen und Lavendelwasser macht, zum Ingrimm gestachelt, deinen „Gallierfeind" (Misogallo) zusammensonettiren, in welchem du den Franzosen als „parfümirten Barbaren" alles mögliche Böse nachsagst und zornglühend ausrufst: „Sind die Gallier frei, so bin ich — ich, der Freiheitsdichter par excellence — ein elender Sklave [47]."

Wohl denen, welchen es glückte, in diesen unheilschwangern Tagen, die dem 10. August folgten, Paris zu verlassen, bevor die Stadt gesperrt wurde und eine dictatorische Commune, welche einem schönredenden Parlament und einer lahmgelegten Regierung alle Macht und Gewalt entwunden, ihre Haussuchungen und ihre Verhaftungen der „Verdächtigen" im Großen anhob. Wohl denen, die weder selbst verdächtig waren — aber wer war einer argusäugigen Hosenlosigkeit nicht verdächtig? — noch für verdächtige Freunde zu zittern hatten. Seht da unsere Frau Gesandtin, Dame Staël, wie sie angstvoll gackernd umhergeht, einer Henne gleich, die ihre Küchlein vor den Krallen des über ihnen schwebenden Habichts schützen möchte und nicht weiß wie. Folgt ihr auf ihren Angstgängen, bis es ihr endlich mit Aufbietung all ihres Esprit, ihrer Busen fliegen machenden Gefühlswallung und Beredtsamkeit gelingt, ihr theures Küchlein Narbonne erst zu verstecken und endlich durch die Barrière zu schmuggeln, und ihr werdet euch schon eine Vorstellung machen können von der Pein und Noth, welche Menschen in jenen erdrückend schwülen Sommertagen zu leiden hatten [48]. Denn tiefer und tiefer senkt sich die dunkle Schreckensriesenglocke auf Paris herab, die Ränder ihrer Wölbung berühren die Ringmauern, wuchten auf denselben und verwandeln die Stadt in eine Luftpumpe der Angst, in eine infernalische „città dolente." Die Familiaren

der Commune — gewissenhaft-fanatischere hatte die heilige Inquisition nie — durchstreichen, durchfliegen, durchwittern die Quartiere und stopfen mit ihrem Menschenraub die Gefängnisse voll, wo Schuldige und Unschuldige — und wer ist schuldig und wer ist unschuldig? — Greise, Männer und Jünglinge, Matronen und Mädchen, Priester, Hochadelige und Kleinbürger, des Furchtbaren harren, jenes großen Molochopferfests des Schreckens in den gräuelvollen Tagen und Nächten vom 2. bis zum 6. September. „Morgen wird man in den Gefängnissen die Seelen der Aristokraten zur Hölle spediren!" zetern am 1. September wuthtrunkene Poissarden auf der Terrasse der Feuillans[49]). Um 4 Uhr Abends am 2. September beginnt die schnöde Travestie von Gericht und Urtheilssprechung in der Abtei und beginnt hier und im Chatelet, in La Force, in Bicètre, in der Salpetrière, in St. Firmin und in der Conciergerie das Morden. Das Morden um Taglohn — hört ihr? — um Taglohn zu 3 bis 6 Francs. Nur einen Blick in diesen September-Höllenschlund, in welchem erbarmungslose „Tappe-durs" handiren und aus welchem eine heiße, schwere, rothe Dampfwolke aufsteigt, ein Dunst von Blut und Lymphe, welcher das Herz krank macht. Am Morgen des 3. Septembers kommt der finstere Billaud-Varennes, Einer von der Commune, in seiner schwarzen Perücke, mit der dreifarbigen Amtsschärpe gegürtet, nach der Abtei und hält auf dem Hofe, mitten unter Haufen von Leichnamen stehend, diese Rede an die Schlächter: „Volk, du thust deine Pflicht, indem du deine Feinde tödtest. Eine dankbare Commune, ein dankbares Vaterland würden euch gerne angemessen belohnen, sind aber außer Standes; ihr wißt, warum. Indessen, wer in einem der Gefängnisse gearbeitet hat, soll eine Anweisung auf einen Louisd'or haben. Ehrenwerthe Bürger, fahrt fort mit eurer Arbeit und ihr werdet euch noch mehr um das Vaterland verdient machen." Vorüber!... Den genauesten Ermittelungen zufolge ist die Zahl der Opfer der September-

morde — (das schönste darunter wohl die sanfte und gute Prinzessin de Lamballe, deren Kopf mit seinen langen blonden Locken auf der Spitze einer Pike vor das Fenster von Marie Antoinette's Kerker im Temple getragen wurde) — 1089 gewesen[50]). Es war fürwahr nicht nöthig, diese Zahl nachmals ins Ungeheuerliche zu übertreiben. Ob 100, ob 1000, ob 10,000, der Gräuel ist derselbe, wie es die Schuld jener Katharina von Medici und ihrer vornehmen Satelliten nicht mindert noch mehrt, ob in der von ihr angestifteten und von ihnen vollzogenen Bluthochzeit vom August 1572 nur 20,000 oder doppelt so viele Hugenotten „im Namen Gottes und des Königthums" hingeschlachtet worden sind.

Die am 10. August improvisirte Commune von Paris oder wenigstens ein Ausschuß derselben, aus eigener Machtvollkommenheit constituirt, hat die Septembermetzelei organisirt und geleitet, das steht fest. Aus der Region, wo ein nach Blut krächzender Marat, ein tamerlanisch aufgereckter Collot, ein unerbittlicher Billaud walteten, konnte und mußte Solches kommen zu einer Zeit, wo so zu sagen die Revolution im Fieberdelirium ras'te. Aber ist nicht die bluttriefende Septembersaat auf das in der Sitzung eines von der Legislative bestellten Vertheidigungscomité am 30. August aus Danton's Mund gegangene Wort: „Il faut faire peur aux royalistes!" als auf ihr Samenkorn zurückzuführen? Er kann das Wort gesprochen haben, es hat Danton'schen Klang; aber es ist nicht bewiesen, daß er es gesprochen[51]). Unwidersprochen dagegen ist, daß Danton, auf welchem in diesen schrecklichen Tagen wahrlich eine zu ungeheure Arbeitslast wuchtete, als daß er, wie man ihm nachgesagt, mit Gelagen und Schwelgereien sich hätte befassen können, im Verlaufe der Mörderei eine Menge von Gefangenen gerettet hat[52]). Allerdings, er that dies nur gelegentlich, gleichsam im Vorübergehen; denn er hatte Anderes zu thun und zwar, so grausam das klingen mag, Wichtigeres. Wer unbefangenen Blickes die

Umstände mustert, welche sich in den letzten Wochen und Tagen des August von 1792 zusammendrängten, wird und muß zu der Ueberzeugung kommen, daß es damals in der That galt, die Revolution zu retten und durch die Revolution Frankreich, es wäre denn, daß man die Rettung desselben in einer auf den Spitzen fremder Bajonnette gebrachten Reaction erblickte, wie die Emigranten sie wollten. Danton's Stellung zu den Septembriseurs war die, daß er geschehen ließ, was ihm als revolutionärem Staatsmann von untergeordneter Bedeutung zu sein schien. Er kehrte auch wohl im Hinblick auf die Septembertage den Danton-Hyperbolos heraus, indem er, wenn Barère recht gehört hat, den kolossalen Kynismus hinwarf: „Le 10 août la révolution est accouchée de la liberté républicaine, le 2 septembre elle a déposé l'arrière-faix[53]).“

Danton ist der Mann der Männer der Revolution. Keine andere Gestalt derselben reicht an diesen Riesen hinan, welcher unter der Schädeldecke seines Bullenbeißerkopfes die Impulse staatsmännischen Genie's trägt, Impulse, die nicht mit der Krämerelle unserer Tage zu messen sind. Dem Riesen gebührt der riesige Maaßstab seiner eigenen Zeit, die nicht kleinlich-säuberlich (oder auch kleinlichst-unsäuberlichst) rechnen, dafür aber groß handeln konnte, die Welt in Feuer und Flammen setzte und eine Götterdämmerung heraufführte, die wahrlich Europa noththat, einer Sündflut Thür und Thor öffnete, die unermeßlich viel Unrath wegzuspülen hatte. Und das auch ist das Auszeichnende an Danton, daß der Koloß ein Mensch war, keine abstracte Formel wie der „grünadrige" Unbestechliche, sondern ein Mensch voll pulsirenden Lebens, voll quillender Leidenschaft und strotzender Kraft, ein Mensch, der neben dem dröhnendsten Schrei des Zorns und der Wuth, neben gigantischen Kynismen auch die innigsten Herzenslaute in der Brust trug. „Danton — hat ein keineswegs für ihn eingenommener Zeitgenosse gesagt — hatte immer etwas Versöhnliches und oft etwas Menschenfreundliches.

Voll Wildheit auf der Tribüne, war fern von dieser seine Erscheinung ruhig und manchmal heiter. Seine Beredtsamkeit war vulkanisch und er war ganz und gar zum Volkstribun gebaut[54])." Summa: ein Riese, von welchem, falls man ihn weinend sich denken könnte, man auf gut Shakspearisch sagen müßte: „Er weint Mühlsteine." Er ragte zu weit über das menschliche Mittelmaaß hinaus, als daß er nicht einer der Bestverläumdeten seiner Zeit hätte sein sollen. Lafayette hat in seinen Memoiren die leichtsinnigsten Lügen über Danton zu Markte gebracht, und wenn von ihm die Rede, machte girondistischer Parteihaß auch Frau Roland alles Wahrheitsgefühl vergessen oder verleugnen[55]). Einen Hauptbeleg für Danton's active Betheiligung an den Septembermorden sah man in der Angabe Bertrand's de Molleville, das berüchtigte Rundschreiben, welches der Wachtausschuß der Commune am 3. September an alle Departements erließ und welches die Aufforderung enthielt, den Pariser Septembergräuel in den Provinzen nachzuahmen, sei von Danton als Justizminister contrasignirt worden. Nun ist aber das Wahre an der Sache, daß der Ex-Minister Ludwig des Sechszehnten gelogen, die fragliche Contrasignatur geradezu erfunden hat[56]).

Ja, von furchtbarer Schwüle sind die letzten Wochen und Tage des August von 1792 gewesen, die zaghaften Gemüther mit Angst, die energischen mit Wuth füllend. Man athmete in einer Atmosphäre von Feuer, in einem Chaos von ungeheuerlichen Gerüchten und wirklichen Hiobsposten, von Rathlosigkeit, Anarchie und unsicher tastender Verzweiflung. Solchem Gewölke, mit elektrischem Franzosenthum bis zum Bersten geladen, kann schon ein Schwefelblitz wie der 2. September entfahren. Die fliegende Fieberhitze vom 10. August wird zur stehenden. Am 15. erstatten Gohier und Bazire in der Manége einen vorläufigen, aber hinlänglich aufregenden Bericht über die im „eisernen Schrank" in den Tuilerieen gefundenen Papiere, einen Bericht,

welcher die Beziehungen des entthronten Königs zu seinen emigrirten Brüdern, zu den auswärtigen Höfen und zu seinen Anhängern in Frankreich zu einer förmlichen Verschwörung des Royalismus gegen das französische Volk gestaltet. Am 18. die Fahnenflucht Lafayette's. Am 23. nehmen die in Frankreich eingebrochenen Preußen und Oestreicher Longwy; in Folge von royalistischem Verrath, schreit es durch Paris. Verdun ist bedroht und der Weg nach Paris scheint den Verbündeten geöffnet. Allerdings ist die Gefahr lange nicht so groß, wie sie scheint. Findet doch die Contrerevolution selbst in jenen für monarchisch gesinnt geltenden Gegenden keinen Anklang und werden die Emigranten beim Einzug der Preußen in Verdun (am 1. September) sehr kühl empfangen [57]). Aber wie gar oft in dieser Welt, hat auch hier der Schein mehr zu bedeuten als das Sein. Der Schein von Gefahr schlägt die Bewegungsmänner in Paris mit Furcht und Zittern und plötzlich springt dann, dem französischen Charakter gemäß, die Angst in Ingrimm um. Um so jacher, um so hitziger, als Falsches und Wahres die Seelen verwirrt, die Geister peitscht. Der gefangene König, heißt es, soll durch einen Aufstand der Royalisten aus dem Temple befreit werden. Drüben in der Vendée, heißt es, und so ist es, schlägt das Feuer des royalistischen Aufstands auf. Schon sammeln sich, auf den Ruf ihrer Priester, Banden bewaffneter Bauern im Bocage, schon sind die Vendéer Barone zu Pferde gestiegen, Pistolen im Gürtel, die weiße Kokarde am Hut, ein „geweihtes Herz" auf dem Rockärmel, einen Rosenkranz im Knopfloch, dreifarbige Kokarden an den Schweifen ihrer Rosse durch den Koth schleifend [58]). Wir befinden uns also zwischen zwei Feuern? Feinde von außen, Feinde von innen in Hülle und Fülle. Wohl, so laßt uns thun, was wir müssen, und sehen, was eine also in die Enge getriebene Freiheitsgöttin, die eine rothe Mütze auf dem Haupt und eine Pike in der Hand trägt, auszurichten vermag. Erst an die Verräther und dann an den Feind! Schließt die Thore, spürt

auf, verhaftet, tödtet! Und laßt Danton auf die Tribüne steigen, damit er den Flammenstrom seiner Worte über Frankreich ausschütte. Seine Rede vom 2. September ist die Trompetenfanfare, welche das französische Volk zu den Waffen ruft. „Die dröhnende Sturmglocke gibt nicht das Alarmzeichen, sie ist der Stoß (la charge) auf die Feinde des Vaterlands. Um sie niederzuschmettern, bedarf es der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit, abermals der Kühnheit und gerettet ist Frankreich! [59])..." So mag sich, menschlich angesehen, das Septembergrauen erklären. Kein Zweifel, Danton hat in jenen Tagen die ganze Kraft der Revolution entfesselt und ihr den Weg zum Siege gezeigt, indem er den Gedanken eines Volkskriegs proclamirte und alle Anstalten traf, diesen Gedanken zur Thatsächlichkeit zu gestalten. Es ist tröstlich, zu sehen, daß von denselben Tagen, wo Franzosen um Taglohn Franzosen mordeten, die Erhebung in Masse gegen den auswärtigen Feind datirt.

Aber, sagt man, die massenhafte Erhebung des französischen Volkes blieb vorderhand mehr Phrase als That. Sehr wahr, aber was thut's? Der Anstoß ist gegeben, ein so mächtiger Anstoß, daß er seines Zieles nicht verfehlen wird. Laßt nur erst einen das Ding mit praktischem Schick und Takt zur Hand nehmenden Carnot, wohlfahrtsausschüßlichen Andenkens, die Danton'sche „Phrase," d. h. den republikanischen Krieg gegen das monarchische Europa organisiren und ihr werdet hinlänglich viel rothe Wunder zu sehen bekommen. Einstweilen hat es ganz den Anschein, als bedürfe es nicht einmal rother Wunder, um die fremden Waffen vom französischen Boden zu verscheuchen. Hat weithinschallendes Danton'sches Löwengebrüll den Feind erbeben gemacht? Das nicht. Auch was Dumouriez von den „Thermopylen Frankreichs," zu welchen er den Argonner-Wald machen wolle, in auf Theaterstelzen einhergehenden Redensarten haselirt, ist unendlich viel mehr Wind als Wahrheit. Es hat keine Noth mit diesen Thermopylen, bewahre! Viel mehr

Wirklichkeit hat eine andere antike Reminiscenz, die nämlich, daß der Herr Herzog von Braunschweig ein Fabius Cunctator mit Zopf und Quatre-Epinglesfrisur ist. Er scheint ein beängstigendes Vorgefühl zu haben, wie ihm eines bösen Tages die „Furia francese“ mitspielen werde. Er zaudert und trippelt und tiftelt, er manövrirt so methodisch, daß er vor lauter Methode kaum vom Flecke kommt. Vollends gar nicht mehr, als die Herbstregen die Champagne in ein Kothmeer verwandeln. Friedrich Wilhelm der Zweite möchte aus der Haut fahren vor Ungeduld, denn er ist dermalen noch voll Feuer, seinem guten Bruder Ludwig im Temple zu Paris Hülfe zu bringen; allein soweit geht dieses Preußenkönigs Königlichkeit nicht, einen methodischen Kamaschenknopf von Herzog zu allen Teufeln oder wenigstens heim nach Braunschweig zu schicken und wohl oder übel sein Heer selber zu befehligen. Uebler hätte er die Sache auch gar nicht machen können als sein weltberühmter herzoglicher General sie machte, welcher den Franzosen Veranlassung gab, zu meinen, sie hätten die Schlacht von Valmy gewonnen, weil sie dieselbe nicht verloren. Ein bloßes Scheinding von Schlacht übrigens, wie Jedermann weiß, französische Geschichtschreiber ausgenommen. Auf beiden Seiten mitsammen fünf-, höchstens sechshundert Mann gefallen. Eine Fanfaronade, statt mit Menschenkehlen mit Kanonenmäulern in den Argonner Bergwald hinein und heraus geschrieen, Nichts weiter. Oder doch? Die Preußen kehrten um und der Herzog von Braunschweig machte Paris, das inzwischen sogar republikanisch gewordene Paris nicht dem Erdboden gleich, soviel ist gewiß. Longwy und Verdun wurden ohne Schwertstreich den „Neufranken“ wieder überlassen und die ganze Herrlichkeit des Kreuzzugs der Legitimität lös'te sich in Nebel, Regen und Frost auf. Eine alte Wahrheit wurde wieder einmal neu: — „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi,“ zu Deutsch: die armen preußischen Soldaten hatten die ritterliche Hochgefühlswallung ihres

Königs mit einer verheerenden Ruhr zu büßen. Der gute General Kalkreuth mochte sich immerhin rühmen, die französischen Generale Dillon und Kellermann bei den mit ihnen am 11. und 14. October zu Glorieux und zu Azenne gehabten Zusammenkünften, wo um einen Waffenstillstand herumgeredet wurde, überlistet zu haben[60]). Das Resultat des so großpralerisch begonnenen Feldzugs nach der Champagne war doch kein anderes, als daß die Franzosen mit sanftem Drängen die Preußen aus Frankreich hinauskomplimentirten. Man müßte denn als ein weiteres Resultat gelten lassen wollen, daß dieser Feldzug dem Wolfgang Göthe Gelegenheit gegeben, thatsächlich zu erproben, was es mit dem Kanonenfieber eigentlich auf sich habe. Als er eines Tages in „die Region gelangte, wo die Kugeln herüberspielten,“ kam ihm der Ton „wundersam genug“ vor, wie „zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen des Vogels.“ Er konnte unter „diesen Umständen“ bald bemerken, daß „etwas Ungewöhnliches“ in ihm vorging, ein „gräßlich Bängliches,“ das „durch die Ohren“ zu ihm gebracht wurde. Es war ihm, als befände er sich an „einem sehr heißen Orte“ und als hätte „die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton[61])....“

Am Tage nach dem Kanonade-Schwindel von Valmy, also am 21. September 1792, zieht der inzwischen gewählte National-Convent, 749 Mitglieder stark, in die Manége ein und eröffnet unter Pethion's Vorsitz seine Thätigkeit. Wohlbedächtig sagen wir Thätigkeit, denn mit der parlamentarischen Rednerei, so da redet, um zu reden, ist's vorbei in diesem fiebernden, vulkanisirenden Frankreich, welches, bildlich zu sprechen, zu seinem Convent sagt, wie vordem ein König-Korporal von Preußen zu dem Berliner Pflastertreter: „Geh, Kerl, und thu' was!“ Und der Convent thut Etwas, thut mehr als jemals ein Parlament gethan hat: sein Debattiren ist ein Regieren, Produziren, Phosphoreszиren, auch ein Galvanisiren mitunter. Er soll für ein

anarchisch hin und her wogendes Land den haltenden Anker einer Verfassung schmieden, aber nur so nebenbei gleichsam. Denn es gibt Dringlicheres zu thun: — im Innern den Royalismus austilgen, nach Außen das monarchische Europa bekämpfen, Armeen aus der Erde stampfen, Krieg führen, Krieg gegen sämmtliche „Tyrannen“ des Erdkreises wie gegen sämmtliche Heilige des christlichen Kalenders, Krieg an allen Ecken und Enden, Schreckenskatarakte auf alle Widerbeller und Widersacher der neuen Dreieinigkeit „Liberté, Egalité et Fraternité“ ausschütten, den Herrgott ab- und wieder einsetzen, einen Feuergürtel um die rebellische Vendée schlingen und denselben eng und enger zuschnüren, ein royalistisches Lyon in Schutt legen, den Föderalismus im Süden und Westen niedertreten, Sendboten wie flammende Donnerkeile in die Provinzen und zu den Heeren schleudern, in die Furchen des umgewühlten Frankreichs eine Energie säen, die eine Saat von Soldaten aus dem Boden treibt, welche die Tricolore an den Liris und an den Nil, an die Donau und Save, an den Ebro und Tajo, an die Weichsel und Moskwa tragen werden; — alle diese und noch viel andere Arbeit mehr hat der Convent zu verrichten. Zuletzt, aber nicht als die letzte die, es dahin zu bringen, daß selbst ein krächzender Marat, wenn er es noch erlebt hätte, mit dem Grinsen einer theilweisen Befriedigung in den Refrain der Hosenlosigkeit: „La Guillotine ne va pas mal!“ würde eingestimmt haben. Armer Wortblumenkranzwinder Vergniaud, arme Wolkenwandler von der Gironde alle mitsammen, inmitten eines mit derartiger Arbeit beladenen und solche Arbeit entschlossen und rüstig anpackenden Convents wollt ihr euer Ideal von einer „honetten“ Republik verwirklichen? Seht ihr dort den „Berg,“ auf dessen Höhe die „Montagnards“ hausen, voran die Erwählten der Hauptstadt, die „grünadrige“ Contrat-social-Formel Robespierre, Koloß Danton, Billaud, Collot, Desmoulins und verschiedene Dii minorum gentium, unter welche sich auch ein zum Philippe

Egalité metamorphosirter Ex-Duc d'Orleans einschiebt, endlich der schmutzstarrende „L'ami du peuple," triefäugig, hyänenmaulig, wie unmittelbar aus der Gosse hieher geschaufelt, ein Anblick, menschlichen Augen wehthuend, unerträglich, — ja, idealistische Verehrer eurer Sibylle Manon Jeanne Roland, seht ihr diesen Berg? Von seiner Höhe herab wird die Lawine des Jakobinismus rollen, welche euch zermalmt und, ach, die Sibylle mit euch. In Revolutionen ist man Hammer oder Ambos. Andere hatten mehr Hammerhaftigkeit in und an sich als ihr und der Hammer schlug zu, wie es des Hammers Art und Amt.... Monarchisch-constitutionelle Feuillans sind jetzo aus der Reitbahn weggeblasen. Dort, auf der Rechten, wo sie in der Lucus a non lucendo „gesetzgebenden" Versammlung gesessen, sitzen jetzt die Girondisten. Zwischen Gironde und Montagne dehnt sich die „Ebene" (la plaine), das Centrum nach neuerem parlamentarischen Rothwelsch, allwo ein künftiger „Anakreon der Guillotine," Barère, ein feuriger und in jeder Fiber ehrlicher Grégoire, ein Marie-Joseph Chenier und verschiedene künftige Größen oder Kleinheiten des Directoriums und des Kaiserreichs sich aufhalten. Auch ein Constitutionsmacher Sieyes sitzt da, nachgerade sehr schweigsam geworden. Der wird eines Tages auf die Frage: „Was machten Sie denn während der Schreckenszeit?" die vielsagende, allessagende Antwort geben: „Ich lebte!" Die Ebene fällt ab in den „Sumpf" (le marais), Behausung feiger „Sumpfkröten" (crapauds du marais), welche quaken, wie das vom Berge kommende Schrecken sie lehrt. Eines Tages freilich werden Ebene und Sumpf gegen den Berg oder vielmehr gegen den Hauptbergmann sich empören, für jetzt aber gehorchen sie ihm.

So wird denn am zweiten Tag der Existenz des Convents, am 22. September, mit wunderbarer Einmüthigkeit vorgegangen. Berg, Gironde, Ebene und Sumpf zwar nicht ein Herz und eine Seele, aber doch eine Stimme. Am gestrigen Tage fiel von Danton's Lippen die eindringliche Mahnung, strenge Ge-

setze zu geben und dieselben scharf zu handhaben, aber mit dem Blute der Franzosen sparsam umzugehen. Heute vor Allem: Monarchie oder Republik? Grégoire besteigt die Tribune und wälzt vom Rande derselben den ungeschlachten Wortfelsblock in die Versammlung hinab: „Die Könige sind in der moralischen Ordnung der Dinge, was die Ungeheuer in der physischen. Die Höfe sind Höhlen für Tyrannen und Werkstätten für Verbrechen. Die Geschichte der Könige ist die Leidensgeschichte der Völker" (l'histoire des rois est le martyrologe des nations). Logische Schlußfolgerung aus diesen Prämissen: „Vive la République!" Hat Jemand Etwas dagegen? Nein! Keine Stimme von diesen 749 Stimmen erhebt sich für das Königthum, nicht eine. Also fertig und abgemacht: — Frankreich ist von diesem 22. September an eine Republik[62]). Drei Tage später decretirt der Convent den Zusatzartikel, daß die französische Republik die eine und untheilbare sein und Männiglich, der so oder so diese Einheit gefährde, den Tod erleiden soll. Hätte nur der Convent daran gedacht, zunächst seine eigene Einheit und Einigkeit zu bewahren; aber schon am 24. September gaben die Girondisten das Signal zur Eröffnung mörderischer Parteikämpfe, indem sie ihren Antrag auf Untersuchung des Septembergräuels und Bestrafung der Septembriseurs im Convent einbrachten.

Derweil macht die junge Republik mit den Waffen in der Hand am deutschen Rhein Propaganda. „Krieg den Palästen! Friede den Hütten!" ihre Losung. Die Uebersetzung dieser weltbürgerlichen Floskel in historische Wirklichkeit lautet aber so: „Was wir in den Palästen vorfinden, das nehmen wir, und was in den Hütten, auch. Dann nehmen wir Paläste und Hütten selber und endlich alles Land, worauf sie stehen. Im Uebrigen: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" Ein windiger Erthal, Kurfürst von Mainz, hat sich gar sehr beeifert, seine „Armee" zu dem Einfall in Frankreich herzugeben. Versuchen wir also, Mainz zu „befreien." Gedacht gethan; denn es ist

gar viel Beweglichkeit in diesen neugebackenen Republikanern. General Custine, ein demokratisirter Marquis, der bald genug ein guillotinirter sein wird, bricht mit nur 13,000 Mann gegen Mainz auf, welches beim Nahen der Gefahr von seinem Kurfürsten und seinen Domherrn, von seinen Grafen und Freiherrn ganz so schmachvoll, wie es von diesen Leuten zu erwarten war, im Stiche gelassen und vermöge einer von demselben Gouverneur von Gymnich, dem wir vor einem Vierteljahr als einem säbelrasselnden Franzosenfresser begegneten, unterzeichneten Kapitulation an die Neufranken übergeben wird. Gerade einen Monat nach dem Zusammentritt des Convents, Sonntags den 21. Oktober Mittags 12 Uhr werden die Thore des schmählich vernachlässigten Reichsbollwerks den Feinden geöffnet. Ein kosmopolitischer Weltumsegler, welcher dermalen noch an das idealistisch-weltbürgerliche: „Guerre aux palais, paix aux chaumières! Liberté, égalité, fraternité!“ glaubt, Georg Forster, geht mit seiner Frau und etlichen Freunden ins französische Lager hinaus und begrüßt im Ueberschwang weltbürgerlicher Gefühle den ersten neufränkischen Soldaten, dessen er ansichtig wird, mit einem: „Vive la république!“ Aber der Franzos, sicherlich richtiger fühlend als der deutsche Gelehrte, knurrt zurück: „Sacré, elle vivra bien sans vous!“ Armer Forster, hättest du dir's ein Omen und eine Warnung sein lassen... Nachmittags zogen die Franzosen in Mainz ein: — „Linientruppen, Freiwillige, Nationalgarden in buntem Gemenge durcheinander. Wohlgekleidete junge Leute mit einnehmenden Gesichtszügen und feiner Haltung neben schmutzigen, zerlumpten Kerlen. Viele ohne Schuhe und Strümpfe, ihr Commisbrot oder ihre Portion Fleisch auf Piken und rostige Bajonnette gespießt tragend. Ueberall die rothe Mütze auf Fahnen und Standarten. Aber dennoch alle Furcht der Mainzer schnell verschwunden, als sie die kleinen, beweglichen, muntern Soldaten sahen, die ihren Führern gehorchten, sich schwatzend

unter das Volk mischten, Freiheit, Republik und Brüderlichkeit jubelten und den Hütten Frieden, den Palästen Krieg verkündigten." Das Weitere ist bekannt: — Stiftung eines „Club" und unmäßig viel Gerede darin; dann Spukgestalt eines „rheinisch-deutschen Nationalconvents," welcher „im Namen des souverainen Volks" allerhand Unzulängliches und Unsinniges treibt und am 21. März 1793 „einmüthig" beschließt, das „freie Deutschland sei mit der Frankenrepublik zu vereinigen" und seien, den Wunsch dieser Vereinigung dem wirklichen Convent vorzutragen, der Bürger Bibliothekar Forster, der Bürger Kaufmann Potocki und der Bürger und Gutsbesitzer Lux als Deputirte nach Paris zu schicken.... Da hat sich aber doch Etwas wie Nationalscham in den Deutschen geregt. Sogar die eingerostete Reichstagsmaschine zu Regensburg begann etwas weniger gemächlich zu poltern als gewöhnlich und förderte, gerade einen Tag nach dem gemeldeten Beschluß der Mainzer Clubisten und ihrer Anhänger, eine Kriegserklärung gegen die Frankenrepublik zu Tage. Deutsche Waffen umlagern Mainz und bringen es wieder zum Reiche zurück — auf fünf Jahre vorderhand. Göthe kommt vom Besuche in seiner Vaterstadt zu dieser denkwürdigen Belagerung herüber: — „Den 27. Mai eilte ich, meinen Fürsten im Lager von Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten." Nicht eben kaiserlich gesprochen, o Dichterkaiser! Drinnen in der belagerten Stadt der neufränkische Freiheitsbaum mit der rothen Mütze aufgepflanzt und hier außen diese Sprache unterthänigsten Ersterbens. Aber in der großen Pfaffengasse längs des Rheins stellen sich ja in diesen Zeiten die Gegensätze häufig in schroffster Grellheit neben einander. So ist in der alten Kaiserstadt Aachen, während französische Soldaten in den Straßen die Carmagnole tanzen und Spottlieder auf Kirche und Priester singen, ein Ablaß an den Kirchenthüren angeschlagen des Inhalts: „Am nächst-

künftigen Sonntag wird gehalten werden das Fest der hochlöblichen Bruderschaft unter dem Titel der allerseligsten Jungfrauen Mariä und Beichtigers Liborii, eines sonderbaren Patrons wider den Stein; er wird verehret für die Befreiung der vom bösen Feind Besessenen. Denen Blinden, Lahmen, Tauben und Stummen ist durch Fürsprach des heiligen Liborius das Gesicht, gerade Glieder, Gehör und Sprache mitgetheilt worden; er wird verehret zur Abtreibung des Sandgriessteins; er ist ein wahrer Tröster der Kranken, ein Helfer der Armen und Nothleidenden." Angesichts dieses Actenstücks hat der französische General Dampierre zu den Aachenern gesagt: „Ihr seid noch zu weit zurück, um zu wissen, was Freiheit ist." Worauf die Aachener: „Ei was, als ob die Dreckkerle sie uns geben könnten [63])."

Inzwischen war der Convent vorwärts geschritten auf seiner flammenden Bahn. Der Sansculottismus rührt sich stark außerhalb und innerhalb der Versammlung und, wunderlich, Einer von der Gironde, welche doch sonst in Glacéhandschuhen Revolution machen möchte, ja, Guadet gibt als Vorsitzender das erste offizielle Beispiel von allgemeiner Duzbruderschaft. Keine Frage, wenn die Girondisten, statt mit der kopfsteifen Zähigkeit ehrlicher aber unpraktischer Doktrinäre immer wieder auf die Septembermorde zurückzukommen und die ihnen wiederholt und bis zuletzt wiederholt angebotene Bundesgenossenschaft Danton's zurückzuweisen, mit dem Gewaltigen und seinen Freunden sich verbündet hätten, so würde dieses Bündniß die Revolution in einem anständigen Style zu erhalten und zunächst den Prozeß des Königs zu verhindern vermocht haben oder wenigstens dessen tödtlichen Ausgang. Aber was sollen die „Wenn" in der Weltgeschichte? Sie kennt und anerkennt keine Conjecturalpolitik... Eines Dienstags im Dezember (am 11.) von 1792 wird der Entthronte durch den dermaligen Maire von Paris, Chambon, und den Procureur der Commune, Chaumette, vom Temple nach der Manége gebracht, während Santerre mit seinen jetzt überwiegend

sansculottischen Nationalgarden den Zug begleitet und bewacht. „Louis — sagt Barère als Vorsitzender zu dem vor die Schranken des Convents geforderten Königsschatten — Ihr könnt Euch setzen[64])!“ und die Prozedur hebt an, eine Prozedur, bei der es sich, schrecklich zu sagen, im Grunde gar nicht mehr um Sein oder Nichtsein des armen Ludwigs handelt — was ist der noch zu dieser Stunde? — sondern um Sein oder Nichtsein der Gironde oder des Berges. Der von jener so hartnäckig-unklug zurückgewiesene Danton geht mit den Montagnards und damit ist die Sache entschieden. Einen vollen Monat nun ist der Convent ein brodelnder Hexenkessel der wüthendsten Parteileidenschaft, ein Schauspiel, das zuweilen an Hesiod'sche Titanen- und Gigantenschlachten, zuweilen aber auch, besonders wenn Marat krächzt und schäumt und, würdig begleitet von den zeternden und fistulirenden „Tricoteuses“ auf den Galerien, seine Zoten und Flüche hervorgellt, an gemeinstes Pöbelkneipengebalge gemahnt. Endlich am 14. Januar 1793 kommt man dazu, die drei verhängnißvollen Fragen zu formuliren: 1) Ist Ludwig schuldig? 2) Soll die Entscheidung des Convents der Genehmigung des Volkes unterstellt werden? 3) Welche Strafe soll über Ludwig verhängt werden? Die erste Frage beantworten von 721 anwesenden Mitgliedern 683 mit unbedingtem, die übrigen mit bedingtem Ja, schuldig der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats gegen die Sicherheit des Staats. Die zweite Frage verneinen 423 Stimmen und dieses Nein wird binnen Kurzem die Girondisten auf das Schaffot schleudern, zum Selbstmord treiben oder auf der Flucht verkommen machen. Die Abstimmung über die dritte Frage währt 25 Stunden lang ununterbrochen. Die Gironde ist durch ihre bei der Abstimmung über die zweite Frage erlittene entscheidende Niederlage so eingeschüchtert, daß sie schwach und kläglich genug, mittelst ihrer Stimmgebung über die dritte Frage sich beim Jakobinismus Absolution holen zu wollen. Alle vorragenden

Girondisten, Vergniaud an der Spitze, stimmen für den Tod des entthronten Mannes. Die „Sumpfkröten" vollends votiren aus feiger Angst vor Tappe-durs und Tricoteuses den Tod.

Hinsichtlich der einzelnen Vota ist viel gelogen worden. Sieyes': „La mort sans phrase!" gehört zu diesen Lügen. Bertrand de Molleville, wie wir wissen, stark in Erfindungen, hat, nicht ungeschickt allerdings, dem Danton das Votum angedichtet, man „müsse den gegen Frankreich verbündeten Mächten einen Königskopf als Fehdehandschuh hinwerfen." In Wahrheit aber hat Danton so votirt: „Ich gehöre nicht zu dieser Masse von „„Staatsmännern"" — (auf die Girondisten gemünzt) — welche nicht wissen, daß man mit Tyrannen kein Abkommen trifft; welche nicht wissen, daß man die Könige nur schlägt, wenn man sie auf den Kopf schlägt; welche nicht wissen, daß wir von den Monarchen Europa's Nichts zu erwarten haben als was unsere Waffen erzwingen. Ich stimme für den Tod des Tyrannen [65])." Des Tyrannen? Armer Ludwig, hättest du auch nur eine Ader von einem solchen besessen, du wärest vielleicht auch zu Grunde gegangen; aber nicht so. Du wärest nie in den Fall gekommen, „Louis" schlechtweg zu heißen und dir von einem Citoyen Barère gnädigst erlauben zu lassen, dich zu setzen. Es ist widerwärtig, den jakobinischen Jargon auch von einem Danton zu vernehmen; aber im französisch-republikanischen Wörterbuch von 1793 waren nun einmal König und Tyrann synonym. Robespierre wickelt sein Todesvotum in eine lange Abhandlung ein, Formelwind, kalt über das Stoppelfeld eines abgemähten Königthums streichend. Als der gesichtsinnige Philippe Egalité für Tod stimmt, „ganz und gar nur aus Pflichtgefühl" (uniquement occupé de mon devoir), murrt die Ebene und läßt sogar der Berg ein unwilliges Grunzen hören. Von 721 Stimmenden haben 361 unbedingt für Tod votirt.

Gerade als bei schon eingebrochener Nacht am 17. Januar der Namensaufruf endlich zu Ende ist, gelangt an den Vor-

sitzenden die Botschaft von einer Note des spanischen Gesandten Ojariz, in welcher der spanische Hof dringlichst um das Leben des Verurtheilten oder wenigstens um Aufschub der Urtheilsvollstreckung bittet und als Aequivalent die Anerkennung der französischen Republik, sowie seine Vermittelung zwischen dieser und den deutschen Mächten anerbietet [66]). Aber der Convent „hat jetzt keine Zeit, den Brief des spanischen Tyrannen zu lesen." Spanien wird darüber in monarchischen Fanatismus ausbrechen, aber was thut's? Ein Krieg mehr oder weniger, darauf kommt es einem Convent nicht an, welcher entschlossen ist, die Generale so lange unter die Guillotine zu befördern, bis sich welche finden, die zu siegen verstehen. Und der spanische Zorn vollends? Bah! Einer Königin Maria Luisa Leibgardist und nebenbei Premierminister Godoy, Herzog von Alcudia und nachmals Principe de la Paz, wird schon dafür sorgen, daß von der Seite her der Republik wenig Gefahr drohe.... Am 19. Januar machen Etliche von der Gironde noch einen schwächlichen Versuch, Aufschub der Hinrichtung zu erlangen, aber mit 380 gegen 310 wird ihr Antrag verworfen. Am Vormittag des 20. kündigt der Justizminister Garat dem Verurtheilten den Beschluß des Convents an und nun, armer Mann, bereite dich auf die bitterste Schmerzensstunde deines Lebens, auf den Abschied von deiner Frau, deinen Kindern und deiner Schwester. Wohl magst du, als dieses Herzzerreißende vorüber, erleichtert aufseufzen: „Das wäre überstanden!" und begreiflich auch, daß Marie Antoinette, als sie hinwegwankt durch das Vorzimmer und die Reihen der daselbst wachthaltenden Commune-Beamten und Nationalgarden durchschreiten muß, ihre Thränen aus den Augen schüttelt und das krampfhafte Zornwort von ihrer Zunge schnellt: „Ihr seid lauter Bösewichter [67])!"

Am 21. Januar, einem so kalten Januartag wie jener gewesen, an welchem vor 144 Jahren Karl Stuart aus dem Fenster des Bankettsaals von Whitehall auf das Schaffot getreten,

geht Ludwig seinen letzten schweren Gang. Nicht wie ein Held; aber wie ein Dulder, der mit sich selbst und mit der Welt im Frieden. Schuldloser als jener Stuart, der falsch und verrätherisch war bis ins Mark, fällt er als Träger eines Prinzips. Ja, ein besiegtes Prinzip wird in der 11. Morgenstunde des 21. Januars von 1793 auf diesem Platz erschlagen, der Platz Ludwig des Fünfzehnten hieß, jetzt Revolutionsplatz heißt und später Eintrachtsplatz heißen wird. Der unglückliche Mann ist ein besiegtes Prinzip, damit ist Alles gesagt. Denn „Wehe den Besiegten!“ lautete allzeit, lautet allzeit und wird allzeit lauten der eiserne Wahrspruch der unerbittlichen Richterin Geschichte. Auf dem Schaffot hat der König noch zu der ungeheuren Volksmenge zu reden, seine Unschuld zu betheuren versucht, aber Trommelgewirbel verschlang seine Worte. Santerre's Degenwink heißt Samson und dessen Knechte ihre Schuldigkeit thun und eine Minute darauf rollt das Fallbeil nieder, Ludwig den Sechszehnten genau auf der Stelle tödtend, wo die vom Volke umgestürzte Statue seines Großvaters, des „Bien-aimé,“ gestanden, des Hirschparks-Louis, der wahrlich nicht ohne Grund gesagt hatte: „Mein Enkel mag sich in Acht nehmen!“ Samson nimmt den abgeschlagenen Königskopf aus dem Korbe und zeigt ihn der Menge. Ein wildes „Vive la république!“ rauscht auf und ein Hunderttausend rother Mützen wird in der Luft geschwenkt.

Der Widerhall des Fallbeilschlags vom 21. Januar in Europa war ein furchtbarer. Alle Königsthrone fühlten diesen Schlag, als wär' er auf sie selbst gefallen. Das Blut Ludwigs, kann man sagen, kittete das Bündniß der Monarchen gegen das revolutionäre Frankreich fester als es bis dahin gewesen, und von größter Bedeutung mußte es werden, daß nun auch das constitutionelle England, mit dem absolutistischen Festland gegen die Revolution sich verbindend, in den gewaltigen Kampf handelnd eintrat. Noch bei der Budgetvorlage im Unterhause

im Frühling von 1792 hatte Pitt erklärt, es seien gute Gründe vorhanden, auf einen vieljährigen Frieden hoffen zu dürfen, und er beantrage daher eine beträchtliche Reduction der Streitkräfte zu Land und zur See[68]). Seither freilich hatten sich diese friedlichen Aussichten sehr getrübt und zwar ganz wesentlich durch den aggressiven Charakter, welchen die Revolution seit dem 10. August angenommen, einen Charakter, der wie die festländischen Mächte so auch die Interessen Englands mannigfachst bedrohte. Indessen waren Pitt und seine Collegen noch zu Ende des Jahres 1792 weit davon entfernt, einen Krieg mit Frankreich zu wollen oder hervorzurufen. Erst zu Anfang 1793 schlug diese friedliche Stimmung um, theils in Folge der gegen Belgien und Holland gerichteten Eroberungspläne der Franzosen, theils aus aristokratischer Besorgniß, das revolutionär-demokratische Feuer möchte über den Kanal nach Irland und nach England selbst herübergreifen, wo es bekanntlich an Zündstoff nicht fehlte. Kaum war die Nachricht von der Hinrichtung Ludwigs nach London gelangt, so wies die Regierung den französischen Gesandten aus dem Lande und forderte vom Unterhause Geldmittel zur Vermehrung der Land- und Seemacht. Darob wallte der Convent auf. Schon am 1. Februar 1793 erklärte er auf Brissot's Antrag an England und zugleich an Holland den Krieg. Der Vulkan in der Manége war zu dieser Zeit ein Kriegsfeuer speiender ganz und gar. Am 7. März ward an Spanien, um dieselbe Zeit an den Papst der Krieg erklärt, nachdem im Januar der Gesandte der Republik, Basseville, in Rom durch eine fanatisirte Pöbelrotte grausam ermordet worden. Da bald auch Portugal dem monarchischen Bündniß gegen Frankreich beitrat und da Neapel, von seiner Königin, der Schwester Marie Antoinette's, der grimm- und racheschnaubenden Karoline, vorwärts getrieben, nur das Erscheinen einer englischen Flotte im Mittelmeer abwartete, um feindlich gegen die französische Republik aufzutreten, so befand sich diese unlange nach dem An-

fang des Jahres 1793 mit ganz Europa in Kriegszustand, abgerechnet die Schweiz, Dänemark, Schweden, Toscana, Parma, Modena und die Türkei.

Und nicht allein die Waffen dieser scheinbar ungeheuren Uebermacht hatte sie zu bestehen, sondern auch die öffentliche Meinung der europäischen Gesellschaft, welche durch die blutige Haupt- und Staatsaction vom 21. Januar ganz unzweifelhaft zu ihren Ungunsten gewendet worden war. In Westminster hatten die beredten Vertheidiger der französischen Revolution, Charles Fox und Brinsley Sheridan, durch die allgemeine Stimmung sich genöthigt gesehen, schonungslos jenen Tag zu verdammen. Noch gewaltsamer war der Rückschlag in Deutschland. Von den höfischen Kreisen ganz abgesehen, ging ein Schauder des Mitleids und der Entrüstung durch die deutschen Gemüther, welche sich das furchtbare Exempel nicht vom politischen, sondern vom menschlichen Standpunkt ansahen. Klopstock dichtete zornvolle Absage-Oden an die „blutigen Neufranken;“ der gute alte Canonicus Gleim in Halberstadt erbos'te sich in namenlos elenden Reimereien gegen die Revolution bis zu faselndem Gelalle[69]. Aber selbst Geister ersten Ranges wurden verwirrt und konnten von da ab nie wieder zu einer klaren Anschauung der Revolution gelangen. Schiller, welcher sich, wie bekannt, mit dem Gedanken getragen, für den angeklagten König eine Vertheidigungsschrift bei dem Convent einzureichen, schrieb am 8. Februar 1793 an Körner: „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit vierzehn Tagen keine französische Zeitung mehr ansehen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an.“ Von der französischen Republik, welche ihm zugleich mit Washington, Bentham, Pestalozzi, Klopstock, Kosciusko, Wilberforce und Andern ihr Bürgerrecht zuerkannt hatte — (das Diplom kam jedoch erst im März 1798 in seine Hände) — wollte

Schiller schlechterdings Nichts wissen. Im Sommer von 1793 in seinem schwäbischen Heimatland weilend, soll er in Ludwigsburg zu seinem Jugendfreunde Hoven gesagt haben: „Die französische Republik wird eben so schnell aufhören als sie entstanden ist. Die republikanische Verfassung wird in einen Zustand von Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern vielleicht von einem großen Theile von Europa machen wird." Ein wundersam prophetisches Wort, fürwahr, wenn es zur angegebenen Zeit und so gesprochen wurde, so scharf und bestimmt auf Napoleon weisend[70])... Schiller's ganze Stellung zur französischen Staatsumwälzung macht uns klar, wie sehr die Deutschen, selbst bis zu den höchsten Stufen der Geisterordnung hinauf, im Laufe des 18. Jahrhunderts aus einem theologischen erst ein literarisches, noch lange aber nicht ein politisches Volk geworden waren. Daher reichte die Sehkraft ihrer Augen nicht über den Blutstrom der Revolution zum andern Ufer hinüber. Schiller's Blick zwar hat sich später geklärt und gestärkt; aber noch am Ausgang des Jahrhunderts sehen wir ihn völlig in den Anschauungen des aufgeklärten Despotismus befangen, bis zur Verlautbarung von wahren Bettelmannssprüchen befangen. „Wenn sich die Völker selbst befrei'n, da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n" — hat er noch im Glockenlied gesagt. Aber wer, o Dichter der Freiheit, soll denn die Völker befreien, wenn nicht sie selbst es thun? Als ob etwas Anderes möglich wäre, als daß, wie jeder einzelne Mensch, der wahrhaft frei sein will, sein Selbstbefreier sein muß, so auch die Völker, und nur sie selbst, sich befreien. Als ob nicht auch die Freiheit, wie alle wirklichen Güter, ein Gut wäre, welches zum rechten und echten Eigenthum einer Nation nur da wird, wo es das Ergebniß ihrer eigenen Arbeit, ihres Schweißes, ihrer Anstrengungen, ihrer Schmerzen und Opfer....

Im März und April von 1793 richtet sich der Convent die beiden Hauptwerkzeuge seiner beispiellos energischen Arbeit her: — das Revolutionstribunal („tribunal révolutionnaire") und den Wohlfahrtsausschuß („comité du salut public"). Jenes die große Aufräumungsmaschine, dieser die große Regierungsmaschine der revolutionären Politik; kolossale Dampfmaschinen so zu sagen, welche, vom Feuer revolutionärer Leidenschaften bis zum Bersten geheizt, ihr Werk thun, rastlos bei Tag und Nacht, unerbittlich und unwiderstehlich. Schon gellen auch aus der infernalischen Symphonie des zwischen Gironde und Berg auf Leben und Tod entbrannten Parteikampfs agrarisch-sozialistische Tendenzen und communistische Gelüste schneidend heraus. In den Kreisen, wo die Marat, Hebert und Chaumette den Ton angeben, ist stark davon die Rede, „d'établir la seule égalité reelle, celle des biens," und hinwiederum pfeift in den Straßen satirisch das girondistisch-föderalistische Couplet, die Köpfe von Marat, Robespierre, Danton und ihren Anhängern fordernd [71]. Die Gironde wagt einen kühnsten Wurf: sie klagt Danton des verrätherischen Einverständnisses mit Dumouriez an, der den Versuch gemacht hat, aufhaltend in das rollende Rad der Revolution zu greifen, und von diesem als ein verbrauchtes Ding bei Seite geschleudert worden ist. Umsonst schreit Danton den Anklägern seine letzte Warnung zu: „Ihr kennt nicht meine Kraft!" Sie beharren, denn sie haben den Muth der Doctrin. Da wird der Angeklagte zum Ankläger und „pulverisirt" die „Staatsmänner" mittelst seiner großen Rede vom 1. April. „Keinen Vergleich mehr mit euch! Aus der Citadelle der Vernunft werd' ich hervorbrechen mit der Kanone der Wahrheit und die Elenden, die mich anzuklagen gewagt, zermalmen" (je pulvériserai [72]). „Wir wurden von einer Art elektrischen Enthusiasmus erfaßt" — meldet ein Conventsmitglied vom Eindruck der Danton'schen Rede [73]), einer wie aus kyklopischen Wortblöcken zusammengerafften Rede. Oder auch mag sie die Todtenglocke heißen, welche

das Verderben der Gironde eingeläutet hat. Denn wie wacker diese gemalten, ohne Knochen gemalten „Staatsmänner" noch einen, noch zwei Monate lang reden, es kommt „illa suprema dies" ihrer parlamentarischen Herrlichkeit, jener 2. Juni, ein Sonntag, wo sie dem Jakobinismus des Convents und dem Sansculottismus der Straße erliegen... Während sie nun im Gefängniß ihres Prozesses harren oder drüben in der Normandie eine girondistische Erhebung zu organisiren suchen, hat der Convent eine Verfassung gemacht, eine säuberlich in Paragraphen gebrachte Abschattung des „Contrat social," ein Stück Papier von papierigster Sorte, so durch und durch demokratisch, daß man erst ein Volk von Demokraten dazu erfinden müßte. Nur ein Scheinding also, das gar bald zu andern Curiositäten in der Plunderkammer der Geschichte sich versammeln wird. Unendlich viel mehr Wirklichkeit haben die Verstimmungen, die sich dermalen zwischen Danton und Robespierre, zwischen Cordeliers und Jakobinern, wie nicht minder zwischen der unbestechlichen Formel des Gesellschaftsvertrags und den anarchischen Bakchanten der Commune einzufressen beginnen. Da ist Sauerteig zu weiteren revolutionären Gährungen.

Und jetzo, „im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," laßt eure Regierungsmaschine alle Fäden der Gewalt zu einer Straffheit anziehen, wie die Welt sie bislang noch nicht gesehen; bringt eure Aufräumungsmaschine in raschen und immer rascheren Gang, erklärt — wie am 5. September die Deputation der Sectionen von Paris an den Schranken des Convents es fordert — den Schrecken zur Tagesordnung („que la terreur soit à l'ordre du jour!") und die Guillotine auf dem Revolutionsplatz in Permanenz!

Aufklafft das Pandämonium und anhebt die höllische Komödie. Aber seht, bevor die Dämonen sich tummeln, schwebt ein Wesen, leuchtend wie ein Engel Milton's oder Vondel's, auf blitzenden Silberschwingen durch die blutpurpurne Finsterniß....

Am 13. Juli sitzt Citoyen Marat fieberkrank in einer Badewanne, dort in seiner Höhle in der Rue de l'Ecole de Médecine. Neben ihm ein Stuhl mit Schreibzeug. Vor ihm steht ein Mädchen, jung, schlank, schön, in der sittsamen Tracht, wie daheim in der Normandie die Töchter guter Bürgerhäuser sie tragen. „Du kommst von Caen, Citoyenne?" — „Ja, Citoyen Marat." — „Was machen die Verräther von Girondins in Caen? Kannst du mir die Namen von Solchen nennen, die sich an dieser girondistischen Rebellion betheiligen?" — „Ja." Und sie nennt etliche Namen. „Gut, ich will dafür sorgen, daß sie der Guillotine nicht entgehen." Damit wendet sich der krächzende Blutrabe zu seinem Schreibzeug, um die Namen aufzuzeichnen. Aber in diesem Augenblick schimmert Etwas wie Stahl durch die Luft und im nächsten sitzt ein breites und scharfes Messer in Marat's Brust. Die jungfräulichste Hand in Frankreich hat mit tödtlicher Sicherheit den Stoß geführt. Nun mag, was von Marat übrig, ins Pantheon und von da später in die Kloake wandern: — der Blutrabe hat ausgekrächzt... Am 16. Juli besteht Charlotte Corday ihr Verhör, am 17. wird sie vom Revolutionstribunal verurtheilt, um $6^1/_2$ Uhr Abends an demselben Tage wird das Todesurtheil vollzogen. Während ihrer kurzen Gefangenschaft hat ein deutscher Maler, Hauer geheißen, ein Schüler David's, ihr Bild gemalt[74]). Eine halbe Stunde vor der Fahrt zur Guillotine ward es vollendet. Ein schöner Kopf mit aschblonden Haaren von mildestem Glanz, edler Gesichtsschnitt, ein ernster, aber sanfter Ausdruck der seelenvollen Züge, keine Spur von Theaterheroismus. Die ganze Erscheinung bezaubernd einfach, frisch, mädchenhaft, lieb und gut. Der Republik mit der ganzen Glut ihrer keuschen Seele zugethan, war sie von Caen gekommen, Marat zu tödten, in welchem sie das böse Prinzip der Revolution sah, und sie hatte ihren Entschluß mit heldischer Tapferkeit ausgeführt. Aus dem Kerker schrieb sie an ihren Vater, er möge ihr verzeihen, daß sie über

ihr Leben verfügt habe, ohne seine Erlaubniß einzuholen, und er möge eingedenk sein, daß Corneille gesagt: „Le crime fait la honte et non pas l'échafaud!“ Das Gedränge auf dem Hofe des Justizpalasts war furchtbar, als die Verurtheilte den verhängnißvollen Karren bestieg, der sie zum Revolutionsplatze brachte. Unerschüttert durch die wilden Verwünschungen, womit sie von der fanatischen Menge empfangen wurde, blickte sie mit Mitleid auf dieselbe. Ruhig stieg sie die Stufen zum Schaffot hinan. Sie nahm ihre weiße Haube vom Haupte und ein tiefes Roth überflog ihre Wangen, als der Henker ihr Halstuch anfaßte und wegzog. Gefaßt und milden Blickes grüßte sie dann das Volk und wollte zu demselben sprechen, aber man hinderte sie daran. Da ging sie zur Guillotine und legte selbst ihr Haupt dahin, wohin man sie wies. Tiefe Stille lagerte sich plötzlich über die versammelten Tausende. Das Beil schwirrte nieder, der Henker nahm das abgeschlagene Haupt, wies es der Menge und gab dem blutenden einen Backenstreich. Das war aber selbst der maratisirten Menge drunten zu viel: sie murrte. Ein deutsches Gemüth voll edler Schwärmerei, Adam Lux, der mit Georg Forster als Abgeordneter des verschollenen Mainzer Nationalconvents nach Paris gekommen, begnügte sich nicht, zu murren. Laut rief er seine Begeisterung für die Jungfrau von Caen und seine Entrüstung über ihre Hinmordung aus. Deßhalb verhaftet und vor das Revolutionstribunal gestellt, sagte er: „Ich weiß, daß ich nach euren Gesetzen des Todes schuldig bin, und das ist mir lieb.“ Verurtheilt, „ist er auf das Schaffot gesprungen:“ solche Eile hatte er, seiner Heldin nachzusterben [75].

Viertes Kapitel.

„Redeunt Saturnia regna."

Am 10. August des Jahres 1793 ist Paris festlich geschmückt, denn es gilt den Jahrestag der Wegfegung des Königthums und zugleich den Tag der Einführung der neuen Staatsverfassung feierlich zu begehen. Eifrige Republikaner sind aus dem ganzen Land entboten, wo in dessen Umkreis nicht etwa zu dieser Zeit weißbourbonische Vendéerfahnen oder auch dreifarbige Girondistenbanner bürgerkriegerisch flattern. Unser berühmter Maler und heftiger Jakobiner David, dem die Anordnung des Festes übertragen worden, hat gethan, was Holz und Gyps, Blumen und Reiser, Draperien und Goldschaum, Decorationsmalerei und Pumpwerke vermögen. Für festzweckdienliches Ceremoniell und gehörig aufgebauschte Phrasen sorgen Andere. Seht, da, wo die Bastille gestanden, steht heute eine kolossale Statue der Natur, aus Gyps zwar nur, aber doch leidlich klares Wasser aus ihren Brüsten sprudelnd. Hieher bewegt sich „unter sanfter Musik und patriotischen Gesängen" der Festzug, geführt von dem dermaligen Präsidenten des Convents Hérault-Séchelles, dem „schöngemalten Anfangsbuchstaben der neuen Verfassungsurkunde," welchen die Guillotine auch bald

auswischen wird. Der schöne Hérault hält eine aus dem schönsten Stück Bombast, welches in Paris zu haben war, verfertigte Rede und spendet der gypsernen Göttin Natur, „deren Kinder wir Alle sind," aus eisernem Becher eine Libation; denn wir sind allgemach aus dem Christenthum heraus und ins Heidenthum hinein gerathen. Hierauf bewegt sich unter Musik und Kanonenschlägen der Zug nach dem Revolutionsplatz, wo heute das rothe Ding, welches der gute Doctor Guillotin jetzt so gerne nicht erfunden haben möchte, durch eine ebenfalls gypserne Koloßstatue der Freiheit ersetzt ist. Zu ihren Füßen ein Scheiterhaufen, worauf allerhand aus Pappe gemachter Kram, Symbole der Feudalität und Monarchie vorstellend. Der schöne Hérault gibt abermals freiheitsfestlichen Schwulst von sich und zündet besagten Scheiterhaufen an, worauf mittelst einer sinnreichen Vorrichtung 3000 Vögel — nicht mehr und nicht weniger — freigelassen in die Lüfte steigen, jeder um den Hals ein blaurothweißes Band mit der Inschrift: „Wir sind frei! Ahmt uns nach!" Diese frohe Botschaft sollen die beflügelten Boten nach allen Ecken und Enden der Welt den Menschen bringen[76].

Also „rückkehrt des Saturnus Reich?" Ja. Denn seht euch nur um in diesem Paris des Sommers von 1793, ihr werdet nicht viele Häuser finden, an welchen nicht mit mehr oder weniger großen Buchstaben geschrieben stände: „Die eine und untheilbare Republik . . . Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder — Tod!" Seine terroristische Auslegung findet dieser Text, wenn der verlaufene Kapuziner aus Köln, Eulogius Schneider, seine fahrbare Guillotine in den Ortschaften des Elsasses umherkutschirt[77]), wenn Ronsin den Marsch seiner „Revolutionsarmee" mit einer breiten Blutfährte bezeichnet, wenn Fouché im Departement der Nièvre, Lebon in Arras und Cambray wüthet, Maignet in Orange, Lequinio in Rochefort, Andere anderswo rasen, wenn Carrier in Nantes seine „Noyaden" veranstaltet und seine „republikanischen Hochzeiten" feiert, wenn Collot

d'Herbois aus dem den Händen des Royalismus entrissenen und vom Convent zur Zerstörung verdammten Lyon („la ville de Lyon sera détruite!“) von seinen „Mitrailladen“ berichtet und lapidarischer Weise hinzufügt: „Das republikanische Strafgericht muß auf die Verräther fallen wie der Blitz und nur Asche übriglassen.“ Und weil es, predigen die Citoyens Hebert und Chaumette, keinen Gott gibt und der Tod nur ein „ewiger Schlaf“ ist und jetzo die Zeit gekommen, alles Ernstes „d'écraser l'infame“ und in Notre-Dame den Cult der „Göttin der Vernunft“ zu inauguriren, so laßt unsere Mathematiker und Astronomen Romme, Monge und Lagrange mit Beihülfe unseres Poeten Fabre d'Eglantine einen republikanischen Kalender machen und am 5. Oktober dieses gesegneten Jahres 1793 beginnen wir mit Trompeten und Pauken die neue Aera und schreiben: „L'an premier de la République.“ Nun, er wird etwas länger als elf Jahre währen, dieser neue Kalender, bis zum 1. Januar 1806, und das ist schon Etwas. Auch wird er nie wieder aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden, weil zwei seiner Daten, ein 9. Thermidor und ein 18. Brumaire, unauslöschlich demselben sich eingeätzt haben.

O, alter Virgil, der du vor achtzehn Jahrhunderten von der Rückkehr von des Saturnus goldenem Zeitalter auf bukolischer Rohrflöte idyllisch gepfiffen, wenn du diese Saturnalien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erlebt hättest! Aber was hätten sie dir viel Ueberraschendes bieten können? Du hast ja die Proscriptionen des Triumvirats Octavian, Antonius und Lepidus erlebt und so würde dir das Triumvirat Robespierre, Saint-Just und Couthon nur ein achselzuckendes: „Nichts Neues unter der Sonne!“ entrissen haben. Ob er in Tunika und Toga oder in Kniehose und Frack einhergehe, der Schrecken bleibt Schrecken. Also aber hat Vergniaud, sich selber sein Schicksal weissagend, das Virgil'sche Latein ins Französische übersetzt: „La révolution est comme Saturne; elle dévorera

tous ses enfants.“ Ja, sie wird so ziemlich alle ihre Kinder verschlingen, besonders die echten.

Eine Lese von Blut statt von Wein bringt dieser Herbst von 1793. Am 17. September decretirt der Convent das „Gesetz über die Verdächtigen,“ das Manifest, womit der Terrorismus förmlich von der Gewalt Besitz ergreift. „Suspects à la liberté“ — eine unendliche Kategorie! Wohl den Sternen, daß sie unerreichbar sind; wenn auch nicht für den Verdacht, so doch für die Arme der Guillotine . . . Am 14. Oktober steht im Justizpalast vor den Schranken des Revolutionstribunals die „Wittwe Capet.“ Delaroche hat sie gemalt, wie sie an diesem Tage war, mit der Divination des Genie's das Bild der Königin aus dem Schatten der Vergangenheit heraufbeschwörend. Denn Königin ist sie, diese Angeklagte und schon zum Voraus Verurtheilte, wie sie es nie zuvor gewesen. Auf der Stirne die Ruhe, welche einkehrt, wo mit der Hoffnung zugleich auch die Furcht gestorben, in den beflorten Augen ein unbeschreiblicher Ausdruck von Weltverlassenheit, aber auch von Weltekel, um die niedergezogenen Mundwinkel cäsarischer Stolz — ein in Weh und Zorn und Menschenverachtung erstarrtes Medusenantlitz des Königthums, steinern der Revolution zugekehrt. Mag Fouquier-Tinville die lange Litanei seiner Anklagen herleiern, sie ist fertig mit der Welt und den Menschen. Nur einmal zuckt es in dem erstarrten Herz, als einer der Geschworenen fragend jenes unnennbar Schändliche betont, welches gegen seine Mutter zu lügen Hebert den im Temple verkümmernden Sohn Ludwig's des Sechszehnten brutal gezwungen hatte. Nur da gibt sie für einen Augenblick ihren eisigen Lakonismus auf und appellirt an „alle anwesenden Mütter, ob auf eine solche einer Mutter gemachte Anschuldigung, gegen welche die Natur sich sträubt, Etwas zu sagen sei.“ Sogar eine grünadrige unbestechliche Formel bricht, als sie davon hört, in einen Fluch über „dieses Vieh von Hebert“ aus[78]. Nach zweitägiger Prozeß-

qual vernimmt Marie Antoinette im Morgengrauen des 16. Oktobers mit stoischer Ruhe den Todesspruch. Um 11 Uhr desselben Tages besteigt sie den schrecklichen Karren, kümmerlich mit einem faserigen Kleid von weißem Piqué angethan, die Hände auf den Rücken gebunden. „A bas la tyranne!" heult der Sansculottismus um sie her, aber was kümmert es sie? Um 12 Uhr, wo ihr Haupt fällt, ist sie über den Sansculottismus und alles Uebrige hinweg. Ihr letzter quälender Gedanke mögen ihre Kinder gewesen sein. Dieser Dauphin, unter den Händen eines schnapsenden Schusters Simon an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, bis er am 8. Juni 1795 endlich sterben kann — grauenhaftes Bild[79]). Aber sollte es Angesichts dieser Unthat der Revolution nicht gerecht sein, an jene, freilich nicht im Purpur geborenen Kinder zu erinnern, welche durch einen „allerchristlichsten" König vordem im Hirschpark an Leib und Seele zu Grunde gerichtet worden? Sollte nicht gerade hier eine Stelle sein, wieder einmal daran zu erinnern, daß in der Weltgeschichte jene „Göttin mit ernstem Blick, welche zügelt der Sterblichen stolzschnaubenden Lauf und züchtigt ihren verderblichen Uebermuth," die ewige Nemesis waltet?

Und jetzt ein langer Todesreigen und, ach, eine sehr gemischte Gesellschaft. Am 31. Oktober gehen, Tags zuvor verurtheilt, Vergniaud, Brissot, Gensonné und sämmtliche Girondisten, welche nicht inzwischen auf der Flucht umgekommen sind oder sich entleibt haben oder sich entleiben werden oder, und das waren die Wenigsten, ein schützendes Versteck erreichten, — zur Guillotine, nachdem sie ihre letzte Nacht in der Conciergerie mit sokratischer Heiterkeit verbracht, schönredend, witzsprühend, von Esprit funkelnd, zuletzt als Requiem die Marseillaise anstimmend, bis dem Letzten der heroisch Sterbenden das Fallbeil Stimme und Leben zerschneidet. Am 3. November Olympia de Gouges guillotinirt, weil sie das „Verbrechen" begangen, Ludwig den Sechszehnten rechtfertigen zu wollen; am 4. No-

vember unser armer edler Charlotte-Corday-Schwärmer Lux. Zwei Tage darauf wird Citoyen Philippe Egalité nach dem Revolutionsplatz gekarrt, in gelbledernen Hosen, weißer Weste und grünem Frack. „Machen wir's rasch ab!" sagt er zu Samson. „Orleans ist herzhafter gestorben als man vermuthete. Ein Mensch, der so für allen Genuß abgestumpft ist, kann auch wohl einmal zur Abwechslung das Sterben versuchen wollen[80]." So die Grabrede auf den Mann, dessen Sohn dereinst König der Franzosen sein wird. Am 10. November steigt Frau Roland die Stufen zum Schaffot hinan und spricht, die daneben aufragende Kolossalstatue der Freiheit anblickend, ihr durch die Welt hallendes Wort: „O Freiheit, was für Verbrechen begeht man in deinem Namen!" Ja, arme Manon Jeanne, das ist freilich nicht die Freiheitsgöttin, wie du sie mit deinen Freunden von der Gironde dir geträumt hattest. Nein, „c'est la vierge fougueuse, enfant de la Bastille," eine Freiheitsgöttin, welche den Pulverdampf und das Sturmglockengeheul liebt, am Gebrüll der Massen und am Handgemenge Gefallen findet, die wilde Starke, die nur von Starken sich umarmen läßt, mit Armen roth von Blut[81]. Am 12. November kommt der milde, gute, redliche Bailly an die Reihe („Bailly, du zitterst?" „Weil mich friert, mein Freund!"); am 17. Manuel und die Generale Brunet und Houchard; am 25. der General Lamarlière, am 29. Barnave („das also mein Lohn?" ruft er, die Henkerbühne mit dem Fuße stampfend). Im Dezember die nachgeholten Girondisten Kersaint und Rabaut-St. Etienne, sowie Exminister Lebrun, und zwischen brave Männer hinein das scharlachene Weib, Madame la Comtesse Dubarry, welche, von allen Furien des Gewissens gepeitscht, auf dem Schaffot in entsetzlicher Todesangst Samson anfleht: „Monsieur le bourreau, un moment! Un instant, Monsieur le bourreau!" Hierauf zum Monatsschluß der General Biron und der Ex-Maire von Straßburg, Dietrich, in dessen Haus die

Marseillaise zuerst erklungen war. Und so geht der Opferdienst von „La sainte Guillotine“ weiter in schrecklicher Monotonie, „besinnungraubend, herzbethörend wie der Erinnyen Gesang.“

Freilich, kein griechisches Trauerspiel, diese Revolutionstragödie, sondern ein französisches. Aber wie keinem griechischen, so fehlte auch dem französischen der Chor nicht. Ein Deutscher hat ihn gesprochen, Georg Forster, der, wir wissen in welchen Geschäften, am 29. März 1793 nach Paris gekommen, wo ihm beschieden war, schweren Irrthum schwer zu büßen. Wie des Mannes Seele mit den Ereignissen, deren Augenzeuge er ist, ebbt und flutet! Wie sein Verstand mit seinen Illusionen ringt! Wie er jetzt in den Abgrund trostlosester Verzweiflung hinabgerissen, jetzt wieder für einen Augenblick von einer Hoffnungswoge zur Höhe revolutionärer Ekstase hinaufgeschleudert wird! Laßt uns etliche Strophen dieses tragischen Chors mitanhören .... „Paris, 31. März 1793: Ich bin noch immer mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich ganz etwas Anderes ist als sich die meisten Menschen denken.“ 6. April: „Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen als es die Aristokraten hoffen. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der großen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig von dem Charakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter; aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben. Die Franzosen sind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müssen. So ungefähr wie die Deutschen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem sie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten.“ 8. April: „Aus der Ferne sieht Alles anders aus als man's in der nähern

Besichtigung findet. Dieser Gemeinspruch drängt sich mir hier sehr auf. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wuth, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talente, ohne Muth und ohne Kraft; auf der andern eine physische Energie, die, von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß." 13. April: „Je mehr man in die Geheimnisse der hiesigen Intrike eingeweiht, oder besser, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin sich hier Alles windet und dreht, desto mehr kalte Philosophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln." 16. April: „Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! O, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen; aber mit Teufeln, mit herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne." 18. April: „Tugend und Rechtschaffenheit sind in dieser verderbten Nation etwas so Seltenes geworden, daß man wenigstens nichts Böses mehr für unmöglich halten kann." 27. April: „Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick der Stärkste ist, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren lassen kann, ist man Nichts." 26. Juni: „Erinnerst du dich aus den ersten Bänden des Gibbon der Schilderung des römischen Reichs, als es ein Raub der prätorianischen Garden war? So, wie damals in Rom, sieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei so viel Unverschämtheit, so viel Ausgelassenheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verleumdung mit so zügelloser Gewalt." 16. August: „Die schnelle Vergessenheit alles Ge-

schehenen, der Sturm, in welchem man von heute zu morgen übergeht, sind mir neue Beweise von der gänzlichen Verschiedenheit unseres Zeitalters von dem vorigen und von dem Mangel der Charaktereigenschaften, die große Menschen machen. Es ist aber auch nicht in der Natur dieser Revolution, daß sie Größe dulden könnte. Was ist auch am Ende diese Größe? Die Menschheit in der Masse scheint keine Ehre davon zu haben. Wenn jetzt die Masse besser wäre, ich bedauert' es nicht, daß wir keine Größe haben." 21. August: „Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und insbesondere hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist seit acht Monaten vorüber. Es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verursacht, mit einer gänzlichen Abspannung endigen werden." 24. Oktober: „Wir haben die Vendée nun ausgerottet und so werden wir ausrotten, was sich uns widersetzt. Es ist eher an keine Ausgleichung zu denken, als bis man bittend zu uns kommt. Die Lava der Revolution fließt majestätisch und schont Nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben?" 11. November: „Wenn ich's wieder überlege, daß alle diese Quälerei nur zehn Jahre gilt, so spotte ich des menschlichen Lebens, seiner Thorheit und seines Elends. Alle Moralität scheint mir eine Posse und eine abgeschmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Besten haben. Aufwand menschlicher Kräfte vermag Nichts im Schicksal des ganzen Geschlechts, Nichts im Schicksal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltsam fortgerissen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist[82])." . . . Bis zu solchem Fatalismus ist des armen Forster's Herz versteinert. Was blieb ihm da noch übrig als zu sterben? Ein letzter blasser Schimmer von Freude fiel in seine Seele, als zu Anfang Dezembers der Waffenträger Danton's, der rüstige, nimmermüde

Camille Desmoulins, dessen publizistischer Köcher noch voll klingender Pfeile ist, seinen „Vieux Cordelier“ gegen die Ultrarevolutionäre, Terroristen und Anarchisten ins Feld stellte. Forster starb zu Paris am 12. Januar 1794. Der grazienschlingelhafte Camille wird seinen im Dienste des Erbarmens unternommenen Witzkrieg auch nicht mehr lange führen. „Saint-Just, der Lieblingsjünger des Blutmessias (Robespierre), trägt seinen Kopf wie eine Monstranz,“ sagt Camille. „Ah, ich werde ihn den seinigen tragen machen wie St. Denis,“ sagt der Lieblingsjünger, welcher, noch so jung an Jahren und von fast mädchenhaft schlanker Gestalt und zarter Gesichtsbildung, seinen Meister an abstracter Formelei, an eiskalter Systematik noch überböte, wenn das möglich wäre. Aber unbedingt überbietet er denselben an Energie. Er ist der eigentliche Fanatiker des Schreckensystems. „Wagt!“ hat er gesagt; „dies Wort enthält die Quintessenz der revolutionären Politik [83].“ Und weil die Systematiker des Schreckens Alles wagten, beherrschten sie Alles, bis eben auch, mit Forster zu sprechen, ihre Federkraft abgenutzt war.

Denn selbst die stärkste hielt diese furchtbare Ueberspannung nicht lange aus, mußte erlahmen oder brechen. Sagen, daß in dieser Arena wüthend auf einander platzender Leidenschaften sogar ein Athlet wie Danton ermüdete, heißt Alles sagen. Es hat im Sommer von 1793 eine Sehnsucht ihn angewandelt, aus dem wüsten Wirbel heraus zu kommen und reinere Luft zu athmen. Es war jener Zug, welcher öffentliche Charaktere, falls sie ein Herz haben, antreibt, in der Stille des Privatlebens, in ländlicher Muße von dem Staub und Schmutz des Marktes sich von Zeit zu Zeit die Seele wieder rein zu baden. Danton, dessen erste Frau im vorigen Winter gestorben, machte im Juni mit einem jungen Mädchen, Sophie Gely, Hochzeit, nahm wenig an den öffentlichen Angelegenheiten theil und reis'te im Herbst zu einem längeren Besuch nach seiner Heimat Arcis-sur-Aube.

Dort geht er eines Novembermorgens mit seinem Freunde Doulet im Garten seines Vaterhauses spazieren, als ein Bekannter herbeieilt, ein Zeitungsblatt in der Hand. „Eine gute Neuigkeit!“ — „Was für eine?“ fragt Danton. — „Die Girondisten sind verurtheilt und hingerichtet.“ — „Und das nennst du eine gute Neuigkeit, Unglücklicher?“ — „Gewiß, waren sie denn keine Wühler (factieux)?“ — „Wühler? Sind denn wir etwa keine Wühler? Wir verdienen den Tod nicht mehr und nicht weniger als die Girondisten und Einer nach dem Andern werden wir Alle dasselbe Schicksal haben wie sie[84].“

Die Erfüllung dieser Ahnung ließ nicht lange auf sich warten. Parteiführer sollten nicht Hochzeit machen und dürfen keine Sehnsucht nach Landluft haben. Die Menge will ihre Idole stets vor Augen haben, wenn sie dieselben nicht vergessen soll. Während Danton des Honigmonds seiner zweiten Ehe genießt und unter den Bäumen seiner Heimat spazieren geht, hat sich der grünadrige Unbestechliche in Paris in die Verfassung gesetzt, die Dictatur an sich zu nehmen und wegzuräumen, was ihm den Weg dazu versperrt. Die Schreckensmaschine ist ja zu seiner Verfügung. Saturn hungert und „die Götter haben Durst[85].“ Die Stellung Robespierre's und Danton's zu einander, nach des Letztern Rückkehr in die Hauptstadt im November, hat ein verläßlicher Augenzeuge kurz und gut so gezeichnet: Robespierre war eifrig darauf aus, durch seine eigene Energie und ohne den besiegten Parteien irgendeine Concession zu machen, aus dem Strudel der Revolution herauszukommen; Danton dagegen, erschreckt durch die Uebel, die sich seinen Augen aufdrängten, wollte um jeden Preis der Anarchie ein Ende bereiten[86]. Zunächst scheinen die Beiden noch Hand in Hand zu gehen: Danton und seine Freunde können Nichts dagegen einzuwenden haben, daß auf Betreiben des Unbestechlichen die anarchistisch-atheistischen Spectakler Hebert und Compagnie am 24. März durch die Guillotine „weggesäubert“ werden. Aber

während nun Robespierre und seine Séiden eine rastlose Thätigkeit für ihre Zwecke entwickeln, ist Danton müde und laß und läßt die Dinge gehen, wie sie wollen. An Warnungen fehlt es nicht, aber: „Sie werden es nicht wagen!" sagt der müde Koloß, und als einer seiner Freunde Etwas von Flucht munkelt, brummt er: „Nimmt man sein Vaterland an den Schuhsohlen mit?" Der liebenswürdige Camille, welcher in seinem „Alten Franziskaner" angefragt hat, ob es nicht an der Zeit wäre, daß der Convent neben dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß und andern Ausschüssen auch einen Ausschuß des Erbarmens bestellte, sagt zu Danton: „Ich theile dein Schicksal, fall' es, wie wolle."

In der Nacht vom 31. März 1794 wird Danton mit seinen Freunden verhaftet. Sie haben es also doch gewagt! Am 1. April beantragt Saint-Just Namens des Wohlfahrtsausschusses im Convent das Anklagedecret gegen den gefallenen Riesen, der hier so oft gedonnert hat. Genehmigt; denn die, welche „wagten," haben das Messer in den Händen. Und schnell sind sie, raschhandelnd, das ist gewiß. Schon am 2. April steht Danton nebst seinen Freunden — mit deren Sache die Anklage Hérault-Séchelles', sowie eines Nachschubs von Hebertisten zusammengestoppelt wird — vor dem Revolutionstribunal[87]). Der Verschwörung mit Mirabeau und Dumouriez zum Zwecke der Wiederaufrichtung des Königthums angeklagt? „Meine Stimme, die so oft für die Sache des Volks sich erhob, wird diese Verleumdung unschwer zurückweisen." Zeigt dies Gemurr an, daß der bedrängte Löwe in seiner ganzen Kraft wider seine Feinde sich aufrichten wird? Nein. Er ist todmüde. „Meine Wohnung wird bald im Nichts, mein Name im Pantheon sein. Das Leben ist mir eine Last; es drängt mich, ihrer ledig zu werden." Dann findet er aber doch wieder in seiner Brust einen Rest von Donnertönen, die den Justizpalast erdröhnen, den Gerichtsvorsitzer Hermann und den

Ankläger Fouquier-Tinville erbeben, den Wohlfahrtsausschuß erzittern machen. Mit Verletzung aller Formen wird, auf Saint-Just's Betreiben, den Geschworenen ein Schuldig entrissen. Am 5. April, Abends $5^1/_2$ Uhr, fährt Danton mit vierzehn Todesgefährten nach dem Revolutionsplatz. Von dem Karren aus läßt er seine Blicke voll Ruhe und Verachtung über die Menge schweifen und sagt zu Camille, der Miene macht, das Volk anzureden: „Sei doch ruhig und gib dich mit dem niederträchtigen Hundepack da nicht ab [88])!" Am Fuße des Schaffots sagt er heiter wortspielend zu dem Poeten Fabre d'Eglantine: „Nous ferons tous ce qui tu as fait si longtems, — des vers" .... Der Fallbeilschlag, der Danton tödtete, war das Signal zur eigentlichen Blutraserei der Revolution. Bis zum Tage, wo der Gewaltige starb, hatte das Revolutionstribunal 375 Personen unter das Messer der Guillotine geliefert. Von Danton's Tod bis zum Sturze Robespierre's, in nicht ganz vier Monaten, schickte es 2300 Personen auf's Schaffot [89]). Unter ihnen, am 10. Mai, die Prinzessin Elisabeth, Schwester Ludwig's des Sechszehnten, deren einzige Verbrechen ihre Geburt, ihre Reinheit und Tugend waren. Die gerichtliche Prozedur war jetzt auf Null reduzirt und bestand eigentlich nur noch aus dem Namensaufruf. Die Brutalität des Tribunals gegen die Angeklagten ging, namentlich unter dem Vorsitz von Dumas, ins Kanibalische. Wenn der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville sein tägliches „Gebäcke" (fournée) von 30 bis 60 und noch mehr Personen für die Guillotine zurechtmachte, so war Alles gut. Mit den letzten Opfern des Schreckensystems ist noch ein kostbarstes hingerafft worden, der hochbegabte Dichter André Chenier, der im Kerker seine berühmte Elegie „La jeune captive" gedichtet hatte, das seelenvollste Lied, welches jemals einer französischen Brust entquollen. Wie die Marseillaise der kriegerische Jauchzlaut, so ist das Klagelied der jungen Gefangenen die Schmerzensthräne der Revolution ....

Als der Todeskarren, welcher Danton und seine Freunde der Guillotine zuführte, an Robespierre's Wohnung in der Rue St. Honoré vorüberkam, rief Desmoulins, in seiner Sterbestunde auch prophetisch angefaßt, zu den Fenstern hinauf: „Du wirst uns folgen[90])!“ Es hat dann auch wirklich nur ein Vierteljahr und etliche Tage gewährt, bis der Unbestechliche denselben Weg ging, auf welchem er so Viele vor sich her geschickt hatte. Auch er mußte sich der tödtlichen Umarmung von Guillotin's nimmersatter Tochter bequemen. Gerade aber einen Monat vor diesem Ende seiner nach „Wegsäuberung“ der Dantonisten und Hebertisten erlangten dictatorischen Herrlichkeit erfreute er sich ihres Glanzpunkts, soweit eben so eine grünadrige Formel überhaupt sich zu freuen vermag. Es war am 20. Prairial (8. Juni), an welchem Tage das Fest des „höchsten Wesens“ mit allem Pomp gefeiert wurde, welchen Maler David, der Großceremonienmeister der Republik, zu ersinnen und in Szene zu setzen vermocht hatte. Frankreich soll erklären und die Welt es wissen, daß die eine und untheilbare Republik zu dem Glauben an ein „Höchstes Wesen“ und an „die Unsterblichkeit der Seele“ sich bekennt. So will es der Dictator und der unbefangene Blick wird in dem Festzug und den Ceremonien dieses Junitages von 1794 keineswegs nur leere Possen erkennen.

In Wahrheit, dieser 20. Prairial war von nicht geringer Bedeutung und zwar nach zwei Seiten hin. Er ist geradezu ein Versuch gewesen, das Fundament einer neuen Gesellschaft zu legen, ein Versuch, inmitten der ungeheuren Verheerung und Zerstörung den Grundgedanken einer wieder beginnenden Ordnung aufzurichten. Den Glauben an eine Gottheit proclamiren, hieß ein unstillbares idealistisches Bedürfniß, wie es im Volke vorhanden, befriedigen und zugleich die abgeschmackten und ärgerlichen Orgien des sogenannten Vernunft-Göttin-Dienstes verdammen. Daß mit Beidem der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung ein großer Gefallen geschah, unterliegt

gar keinem Zweifel. Allerdings, er hat etwas Lächerliches, dieser auf Conventsbeschluß wieder inthronisirte Gott; aber bei näherem Zusehen nicht mehr und weniger als andere auf die Beschlüsse von Synedrien, Synoden und Concilien hin inthronisirte Götter. Gewiß ist wenigstens, daß die Festfeier vom 20. Prairial mit nichten einen komischen, sondern einen entschieden pathetischen und erhebenden Eindruck auf die Menge hervorbrachte. Einer, der sie mitgemacht hat, bezeugt es nachdrücklich. „Ich sah darin nur eine fromme Feierlichkeit, zu der ich die volle Andacht meines Herzens mitbrachte. Nie war die Sonne mit solcher Klarheit an unserem Horizont aufgegangen. Das Volk sah ein Wunder darin und hielt diesen ungewöhnlichen Glanz des Himmels für ein Pfand der göttlichen Versöhnung mit Frankreich. Ueberall herrschte ein Gefühl für Ordnung. Es war kein Kreuzweg in der Stadt, der nicht mit einer Fahne geschmückt, kein Nachen auf dem Flusse, der nicht bewimpelt gewesen wäre. Selbst das unansehnlichste Haus war mit Kränzen und Bändern verziert, selbst die abgelegenste Gasse mit Blumen bestreut. In der allgemeinen Trunkenheit hatten sich die Rufe des Hasses und Mordes verloren, wie die letzten Donnerschläge eines nächtlichen Gewitters beim Herannahen eines friedlichen Morgens verhallen. Man näherte sich, ohne einander zu kennen; man umarmte einander, ohne sich zu nennen. Oeffentliche Bankette vereinigten auf den Straßen und Plätzen Reiche und Arme, Aristokraten und Jakobiner und das ungeheure Gewühl verlief ohne Verwirrung, ohne Streit, ohne einen Unglücksfall. Endlich kam der Festzug.“ — (Die unendliche Menschenhecke, durch welche der Zug schritt, war gebildet aus Männern, welche Eichenzweige in den Händen hielten, und aus weißgekleideten Frauen und Mädchen, welche Rosensträuße und Blumenkörbe trugen. Nur die Jünglinge gingen an diesem Tage im Waffenschmuck.) — „Zum ersten Mal erblickte man die Mitglieder des Convents in einem

uniformirten Anzug und diese monarchischen und aristokratischen Regierungen zustehende Eigenthümlichkeit konnte manches Kommende ahnen lassen. Die auf Robespierre's Befehl das „Gottesfest" feiernden Conventsmänner hatten ein hellblaues Kleid an und waren mit der dreifarbigen Schärpe gegürtet. Ihre Säbel, Hüte, Bänder, Federbüsche, die erstrebte Majestät ihrer Haltung und ihres Einherschreitens, das Geschrei eines erstaunten Volkes, welchem man „par décret" wieder einen Gott gibt — man muß das Alles gesehen und gehört haben, um es glauben und um begreifen zu können, daß dies Alles sehr schön war. Jedes Conventsmitglied hielt in der Hand einen Blumenstrauß. Robespierre allein trug ein dunkelblaues Kleid. Er hatte einen Blumenstrauß vor der Brust und einen zweiten von enormer Größe in der Hand. Es war ihm unmöglich, seinen finstern Zügen den Ausdruck der Heiterkeit zu geben; aber ich erinnere mich, daß er seinen gepuderten Kopf mit der fahlen Stirne hoch trug und daß sein gewöhnlich verschleiertes Auge fast sanft und begeistert blickte[91])" . . . Es läßt sich nicht bezweifeln, daß der 20. Prairial — und dies ist die zweite Seite der Bedeutung des Tages — ein Fühler großen Styls sein sollte, ob das französische Volk, durch den furchtbaren Wirbelwind der Revolution müdgejagt, bereit sei, dem Machtgebot eines Einzigen wieder sich zu unterwerfen. Die unbestechliche Contrat-social-Formel wollte herrschen, allein herrschen, um in ihrer Manier Frankreich und, wo möglich, die ganze Welt glücklich zu machen. Dahin also, bis zu dieser Verwirklichung des Ideals der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist es gekommen? Ja, in der That, dahin und soweit, wie es denn, mutatis mutandis, dahin und soweit immer kommen wird und muß, wann und wo man Leben und Gesellschaft nach der Schablone dieser oder jener Abstraction zuschneiden will und vergißt, daß die Menschen Wesen sind, welche schlechterdings essen und trinken, wohnen und schlafen, ihren Tagesgeschäften,

ihren Interessen und Leidenschaften nachgehen wollen und müssen.

Aber die Gewässer der revolutionären Sündflut standen im Sommer von 1794 noch zu hoch, als daß schon jetzt eine Krone oder ein ähnliches Ding aus dem Grundschlamm heraufzufischen gewesen wäre. Der Grünadrige hatte seinen zierlich gepuderten Kopf am 20. Prairial zu herrisch-hoch getragen und es war auch nicht klug gewesen, durch einen dunkelblauen Frack und zwei Blumensträuße vor den Collegen im Convent sich auszuzeichnen. In der Wolle gefärbte Sansculotten hatten überhaupt zu dem ganzen Feste scheel gesehen. Der Ruf: „Seht mal den Cujon da! Nicht zufrieden, Herr zu sein, möcht' er auch noch Gott vorstellen“ — war aus der Menge gehört worden und der düstere Fanatiker Billaud-Varennes sagte ohne Weiteres zu Robespierre: „Du machst mir übel mit deinem Etre suprême [92].“ Ein bedenkliches Symptom, denn der Unbestechliche hat sich zu sehr auf den Gehorsam des Wohlfahrtsausschusses und des Convents verlassen, deren er unter der Obhut seiner zwei Jünger Saint-Just und Couthon völlig sicher zu sein glaubt, während er den Sitzungen fern bleibt und überhaupt ein exclusiv-dictatorisches Ansehen sich gibt, das gar Vielen Mißfallen und Besorgniß erregt.

Gerade in diesen Tagen, wo der Terrorismus, mit dem auf des lahmen Couthon's Antrag ins Ungeheuerliche verschärften „Gesetz der Verdächtigen“ vom 22. Prairial in der Hand, in die rasenden Zuckungen seines Todeskrampfes verfiel, bemerkte man an Robespierre ein unstätes Hasten und Tasten, abwechselnd mit gänzlicher Unthätigkeit. Und doch wäre der unbestechlichen Formel gerade jetzt die höchste Spannung vonnöthen gewesen. Aber auch mit ihrer Federkraft ist es vorbei. Eine Formel, die sich oben halten will in diesem Strudel, sollte keine menschlichen Nerven haben. So bringt denn der 8. Thermidor (26. Juli) von 1794 die Kriegs-

erklärung der aus widerhaarigsten Elementen wunderlichst zusammengesetzten antirobespierre'schen Bundesgenossenschaft und der 9. Thermidor den Kampf selbst. Dunkelste Blutmänner, wie Billaud und Collot, und kaum weniger dunkle, wie Tallien, welcher den wunderschönen Hals seines gefangenen Liebchens, der aus spanischem Feuer und französischer Grazie gemachten Therese Cabarrus, nicht vom Fallbeil zerschnitten sehen will, bringen es, da auch ein „Anakreon der Guillotine“ ihr Lied mitsingt, dahin, daß „Berg“ und „Ebene“ und „Sumpf“ gegen den Unbestechlichen in den vernichtenden Empörungsschrei ausbrechen: „Nieder mit dem Tyrannen!“ Das Verhaftungsdecret ergeht und mit dem Verzweiflungsruf: „Die Räuber triumphiren!“ welcher eine unbestreitbare Wahrheit ausspricht, ergibt sich Robespierre in sein Schicksal, das eine kurze scheinbar günstige Wendung nicht ändern kann. Die Zeit auch dieses Idols ist um. Am Tage darauf wird es sammt seinen vertrautesten Gesellen durch die Guillotine „weggesäubert.“ Sein „Schweif“ liefert einem nicht zu ermüdenden Fouquier Material zu massenhaften „Gebäcken,“ bis schließlich der rastlose Bäcker selber verbacken wird. „Wo sind deine Fournées?“ schreit ihm das Volk zu, als er auf dem Todeskarren sitzt. „Hungerleiderisches Pack, hast du ohne dieselben wohlfeileres Brot?“ gibt er zurück .... Der Schreckensorkan vertobt allgemach, freilich lange nicht so rasch, wie man gewöhnlich glaubt. Die thermidorische Reaction hat ebenfalls Blut genug und viel zu viel an ihren Händen. Aber allerdings, die Formen des Blutvergießens werden andere: an die Stelle des gerichtlichen tritt der meuchlerische Mord, besonders in den Provinzen. Derweil bemüht sich Paris, die Schreckensmiene abzulegen. Freue sich, wer da noch athmet im rosigen Licht: es kommt eine lustig-lüderliche Zeit. „La sainte Guillotine“ ist aus der Mode und in der Mode ist „Unsere liebe Frau vom Thermidor“ [93].

Fünftes Kapitel.

Zwei Soldaten.

Ein klägliches Schauspiel, eine große That auf eine kleine Seele gelegt zu wissen, wie Göthe vom Hamlet gesagt hat; ein kläglicheres, große Zeittendenzen durch ein Geschlecht von Hämmlingen und Halblingen verpfuschen und zu Grunde richten zu sehen. So einem Schauspiel zu begegnen braucht nicht zu fürchten, wer die Geschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und der ersten fünfzehn Jahre des neunzehnten betrachtet. Denn niemals ist die Natur in der Schöpfung gewaltiger Gestalten, großer Menschen, idealer und praktischer Genies und eigenartiger Charaktere so verschwenderisch gewesen, wie sie in diesem Zeitraum von etlichen siebzig Jahren es war. Kein Wunder wahrlich, wenn Mutter Erde, nachdem sie rasch hinter einander her eine solche Schaar von Titanen geboren, in Ermattung und Abspannung verfiel. Alle Länder Europa's hatten mehr oder weniger Antheil an dem Segen dieser herrlichen Fruchtbarkeit. Nach der idealen Seite hin fiel der beste Deutschland zu. Aber wahrhaft staunenswerth und für die historische Berechtigung der Revolution wie für ihre unverwüstliche Kraft gewichtiges Zeugniß ablegend ist der Umstand, daß in dem um und um gewühlten Frankreich, allen den massenhaften saturnischen „Wegsäuberungen“ zum Trotz, eine Generation

heranwuchs, gesund und stark genug, aus dem wüsten Schlamm, welchen die verrauschende Sündflut zurückließ, mit wundersamer Elastizität hervorzuspringen und, befehligt von dem größten aller Schlachtenlenker, dem Erdtheil die Gesetze der Eroberung vorzuschreiben.

Während der „Stern“ Bonaparte's zu Ende des Jahres 1793 über den brennenden Straßen und dampfenden Leichenhaufen des den Engländern wieder abgetrotzten Toulon aufging, seinen Aufgang also mit einem nationalen Triumph verknüpfend, schlug sich der deutsche Soldat, welcher dem binnen eines Jahrdutzends vom Bataillonschef zum Imperator vorrückenden korsisch-französischen Soldaten später der gefährlichste Widersacher werden sollte, als ein tapferer Husar und Husarenführer am Niederrhein gegen die französischen Republikaner herum. Denn ein rechtes Wagen und Schlagen war Gebhard Lebrecht Blücher's Thun in den Rheinfeldzügen von 1793 und 1794, wo er seine rothen und braunen Husaren zum Schrecken der Feinde machte und sich den weithinschallenden Ruf eines scharfblickenden, rastlosen, freudig-muthigen Reiterführers gewann; sowie nebenbei auch den Rang eines Generalmajors und Regimentsinhabers (Juni 1794). Ja, er „schlug sich herum,“ und zwar häufig genug im buchstäblichsten Sinne. Wenn noch im Feldzug von 1814 der Feldmarschall Blücher, ein Siebziger, auf dem Rückzug nach dem Mißgeschick von Montmirail Jugendfeuer genug besaß, auf die den Feldherrn und sein Gefolge bedrohlich umschwärmenden Bärenmützen von Napoleon's Reitergarde mit den Worten: „Ich will den Kerls doch Etwas abgeben!“ loszustürmen [94]), so kann man sich leicht vorstellen, daß der Husarenoberst Blücher, ein Fünfziger, den Säbel nicht in der Scheide hielt, wo Gelegenheit war und gesucht werden konnte, den Feind zu attakiren... Es war nur einer noch in den Heerschaaren der Verbündeten, welcher an mannhafter Beweglichkeit und fröhlicher Kühnheit mit Blücher in Vergleich zu

stellen war: der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, von dessen heldisch-genialem Wesen Göthe in seinem Tagebuch über den Zug nach der Champagne so viel zu melden weiß. Ein anderer deutscher Poet, der Don Quijote der romantischen Schule, Fouqué, hat uns in seiner süßholzigen Manier ein Bild von dem damaligen Wesen des Prinzen gemalt, welches hier eingeschoben werden mag. Es war im Feldzug von 1794, als im Mai die Preußen auf die bei Meckenheim aufgestellten Franzosen einen Angriff unternahmen, um zu Gunsten des bei Kaiserslautern vom Feinde bedrängten Feldmarschalls Möllendorf eine Diversion zu machen. „Doch wollte der Erbprinz von Hohenlohe gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wiesenbruch und schmal überhinführenden Damm von uns getrennt. „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten!“ hieß es ein- oder ein paarmal. Da erhub sich aus dem schon hochaufgeschossenen Frühlingskorn, worin er bisher schlummernd gelegen hatte, ein hoher, schlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock und sprach mit tiefwohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg und, mein Wort darauf, ich nehme das Dorf!“ Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil ist nicht entscheidend genug, um so gar Vieles daranzusetzen, lieber Prinz.“ Und unwillig verstummend tauchte die Jünglingsgestalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war Prinz Louis Ferdinand gewesen [95]).“

Die frohe Befriedigung, womit Blücher auf seine Thätigkeit in den Feldzügen von 1793 und 1794 zurückblickte und zurückblicken durfte, hat ihren bleibenden Ausdruck gefunden in den Aufzeichnungen, welche er in Tagebuchsform darüber hinterließ [96]). Es spricht darin überall ein tapferer Mann, der weiß, was er werth ist; aber auch ein aufrichtiger Mann, der unter allen Umständen auf Wahrheit hält, sie frisch heraussagt und

mit Lügen und Pralen sich nicht befaßt. Wahrhaftigkeit ist überhaupt immer einer der vortretenden Charakterzüge Blücher's gewesen und höchst erfreulich ist auch die Wahrnehmung, daß seinem brausenden Husarenmuth ein starker Zug menschlich-hülfreicher Milde beigemischt war, eine Herzensgüte, die auch gegen den Feind sich keineswegs verleugnete. Als am 23. Mai 1794 Blücher bei Weidenthal in der Pfalz glücklich gegen die Neufranken gestritten, befand sich — erzählt er — „unter den Gefangenen Einer, dem der Schenkelknochen oben zerschmettert war. Man hatte ihn neben das Feuer gelegt und ihm zur Erfrischung, wie den andern, Brot und Branntwein angeboten. Er schlug aber dieses nicht allein aus, sondern wollte sich auch schlechterdings nicht verbinden lassen und forderte unsere Leute wiederholt auf, ihn todtzuschießen. Diese sagten untereinander: Das ist ein recht hartnäckiger, verstockter Franzos! Ich stand mit dem Obristlieutenant von Müffling in einiger Entfernung; wir hörten diese auffallende Beurtheilung und näherten uns der Gruppe. Der Blessirte lag ganz still, tief in sich gekehrt und sah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren schien, ließ ich mehrere Decken holen und ihn damit zudecken. Bei dieser Gelegenheit blickte er mich forschend an und schlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich selbst der französischen Sprache nicht ganz mächtig bin, sagen, er möchte sich doch verbinden lassen und zu seiner Stärkung Etwas genießen. Aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner sagen ließ, daß ich denjenigen für einen schwachen Menschen hielte, der sein Schicksal nicht zu tragen wüßte, und daß es sich am wenigsten für einen Soldaten gezieme, seine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen. Uebrigens dürfe er die Hoffnung, zu genesen, nicht aufgeben und könne versichert sein, daß er sich unter Menschen befände, die Gefühl hätten und zu seiner Erleichterung Alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende an, ein Strom von Thränen stürzte zugleich aus seinen Augen und er

reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben und er trank; auch sträubte er sich nicht mehr, sich verbinden zu lassen.“ Man erfuhr dann von dem Verwundeten, daß derselbe seinen Vater durch die Guillotine, seine Brüder durch den Krieg verloren, seine Frau und Kinder aber, als ihn das terroristische Massenaufgebot an die Gränze getrieben, in kümmerlichster Lage zurückgelassen hätte. Deßhalb habe er sterben wollen. Blücher that für den Unglücklichen, was er unter den obwaltenden Umständen thun konnte, und fürwahr in den Augen von Menschen ziert dieser auf der Walstatt einem gefangenen Feind erwiesene Samariterdienst unsern heldischen Husaren unendlich viel schöner als der „Rothe Adler,“ der um diese Zeit ihm zugeflogen ist.

Derweil lotterte und schlotterte die erste gegen die französische Revolution geschlossene Coalition ihrem Ende zu. Die unerwartete, immer gewaltiger sich entfaltende Widerstandskraft der Republik, die namenlose Elendigkeit der deutschen Reichsverhältnisse, der seit Friedrichs und Josephs Zeit in seiner ganzen Schärfe herausgekehrte Gegensatz von Oestreich und Preußen, endlich die Durchgiftung und Durchteufelung des ganzen Bündnisses Seitens Katharina's der Zweiten, welche, während Preußen und Oestreich und England gegen Frankreich sich abmühten, die polnische Frage in ihrer Weise zu lösen trachtete, — alle diese Motive, am wirksamsten aber das letztgenannte, hatte die Coalition nie zur vollen Entwicklung ihrer Stärke gelangen lassen und führte jetzt ihre Auflösung herbei [97]). Die Thugut'schen Zettelungen gegen Preußen, die Willfährigkeiten Preußens gegen Rußland und die Schwachmattigkeit seiner ganzen Politik, die gegenseitigen Hinterhaltsgedanken und Ueberlistungsversuche, die Ränke und Verräthereien hinüber und herüber, schließlich die Emporgipfelung des von Infamie strotzenden Lug- und Trugspiels der zweiten und dritten Theilung Polens zur mongolisch-wüsten Katastrophe vom 4. November 1794, wo nach der entscheidenden Niederlage Kosciusko's bei Macie-

jowice Suworow's Russen Praga erstürmten und in den Raum von wenigen Stunden alle Gräuel der französischen Schreckenszeit zusammendrängten: — dies Alles zusammen macht einen Höllenbreughel aus, wie die weltgeschichtliche Bildergalerie nur wenige aufzuweisen hat. Katharina die Zweite konnte, dem Ende ihrer Laufbahn zugehend, des Gedankens sich freuen — und sie war ganz dazu gemacht, dieses Gedankens sich zu freuen — daß noch niemals eine Frau ein fremdes Reich auf Kosten ihres Vaterlandes so groß gemacht wie sie und daß sie den Pfahl im Fleische Deutschlands, den Dualismus von Oestreich und Preußen, mit einem ebenso ätzenden als langnachwirkenden Gifte bestrichen habe. So starb die Semiramis des Nordens, nach vielstündigem Todesröcheln einen furchtbaren Schrei ausstoßend, am 18. November 1796 und es begann der vier Jahre und etliche Monate währende Wahnsinn der Regierung Pauls des Ersten, gegen welchen Wahnsinn wir zu seiner Zeit das bekannte „Verdünnungsmittel" des russischen Despotismus grauenhaft werden in Anwendung bringen sehen.

In dem Unsegen der Vernichtung Polens hatte die Lähmung der östreichisch-preußischen Kriegführung gegen Frankreich ihre Wurzel und die hieraus entsprungenen Zerwürfnisse zwischen den beiden deutschen Großmächten trieben Preußen — nicht ohne eigene Schuld, aber auch nicht ohne Mitschuld Oestreichs, von der des armen Reichsgespenstes gar nicht zu reden — zu dem unseligen Frieden von Basel, kraft dessen es den Franzosen das linke Rheinufer preisgab und seine Sache von der des übrigen Deutschlands trennte. Die Entrüstung der eigenen Armee, die sich trotz vielfach mangelhafter Führung doch brav geschlagen, war groß und viele wackere Männer sprachen sie laut aus. Am rückhaltslosesten der Prinz Louis Ferdinand, der sich im Hauptquartier des Feldmarschalls Möllendorf befand, als dort die Nachricht eintraf, daß in der Nacht vom 5. auf den 6. April zu Basel der Friede zwischen den Preußen und Frank-

reich unterzeichnet worden sei. Der Prinz ging in seinem Feuereifer sogar soweit, in zahlreicher Gesellschaft laut zu wünschen, das Heer möchte sich weigern, den Frieden anzunehmen, in welchem Fall er selbst sich an die Spitze desselben stellen wollte [98]). Auf derartige Aufwallungen mag es sich bezogen haben, wenn der nachmalige General von dem Knesebeck, welcher der Meinung war, daß Louis Ferdinand vor allen übrigen preußischen Generalen jener Zeit mit Feldherrntalent begabt gewesen sei, während der Rheinfeldzüge einmal zu dem Prinzen sagte: „Sie haben einige Orleans'sche Regungen, aber die taugen nicht [99])." Preußen konnte, nur Parteisucht mag das übersehen, neben Anderem zu Gunsten seines Friedensschlusses seine Erschöpfung an Geld und Heerkräften anführen. In Wahrheit, was die Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten an Kräften aufzubringen vermocht hatte, war am Rhein und an der Weichsel verbraucht worden. Die ritterliche Aufspannung des Königs selbst war längst dahin. Er krankte an der Wassersucht und es ging mit ihm rasch dem Ende zu. Die Armee nahm sich auf dem Papiere noch parademäßig genug aus, in der Wirklichkeit war es anders mit ihr bestellt. Die Offiziercorps ganzer Regimenter bestanden schon i. J. 1795 aus Invaliden an Körper und Geist. Es kam vor, daß sämmtliche Offiziere von Reiterregimentern vom Oberlieutenant aufwärts vor lauter Schmeerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde steigen oder wenigstens es nicht mehr zu Pferde aushalten konnten [100]). Der Geist der Friedrich'schen Aera war aus dem Heer entwichen und mit ihm die moralische Zucht. Geblieben aber war der todte Mechanismus, die Puder-, Zopf- und Kamaschenqual und brutalste Fuchtelei: wo der Reisende innerhalb Preußens einen Exercirplatz betrat, konnte er Offiziere und Korporale auf die Schultern und Beine der Rekruten losschlagen sehen und das „Ihr verfluchten Hundekerle, das Donnerwetter soll euch zerschmeißen!" schallte ihm unaufhörlich in die Ohren [101]).

Zur Mittagsstunde am 16. November von 1797 wurden die Thore Berlins geschlossen und die Stadt gesperrt; denn so eben war Friedrich Wilhelm der Zweite gestorben, nachdem ihm seine Rosenkreuzer zuletzt vergeblich trinkbares Gold („aurum potabile“) bereitet und eingegeben hatten, und die Huldigung für den neuen Monarchen sollte sofort stattfinden[102]. „Mag wohl leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen als Friedrich“ — diese Aeußerung, womit der junge König vom Throne Besitz ergriff, verrieth schon, daß er kein Friedrich werden würde. Es wird seiner Zeit zu sagen sein, was und wie er war. Daß der sittenreine Mann mit seiner schönen und hochgesinnten Königin Luise von seinem Volke hoffnungsvoll willkommen geheißen wurde, ist ganz begreiflich und in der Ordnung gewesen. Als im Juli von 1798 im Berliner Schlosse die Erbhuldigung der brandenburgischen Stände stattfand, machten sich etliche Striche von der Signatur der Zeit bemerkbar, freilich ohne von Solchen bemerkt zu werden, die Etwas daraus hätten lernen können. Die märkischen Junker nahmen mit äußerster Entrüstung unter dem diplomatischen Corps das „Canaillen-Gesicht,“ den „ungepuderten“ Schwarzkopf und die „enorme dreifarbige Schärpe“ des „berüchtigten“ Sieyes wahr, des Gesandten der französischen Republik. Beim Huldigungsakt selbst erwiderte die Anrede des Ministers Reck an die Stände der Domdechant von Brandenburg mit herkömmlich-allerunterthänigster Floskelei und eiferte sich schließlich zu dem verrückten Bombast hinauf, eine „dankbare Nachwelt würde des neuen Königs Ruhm dereinst dort am Himmel wiederzufinden wissen, wo schon mit neu entdeckten Sonnen das Gestirn Friedrichs des Großen prangt.“ Beim Bankett zwar verlautete an einer der Tafeln so Etwas von der Zeit, in welcher man lebte. Einer der beiden Abgeordneten der Universität Frankfurt an der Oder „fing an, lose demagogische Reden zu führen vom Volkswillen und dessen Recht, über Throne zu disponiren,“ welchen Reden die anwesen-

den „Schwarzröcke“ (d. h. Nichtoffiziere) Beifall zollten. Da aber, wie „der Demagoge immer dreister wurde,“ schrie ihn der Major von Bredow vom Regiment Gensdarmes mit einer Donnerstimme an: „Infamer Halunke, wenn Er nicht das Maul hält, so pack' ich Ihn und werf' Ihn zum Fenster hinaus!“ Dies die Antwort des preußischen Junkerthums auf die Fragen der Zeit[103]).

Man kann sie ihm auch nicht verübeln. Denn mit der politischen Bildung nicht nur der preußischen Majore, sondern der Deutschen überhaupt war es damals übel bestellt. Was half es, wenn einzelne erleuchtete Geister, wie ein Kant und ein Fichte, das Verständniß der Revolution besaßen? Die Nation als solche — falls es zu jener Zeit überhaupt eine deutsche Nation gab — konnte sich ja nicht einmal dazu erheben und ermannen, der Offensivkraft der Revolution wenigstens eine ebenbürtige Defensivkraft entgegenzustellen. Mit einer empörenden Gleichgültigkeit nahm man in Mittel- und Norddeutschland den Verlust des linken Rheinufers hin. Das Volk hatte und äußerte zwar mitunter ein mehr oder weniger lebhaftes Gefühl der Schmach, die Gebildeten nicht. Diese waren ein bloßes Literaturvolk, Jammer über Jammer! In der Literatur ging alles höhere Interesse auf und der Verkehr der gebildeten Kreise bewegte sich fast ausschließlich in den Geleisen literarischen Klatsches. Während Bonaparte bereits seine Laufbahn angetreten hatte und es sich demnach schon um Sein oder Nichtsein Deutschlands handelte, hatte das deutsche Publikum keine Zeit, mit dieser Frage sich abzugeben, da seine ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme durch den Göthe-Schiller'schen „Xenienkrieg“ von 1797 in Anspruch genommen wurde, und als beim Kongreß von Rastadt von den Franzosen Reichsländer verschachert wurden wie Kleiderfetzen in einer Trödlerbude, was sollte das ein Volk kümmern, welches vollauf mit der Frage beschäftigt war, ob der Dichter des Werther oder der des Don Carlos oder gar der

des Hesperus der größere Poet? Solcher Nebelei gegenüber konnte es fast für Mannhaftigkeit und Tugend gelten, wenn in den Rheinlanden strebsame Geister mit Eifer und Enthusiasmus der Frankenrepublik sich anschlossen. Es gab ja kein deutsches Vaterland, wie hätte man es verrathen können? Das ganze deutsche Elend jener Zeit tritt uns furchtbar nahe, wenn wir hinhören, was, nachdem Mainz am 30. Dezember 1797 abermals den Franzosen in die Hände gefallen, am 1. Januar 1798 in dem „patriotischen" Club zu Koblenz der „Bürger" Joseph Görres geredet hat: — „Bürger, Mainz ist unser! Auf den Wällen dieser stolzen Feste weht die dreifarbige (französische) Fahne. Ihre schrecklichen Feuerschlünde sprühen nicht mehr Tod über die Heerschaaren der Freiheit; drohend und fürchterlich strecken sie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den Alles verschlingenden Rachen entgegen. Sie ist verloren, diese Sternschanze des Despotismus, zerschnitten ist der Saum der Reichsintegrität! Zernichtet ist also die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die große Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie stehen auf den Gebirgen im jenseitigen Deutschland und blicken mit verbissener Wuth ins gelobte Land der Freiheit, das ihnen jetzt auf ewig den Zugang versagt[104])."

Generalmajor Blücher war nach dem Friedensschluß von Basel mit seinem Regiment zu dem Armeecorps befehligt worden, welches die zur Sicherung der Neutralität von Norddeutschland gezogene „Demarkationslinie" hüten sollte. Zu Anfang des Mai von 1795 stand er mit seinen Husaren in Ostfriesland und zu Aurich in der Stadt sah man den raschen Dreiundfünfziger, der in vollster Manneskraft blühte und die preußische Generalssteifheit seinem munteren, lebemännischen Wesen und Gebaren nicht auf hundert Schritte weit nahekommen ließ, in dem Hause des dortigen Kammerpräsidenten, eines Herrn von Colomb, gar häufig aus- und eingehen. Es gab Magnete daselbst für unsern stattlichen Gebhard Lebrecht. Insbesondere

einen Hauptmagnet, Amalie geheißen, des Herrn Kammerpräsidenten jüngste Tochter, welche ihrerseits die Persönlichkeit des Herrn Generals ebenfalls hinlänglich magnetisch gefunden haben muß [105]. Blücher dachte lebhaft an eine zweite Heirat und der Gegenstand seiner Wünsche hatte gegen die Verwirklichung dieses Gedankens wenig oder nichts einzuwenden. Den Eltern des Fräuleins dagegen scheint unser Husarengeneral fast etwas zu husarisch, zu lebemännisch, zu luftig und lustig vorgekommen zu sein. Sie zögerten mit ihrer Einwilligung, gaben sie aber am Ende doch und Fräulein Amalie von Colomb wurde Frau Generalin von Blücher... Im folgenden Jahre finden wir den General in Münster, wo er als Befehlshaber der Vorhut auf der Demarkationslinie seinen praktischen Schick und Takt, seine lebemännische Gewandtheit in dem schwierigen Verkehr mit auf gut Westphälisch durch und durch geräuchertem, preußenfeindlichem Adel und Klerus zu erproben Gelegenheit hatte und wirklich erprobte. Er blieb zu Münster bis zum Jahre 1801, welches ihm die Ernennung zum Generallieutenant brachte, und dann blieb die neue Excellenz erst recht. Zur Abwechslung machte der Lebenslustige häufige Ausflüge nach Berlin, wo er sich, „eigentlich mehr als seinem Range gemäß war,“ zu jungen Offizieren hielt, besonders zu denen von den Gensdarmes, im damaligen Lotterleben von Berlin die Tonangeber aller Thorheit und Tollheit. Obgleich Excellenz und den Sechzigen zuschreitend, tanzte Blücher, „was etwas Unerhörtes war,“ ganze Abende hindurch und ein flotter Tänzer muß er gewesen sein, denn die schöne Königin Luise, eine leidenschaftliche Tänzerin damals, tanzte gern mit ihm. Auch in den Freimaurerlogen hat er sich zu jener Zeit viel umgetrieben, theils weil das größte und gesuchteste Mysterium der Berliner Maurerei in der besonderen Reinheit und Feinheit der Weine bei den Tafellogen bestand, theils weil er hier seiner natürlichen Beredtsamkeit freien Lauf lassen konnte [106]. Bruder Blücher hatte in der That Aus-

sicht, ein vollkommener „Bruder Redner" zu werden, obgleich zu vermuthen steht, daß der Mann, wenn er ausschaute in die Welt, in seiner derben Manier den ewigen Berliner Schwatz und Klatsch mehr als ein Mal zu allen Teufeln gewünscht habe und lieber wieder mit zu Felde geritten wäre, den Husarensäbel in der Faust.

Denn die Zeit war gekommen, von der geschrieben stand: „Auf des Degens Spitze die Welt jetzt ruht." In der That, während sich Preußen und das nördliche Deutschland in die geträumte Sicherheit einer selbstgenügsamen Neutralität zurückgezogen hatten, ging auf anderen Schauplätzen das Ringen „um der Menschheit große Gegensätze, um Herrschaft und um Freiheit," seinen geräuschvoll-blutigen Gang weiter. Oestreich, was man auch immer an seiner Politik auszusetzen haben mochte, kämpfte, indem es seinen Krieg gegen Frankreich führte, doch zugleich auch für Deutschland und machte durch seinen glänzenden Feldzug vom Herbste 1795 bis zum Herbste 1796 den deutschen Waffen Ehre. Erzherzog Karl, bei Würzburg Sieger über Jourdan (3. September 1796), säuberte Deutschland bis zum Rhein von den Franzosen, und falls eine nationale Erhebung ihm zu Hülfe gekommen wäre, würde Moreau keine Ursache gehabt haben, sich seines „Xenophontischen" Rückzugs aus Baiern, durch den Schwarzwald und über den Rhein halber rühmen zu lassen. So jedoch, wie es um die deutschen Verhältnisse bestellt war, mußte die Entscheidung anderswo liegen, jenseits der Alpen nämlich...

Die Sündflut hatte sich verlaufen und einen unermeßlichen Schlamm zurückgelassen. Auf diesem trügerischen, unsaubern Boden nun tummelte sich die thermidorische Reaction. Hier spreizte sich die „Jeunesse dorée," welche so zu sagen Trauer tanzte, indem sie Opferbälle („bals à victime") veranstaltete, wozu nur Zutritt erhielt, wer einen Verwandten durch die Guillotine verloren hatte. Auf diesem Boden stellten die „Mus-

cadins" unserer lieben Frau vom Thermidor das Reich des Pariser Luxus wieder her, diese Elegants von 1795 in ihren kurzen, breitschößigen Röcken und gemsenfarbenen Pelzsammetwesten, mit langfliegenden gepuderten Haaren, wulstigen grünen Halsbinden, aufgebundenen Zöpfen und ungeheuerlichen Hüten, in den Händen derbe Knotenstöcke, welche nur allzuhäufig mit Dolchen vertauscht wurden. Auf diesem Boden endlich hetzte die „Compagnie Jehu," nicht zu verwechseln mit der Compagnie Jesu, und hetzten ähnliche aus föderalistisch-girondistisch-royalistischen Elementen gebildete Genossenschaften den besiegten, sterbenden, vergebens nach Luft schnappenden Jakobinismus und Sansculottismus vollends zu Tode[107]. Im Jahre 1796 fand ein deutscher Reisender, daß in Paris an die Stelle republikanischer Einfachheit und sansculottischer Kynismen schon wieder allerhand aristokratische Eleganz getreten war. Modische Damen trugen die noch vorgeschriebene Nationalkokarde in der Größe einer Erbse, unter einem Band oder einer Blume ihres Kopfputzes versteckt. Die elegante Welt hatte eine entschieden antirepublikanische Färbung, die Atmosphäre der öffentlichen Orte einen royalistischen Ton und die Leute nach der Mode versammelten sich zwischen den Straßen Grange-Batelière und Montblanc auf dem Boulevard, welchem man den herausfordernden Namen „Le petit Coblence" gegeben hatte[108].

Die Directorialregierung — inaugurirt mittelst eines durch den sechsundzwanzigjährigen Napoleon Bonaparte auf Befehl des in den letzten Zügen liegenden Convents in Szene gesetzten „Kartätschenpuffs" vom 13. Vendemiaire (5. Oktober) 1795 — war ein Pfuhl der Corruption, wimmelnd von häßlichem Gewürme, die Hefe und Grundsuppe des verschäumten, verschütteten und verdunsteten Republikanismus. An die Stelle der Grausamkeit des Fanatismus war die Grausamkeit der Lüderlichkeit getreten: man schickte die Besiegten nicht mehr unter das Fallbeil, wohl aber dahin, „wo der Pfeffer wächst," in die todhauchen-

den Glutsümpfe von Cayenne. Es ist wahr, eine so ganz aus Rand und Band gerissene Gesellschaft, wie die französische nach vertobtem Schreckenssturm gewesen, wieder aufzubauen, das erforderte eine ungeheure Arbeit. Aber das Directorium machte nicht einmal Miene, diese Arbeit anzufassen. Frivol und unsittlich durch und durch, hat seine Politik das Chaos so zu sagen noch chaotischer gemacht. Und wie widerlich die Travestie antiker Sitten am Hof eines Barras! Denn dieser Herr Director hielt ja einen förmlichen Hof, an welchem verbuhlte Weiber von altem Adel die Honneurs machten und die Traditionen der Monarchie wieder aufzubringen suchten. Da war Madame de Navaille, Madame de Mailli und auch Madame Josephine de Beauharnais, welche Letztere der in sehr knappen Verhältnissen lebende General Bonaparte kürzlich geheiratet hatte, weil er der anmuthigen Kreolin wirklich mit einer Zärtlichkeit, wie er sie gegen kein zweites Wesen empfunden hat, zugethan und nebenbei auch der Protection ihres Freundes Barras bedürftig war. Hieher kam Madame Tallien im Glanz ihrer Schönheit und in einem Anzug von solcher „Antikheit," daß man es begreiflich findet, wenn einer nach dem Styl „Unserer lieben Frau vom Thermidor" gekleideten, d. h. nicht gekleideten Dame ein Feigenblatt zugeschickt wurde mit der Aufschrift: Kleidung für Madame. In diesen Kreisen machte auch die reizende Juliane von Krüdener jene Schule des Lebens und Liebens durch, welche sie vollständig berechtigte, später als büßende Magdalena ihr Wehe über die sündige Welt zu rufen. Die tonangebenden Weiber der Directorialzeit hätten gerne griechische Heroinen vorgestellt und brachten es doch nur dazu, Hetären zu sein. Und so war auch das ganze Wesen und Walten dieser Bastard-Republik. Es gab da kein Forum mehr, es gab nur noch ein Lupanar. Um so mehr, da sich alle Gesundheit, Kraft und Tüchtigkeit nach außen warf, in den Krieg.

Aber der sterbende Jakobinismus brauchte nicht zu beten:

„Mög' aus meinem Gebein mir erstehen ein Rächer!“ Sein Rächer und Erbe zugleich war schon da. Es ist nie ein wahreres Wort aus Diplomatenmund gegangen als jenes, welches der Graf Markoff, russischer Gesandter am Hof des ersten Consuls, über Bonaparte gesprochen: — „Das ist der Jakobinismus ganz und gar, concentrirt in einem Menschen und bewaffnet mit allen Werkzeugen der Revolution [109].“ Ausgerüstet aber auch, muß man hinzufügen, mit einem Genie, welchem Nichts gleichkam bis zu der Zeit, wo der Uebermuth eines beispiellosen Glücks seinem Träger Schwindel verursachte, bis zum Wahnsinn gehenden Schwindel. Ja, es war dieses Mannes Natur und Bestimmung — denn der Gährungsprozeß der Revolution wollte vollendet sein — die Welt jakobinisch zu terrorisiren und zu despotisiren. Allein trotzdem ist es durchaus unpassend, Bonaparte den „Robespierre zu Pferde“ zu nennen, wie Frau von Staël gethan hat, welchen in Alles und Jedes zudringlich hineinblasenden Wirbelwind von Weib jener mit Fug und Recht unausstehlich widerwärtig fand. Bonaparte war keineswegs eine bloße Formel, sondern im Gegentheil ein Vollblutmensch mit allen Leidenschaften seiner Heimatinsel. Eine steifleinene, spröde Formel von Robespierre kann man sich gar nicht in solchen menschlichen, wenn auch nicht sehr zarten Situationen denken, wie das Leben Bonaparte's, bevor sein Herz unter dem Kaisermantel byzantinisch verknöcherte, deren in Fülle darbot, — Situationen wie z. B. jene, wo er im August von 1797 auf der Fahrt von Mailand nach Udine im Reisewagen seiner Zärtlichkeit gegen seine liebenswürdige Frau freien Lauf ließ, ohne zu beachten, daß die Mitfahrenden, Berthier und Miot, nicht wußten, wohin sie mit ihren Augen sollten.

Der gemeldete Kartätschenpuff vom 13. Vendemiaire hatte Bonaparte zum Divisionsgeneral und dann auch zum Obergeneral der französischen Armee gemacht, welche barfüßig und im strengsten Wortsinn sansculottisch in Savoyen und dort herum lungerte

und hungerte. Wie Marmont, ein für diese Zeit noch unanfechtbarer Zeuge über Bonapartesches, des Bestimmtesten versichert, glaubte der siebenundzwanzigjährige General schon damals mit der ganzen Stärke seines atheistischen Fatalismus an seine Mission oder, wie er es nannte, an seinen „Stern." Im Frühling von 1796 begann er sein erstes großes Siegesjahr, jenen ersten und zweiten italischen Feldzug, welcher zeigte, wie unendlich er seinen östreichischen Gegenfeldherrn, einem Beaulieu, einem Wurmser, einem Alvinzi und selbst einem Erzherzog Karl überlegen sei, jenes blitzschnelle Erkennen und Ergreifen der Motive und Momente der Entscheidung, wodurch Oestreich aus Italien hinaus und zum Frieden von Campo Formio (17. Oktober 1797) gedrängt wurde... Ein mit Aufträgen des Directoriums in Italien reisender Diplomat, dermalen Citoyen Miot, später, als es Barone, Grafen, Fürsten, Herzoge und Könige von Napoleon's Gnaden gab, Graf Miot von Melito, machte im Juni von 1796 dem Citoyen Obergeneral zu Brescia seine Aufwartung und war vom Anblick desselben „wunderlich überrascht," weil er sich von dem Manne eine ganz andere Vorstellung gebildet hatte. „In der Mitte eines zahlreichen Generalstabs erblickte ich einen Mann unter Mittelgröße und von ungewöhnlicher Hagerkeit; gepuderte Haare, unterhalb der Ohren eigenthümlich viereckig geschnitten, fielen ihm auf die Schultern herab. Er trug einen engen, bis oben zugeknöpften, mit sehr schmaler Goldstickerei verzierten Rock und einen Hut mit dreifarbiger Feder. Beim ersten Anblick kam mir sein Gesicht unschön vor, allein die scharfausgeprägten Züge, das lebhafte, forschende Auge, das drastische Gebärdenspiel verriethen eine Feuerseele und die breite, gedankenschwere Stirne einen Denker." Eine Aeußerung Bonaparte's im Gespräche mit Miot verrieth, daß er sich bereits als mehr fühlte und mehr war als ein bloßer General der Republik: — „Die Commissäre des Directoriums haben sich mit meiner Politik nicht zu befassen. Ich thue, was ich will." Im

folgenden Jahre, wiederum im Juni, traf Miot den siegesgewaltigen Soldaten zu Montebello inmitten eines Hauptquartiers, das „schon mehr einem glänzenden Hofe glich,“ an welchem eine strenge Etikette herrschte. Das Gebaren des Generals war schon ganz das eines Eroberers auf eigene Rechnung, welcher den Besiegten seine Bedingungen auferlegte. Die republikanischen Ideen und Formen behandelte er ohne alle Umstände als Phantasmen oder, wie er später Alles nannte, was seiner Tyrannei widerstrebte, als „Träume der Ideologen.“ An einem dieser Junitage von 1797 ist Bonaparte mit Miot und dem Mailänder Melzi, den er später zum Herzog von Lodi machte, im Park von Montebello spazieren gegangen und da hat er in seiner heftig explodirenden Weise von damals diese welthistorischen Worte gesprochen: — „Was ich bis jetzt gethan, ist noch Nichts; meine Laufbahn ist kaum erst begonnen. Glauben Sie etwa, meine in Italien errungenen Triumphe hätten den Zweck, die Advokaten des Directoriums, diese Carnot und Barras, groß zu machen? Glauben Sie, ich hätte gesiegt, um die Republik zu befestigen? Eine Republik von dreißig Millionen Menschen — welche Idee! Eine Republik bei unsern Sitten, unsern Lastern? Das ist nur eine Chimäre, für welche die Franzosen augenblicklich eingenommen sind, die aber vorübergehen wird, wie schon so viele andere Chimären vorübergegangen sind. Ruhm brauchen die Franzosen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen sie haben. Aber Freiheit? Bah, sie wissen nicht, was das ist. Sehen Sie sich die Armee an! Unsere Siege, die wir gewonnen, haben in dem französischen Soldaten den wahren französischen Charakter wieder hervorgekehrt. Ich bin für diesen Charakter ganz gemacht. Möge sich das Directorium einfallen lassen, mir den Oberbefehl zu nehmen, und es soll erfahren, wer der Herr ist. Die Nation braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Regierungstheorien, keine ideologischen Redensarten, von denen die Franzosen Nichts verstehen. Man

gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Sie werden sich damit amüsiren und sich leiten lassen, sofern man ihnen nur das Ziel, welchem man sie zuführt, geschickt verhüllt". . . Da hätten wir also schon im Juni des Jahres 1797 nicht mehr den General Bonaparte, sondern den ganzen Napoleon; aber noch einen Napoleon, welcher Wahrheit redete, was später bekanntlich nicht mehr seine starke Seite gewesen ist.

Nach Paris zurückgekehrt, wurde der Siegreiche, dem zu Ehren die Munizipalität der Hauptstadt die Rue Chantereine, wo seine Wohnung lag, in eine Rue de la Victoire umtaufte, von dem Directorium zum Oberbefehlshaber der gegen England bestimmten Armee ernannt. Denn damals blies man den Gedanken einer Invasion in Großbritannien zum ersten Mal mit aller Macht zu einem drohenden Phantom auf. Bonaparte merkte bald, was dahinter war. „Mit diesen Leuten (vom Directorium), sagte er zu Marmont, ist Nichts anzufangen. Für etwas Großes haben sie gar keinen Sinn und ohnehin fehlen ihnen die Mittel zur Ausführung. Wir sind außer Standes, zu einer Landung in England die Vorkehrungen zu treffen, welche den Erfolg sichern könnten. Wir müssen den Orient ins Auge fassen; dort ist Großes auszuführen." Seelenfroh, den General, dessen zur Schau getragene republikanische Einfachheit seine Anwesenheit nicht weniger unheimlich machte, wieder aus Frankreich loszuwerden, beschloß und rüstete das Directorium den großartigen Abenteurerzug nach Aegypten. Das Unternehmen, welches, obgleich mißlungen, der Gloriole Bonaparte's den letzten Glanzschliff gab, scheiterte an der Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson bei Abukir und an dem Mißlingen der Belagerung von Saint-Jean-d'Acre. „Wenn Saint-Jean-d'Acre nicht gewesen, wäre ich jetzt Kaiser des Orients!" hat Napoleon später als Kaiser des Occidents gesagt. Seinen Namen aber hat er damals mit Flammenzügen ins Morgenland eingeschrieben: Bonaparte Wetterstral nennen und

kennen ihn die Orientalen („Bunabarde jildirim“ [110]). Nelson seinerseits, der „Lord vom Nil“, welcher neben seiner unvergleichlichen Seetüchtigkeit ein bis zur Gemeinheit gewöhnlicher, roher, so zu sagen nach Matrosengrog riechender Mensch war, segelte von Abukir nach Sizilien und Neapel, damit die Welt von der vollendeten Herzlosigkeit englischer Politik ein schreiendes Beispiel mehr erhalte. Verführt von der frechsten aller Dirnen ihrer Zeit, Emmy Lyson, die sich mittelst „Shawltanzes“ und schamloser Schaustellung ihrer Körperreize in „mythologischen Attituden“ zur Lady Hamilton und zur Bad- und Bettgenossin der Königin Karoline von Neapel hinaufgeschwindelt hatte [111]), gab sich der britische Seeheld auf Antreiben dieser seiner Maitresse, die wiederum von ihrer königlichen Freundin getrieben wurde, zum Handlanger der mordlustigen Reaction her, welche im Sommer von 1799 dem kurzen Traum einer „parthenopäischen“ Republik die blutigste Wirklichkeit folgen ließ und gezeigt hat, wie weit ein wüthendes Weib in Verleugnung alles Menschengefühls es bringen kann.

Wie weit eine durch und durch unsittliche Politik in Verleugnung aller völkerrechtlichen Grundsätze es zu bringen vermochte, zeigte seinerseits das französische Directorium. Ruchloser als es durch diese Regierung geschah, konnten die Ideen der Revolution unmöglich travestirt und geschändet werden. Ihr Walten im Innern — sie konnte nur in Folge der allgemeinen Ermattung ihr Dasein so hinfristen — war ein von der Hand in den Mund Leben, ihre auswärtige Politik ein von dem Leiter derselben, von Talleyrand, dessen Zeit jetzt gekommen, gewirktes Gewebe von Lug und Trug, Diebstahl und Raub. Darauf lief alle diese phantasmagorische Gaukelei mit batavischen, cisrhenanischen, cisalpinischen, ligurischen, römischen und parthenopäischen Republiken hinaus. Die ganze directorialische Abgefeimtheit und Schamlosigkeit kam auch der Schweiz gegenüber zu Tage, wo ein unfähiges Patrizierregiment die Gemüther

für Einwirkungen von Frankreich her empfänglich gemacht hatte. Aber der Fall der alten Eidgenossenschaft war wenigstens kein so schmachvoller wie der Venedigs. Die Republik von Sanct Marcus, die „Königin der Meere" von ehemals, fiel wie ein verfaulter Baumstamm in einen Sumpf fällt, der seine Wurzeln durchfressen hat. Die Berner Patrizier dagegen und die Landleute der Waldstätte fielen kämpfend. Viel zu spät freilich erhob sich die Berner Aristokratie gegen den Raubplan, denn etwas Anderes ist die französische Invasion der Schweiz im Frühjahr von 1798 nicht gewesen, von Anfang bis zum Ende nicht[112]. Die Berner Milizen stritten im März muthvoll bei Neuenegg und im Grauholz, aber die ganze Organisation des Widerstandes war unzulänglich, die Führung zersplittert und das kernhafte Volk überdies vom höchsten Mißtrauen gegen seine welschparlirenden Führer im Rathsaal und im Feld erfüllt. Einer der tüchtigsten der Letztern hat uns erzählt, wie er in jenen Kampftagen zu verschiedenen Malen in Gefahr kam, als ein „puderirter Dunder" und sogar seiner fremdartig aussehenden, für „Dunders-Franzosenhosen" angesehenen Beinkleider wegen von den wüthenden Bauern, welche überall Verrath witterten, umgebracht zu werden, was bekanntlich dem General Erlach wirklich widerfuhr[113]. Nach Ausraubung des Berner Staatsschatzes und Zeughauses proclamirten die Franzosen in Verbindung mit der französischen Partei in der Schweiz die eine und untheilbare Helvetische Republik, von welcher die Bewohner der Waldstätte Nichts wissen wollten. Gewiß, ihre Erhebung in Waffen gegen die neufränkischen Freiheitsbringer hatte einen starkpfäffischen Anstrich; aber trotzdem sind die gegen eine erdrückende französische Uebermacht mit höchster Mannhaftigkeit in den ersten Maitagen des Jahres 1798 von den Nachkommen der alten Eidgenossen bei der Schindeleggi, bei Rothenthurm und auf der altberühmten Schlachtstätte am Morgarten andenen Kämpfe, sowie der letzte im September von einer

Handvoll Unterwaldner Männer gegen 16,000 Mann französischer Kerntruppen am Kernserwald, bei Alpnacht und Stansstad geführte Verzweiflungsstreit — auch Frauen und Mädchen stritten mit — ohne Frage das am meisten Heldische in der modernen Schweizergeschichte. Die Folgen für das unglückliche Unterwalden waren freilich schrecklich. In dem paradiesisch lieblichen Alpenthal zwischen Pilatus und Stanserhorn tobte am 9. September und in den folgenden Tagen die französische Kriegsfurie in ihrer ganzen Schreckhaftigkeit, mit dem Jammer von Raub, Brand, Mord und Schändung das ganze Gelände bis zu den höchsten Felswänden hinan erfüllend [114]).

Im folgenden Jahre sah die Schweiz eines der wundersamsten Schauspiele dieser an wundersamen Schauspielen so überreichen Zeit: Suworow's Rückzug aus Italien über die Alpen [115]), womit der Zerfall der zweiten Coalition, zwischen Rußland, England und Oestreich gegen die französische Republik geschlossen, offen erklärt war. Die Verbündeten hatten nicht unglücklich gekriegt: in Südwestdeutschland waren die Oestreicher unter Erzherzog Karl bei Ostrach und Stockach (März 1799) Sieger über die Franzosen unter den Jourdan, Soult und Lefebre und in Oberitalien führte der Erstürmer von Ismail und Warschau, Suworow, das russisch-östreichische Heer von Sieg zu Sieg, durch den glanzvollen von Novi (August 1799) den Franzosen Italien entreißend. Es ist wohl der Mühe werth, den Mann, welcher eine der eigenthümlichsten Gestalten seiner Zeit und der einzige General gewesen ist, welcher dem General Bonaparte die Spitze zu bieten vermocht hätte, uns im Vorbeigehen geschwind anzusehen und zwar mittelst der Augen eines östreichischen Soldaten, welcher den Alexander Wassiljewitsch mit dem Oestreicher Melas an einem der letzten Apriltage von 1799 in das eroberte Mailand dergestalt einziehen sah: — „Suworow, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Ersterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig

sprang er vom Pferde, drängte sich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin und warf sich dort der Länge nach zur Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, sprang er in die Höhe, ertheilte seinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd und ritt, indem er mit seiner Rechten, an welcher der Kantschu hing, immerwährend dem Volke und den aus den Fenstern Zusehenden links und rechts den Segen austheilte, seinem Quartiere zu. Hiebei denke man sich den General auf einem Kosakenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel lag. Kleine Stiefeln deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider von weißem gestreiftem Zeuge waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nicht zugemacht. Ein Hemd ohne Krause mit offenem Halskragen gab der Luft Raum, es aufzublasen. Ueber demselben trug er ein offenes weißes Hausleibel mit kurzen Patten. Die Kopfzierde bestand in einem Helm von schwarzem Leder mit schwarzgelber Kammquaste [116])." Es galt im Herbste von 1799, die Franzosen auch aus der Schweiz hinauszuschlagen. Allein der innere Zwiespalt der Coalition griff auch hier wieder lähmend in die Kriegsoperationen ein und ließ — nicht ohne Mitschuld des Erzherzogs Karl, der auf seiner ganzen Feldherrnlaufbahn seine Siege nie recht zu benützen verstand — die große zur Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz entworfene russisch-östreichische Combination nicht zu Stande kommen. Zu nicht geringem Aerger Suworow's, welcher nach Vollbringung seines beispiellosen Zuges durch die Urner, Glarner und Graubündner Alpenwildnisse im Dorfe Ilanz den Adjutanten des albernen Korsakow, der sich bei Zürich hatte schlagen lassen, in einer Stellung empfing, welche seine Verachtung charakteristisch-drastisch genug ausdrückte [117]). Zu nicht geringer Wuth auch Kaiser Paul's, dessen Politik in Folge dieses Mißlingens plötzlich einen

ihrer wahnsinnigen Sprünge machte und zwar diesmal einen franzosenfreundlichen.

Trotz Alledem stellte sich die Lage Frankreichs am Ausgange des Jahrhunderts in jeder Beziehung mißlich genug dar. Das Athmen der Republik war nur noch ein mühseliges Keuchen, welches in ein Todesröcheln überging, sowie der aus Aegypten ganz auf eigene Faust zurückkehrende Bonaparte am 9. Oktober 1799 den Fuß auf die französische Küste setzte. Als der Moniteur am 22. Vendemiaire triumphirend ausrief: „Citoyens, es lebe die Republik, Bonaparte ist zu Frejus an's Land gestiegen!" so hieß das in Wahrheit: Liebe Leute, jetzt wird die Republik ihren Meister finden. Denn es ist ganz unzweifelhaft, daß allgemein das Gefühl sich geltend machte, man stehe „an der Schwelle einer neuen Ordnung der Dinge." Man war der Republik satt, man mußte einer Republik satt sein, welche eine Regierung hatte, wie das Directorium eine war. Und zudem, Frankreich war im Laufe der Revolutionskriege ganz wesentlich soldatisch geworden und konnte also in seinem glücklichsten Soldaten auch seinen politischen Messias erblicken. Dieser Messias hat dann auch nicht gezaudert, sein in der That dem Nationalcharakter der Franzosen wundervoll angepaßtes Programm von Montebello zu verwirklichen. Der 18. Brumaire (9. November) von 1799 wurde gemacht. Wie, weiß Jedermann. Der Held desselben hat sich bei der Ausführung des Staatsstreichs nicht gerade heldenhaft benommen. Weitaus das Meiste thaten Andere für ihn, besonders Bruder Lucian und Schwager Murat. Der Letztere hat im Saal des Rathes der Fünfhundert zu St. Cloud mit seinen Grenadieren die sterbende Republik buchstäblich zum Fenster hinausgeworfen.

Am 11. November traten die drei Consuln Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos im Palais Luxembourg zu ihrer ersten Berathung zusammen. Das erste Geschäft soll die Wahl eines Obmanns der neuen Regierung sein. „Nehmen Sie den Vorsitz,

Bürger General, und berathen wir," sagt Roger-Ducos. Bonaparte nimmt ohne Weiteres den Präsidentenstuhl ein und nach Beendigung der Sitzung sagt Verfassungsfabrikant Sieyes süßsäuerlich zum hinkenden Talleyrand: „Wir haben einen Herrn, der Alles kennt, Alles kann und Alles will" .... Ja, die Franzosen hatten einen Herrn, einen Herrn und Meister, wie sie ihn verdienten. Denn immer — so lautet der strengen Lehrerin Historia herber Spruch — immer haben die Nationen, was sie verdienen.

Quellen,

Zeugnisse und Erläuterungen.

Scherr, Johannes,

Blücher seine Zeit und sein Leben ; zwölf Bücher in drei Bänden

Bd.: 1

Leipzig 1862